Mit den Augen des Westens

Conrad, Joseph

Veröffentlicht: 1911
Kategorie(n): Fiction, Literary
Quelle: http://gutenberg.spiegel.de

Über Conrad:

Joseph Conrad (born Teodor Józef Konrad Korzeniowski, 3 December 1857 – 3 August 1924) was a Polish-born novelist. Some of his works have been labelled romantic: Conrad's supposed "romanticism" is heavily imbued with irony and a fine sense of man's capacity for self-deception. Many critics regard Conrad as an important forerunner of Modernist literature. Conrad's narrative style and anti-heroic characters have influenced many writers, including Ernest Hemingway, D.H. Lawrence, Graham Greene, Joseph Heller and Jerzy Kosiński, as well as inspiring such films as Apocalypse Now (which was drawn from Conrad's Heart of Darkness). Source: Wikipedia

Auch verfügbar bei Feedbooks für Conrad:

- *Das Herz der Finsternis* (1899)

Copyright: This work is available for countries where copyright is Life+70 and in the USA.

Note: Dieses Buch wird Ihnen präsentiert von Feedbooks
http://www.feedbooks.com
Nur zum privaten Gebrauch. Nicht für kommerzielle Zwecke.

Teil 1

Zunächst möchte ich feststellen, daß ich in keiner Weise die starke Einbildungskraft und Ausdrucksfähigkeit besitze, die es mir ermöglicht hätte, dem Leser die Gestalt des Mannes anschaulich zu machen, der sich, der russischen Sitte gemäß, Kyrill Sohn des Isidor – Kyrill Sidorowitsch – Rasumoff nannte.

Hätte ich diese Gaben überhaupt jemals in irgendeiner Weise besessen, so wären sie doch schon längst in einem Wust von Worten untergegangen. Worte sind ja bekanntlich die geschworenen Feinde der Wirklichkeit. Ich war jahrelang Sprachlehrer. Diese Beschäftigung räumt auf die Dauer mit allem auf, was ein Durchschnittsmensch an Einbildungskraft, Beobachtungsgabe oder Einsicht besitzen könnte. Für einen Sprachlehrer kommt die Zeit, wo ihm die Welt nichts ist als die Heimat vieler Worte und der Mensch lediglich ein sprechendes Tier, nicht viel wunderbarer als ein Papagei.

Unter solchen Umständen wäre es mir unmöglich gewesen, der Geschichte Rasumoffs einen Schein von Lebendigkeit zu geben oder gar sie frei zu gestalten. Selbst die freie Erfindung der nackten Tatsachen seines Lebens hätte meine Kraft weit überstiegen. Doch ich glaube, daß auch ohne diese Erklärung die Leser dieser Geschichte darin die unverkennbaren Zeichen des tatsächlichen Geschehens entdecken werden; und wirklich liegt ihr ein Dokument zugrunde. Mein ganzer Anteil besteht in meinen Kenntnissen der russischen Sprache, die für meinen Zweck genügten. Das Dokument ist natürlich eine Art Tagebuch und doch wieder nicht das, was man gemeinhin darunter versteht. So wurde zum Beispiel der größere Teil der Eintragungen nicht von Tag zu Tag gemacht, wenn sie auch alle datiert sind. Manche dieser Eintragungen umfassen Monate und erstrecken sich über Dutzende von Seiten. Der ganze erste Teil ist ein Rückblick in erzählender Form und bezieht sich auf ein Ereignis, das sich ungefähr ein Jahr vorher zutrug.

Ich muß erwähnen, daß ich lange Zeit in Genf lebte. Ein ganzer Bezirk dieser Stadt wird mit Rücksicht auf .die vielen Russen, die darin wohnen, »La Petite Russie« genannt – das kleine Rußland. Zu jener Zeit hatte ich recht ausgedehnte Beziehungen zu diesem »kleinen Rußland«, doch gestehe ich, daß mir das Verständnis für den russischen Charakter fehlt. Die Unlogik ihres Gehabens, die Willkür ihrer Schlüsse, die vielen Ausnahmen sollten für jemand, der viele Grammatiken studiert hat, keine Schwierigkeiten bieten. Es muß aber noch etwas anderes vorliegen, ein besonderer menschlicher Zug, einer jener feinen Unterschiede, die sich dem Auge des bloßen Lehrers entziehen. Was einen Sprachlehrer immer packen muß, das ist die außerordentliche Vorliebe der Russen für Worte;

sie häufen sie an, sie pflegen sie, behalten sie aber nicht für sich, sondern sind im Gegenteil Tag und Nacht bereit, sie in reichem Fluß von sich zu geben, und oft mit so treffender Schärfe, daß man sich, wie bei besonders hochstehenden Papageien, manchmal der Vermutung nicht erwehren kann, daß sie wirklich verstehen, was sie sagen. In allen ihren wortreichen Ausführungen liegt ein Feuer, das sie über bloße Geschwätzigkeit weit hinaushebt, und doch sind sie wieder nicht in sich geschlossen genug, um als Beredsamkeit gelten zu können. – Doch muß ich wegen dieser Abschweifungen um Entschuldigung bitten.

Es wäre müßig, nachforschen zu wollen, warum Rasumoff diese Erinnerungen hinterlassen hat. Es scheint schwer glaublich, daß es sein Wunsch gewesen sein könnte, sie möchten irgendeinem Menschen vor Augen kommen. Hier spielt, glaube ich, ein geheimnisvoller Trieb der menschlichen Natur herein. Abgesehen von Samuel Pepys, der sich auf diese Weise das Tor der Unsterblichkeit erschlossen hat, haben ungezählte andere – Verbrecher, Heilige, Philosophen, junge Mädchen, Staatsmänner und glatte Dummköpfe – offenherzige Tagebücher geführt, aus Eitelkeit zweifellos, doch gewiß auch aus anderen Gründen. Es muß eine wunderbar beruhigende Kraft in bloßen Worten liegen, da so viele Leute sie gebrauchen, wenn sie Einkehr in sich selbst halten wollen. Da ich selbst ein ruhiger Mensch bin, so nehme ich an, daß es irgendeine Art von Frieden ist oder vielleicht nur eine Formel dafür, was alle suchen. Jedenfalls ist der Ruf danach heutzutage laut genug. Inwiefern aber Kyrill Sidorowitsch Rasumoff erwarten konnte, in der Aufzeichnung seiner Erinnerungen Frieden zu finden, das übersteigt meine Fassungsgabe.

Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß er sie aufgezeichnet hat.

Rasumoff war ein schlanker, wohlgebauter junger Mann, ganz ungewöhnlich dunkel für einen Russen aus den zentralen Provinzen. Seine Schönheit wäre unbestreitbar gewesen, ohne einen merkwürdigen Mangel von Feinheit in seinen Zügen. Es war, als hätte man ein kräftig in Wachs modelliertes Gesicht (von einer fast ans Klassische grenzenden Ebenmäßigkeit) nahe ans Feuer gehalten, bis mit der Erweichung des Materials alle Schärfe der Linienführung verlorengegangen wäre. Doch auch so sah er gut genug aus. Auch seine Manieren waren gut. In Diskussionen beugte er sich gern vor Argumenten und Autoritäten, jüngeren Landsleuten gegenüber nahm er die Pose des undurchdringlichen Zuhörers an, eines Menschen von der Art, die einen aufmerksam bis zu Ende anhören und dann – einfach das Thema wechseln.

Dieser Kniff, der in geistiger Unzulänglichkeit seine Ursache haben kann oder auch in einem mangelhaften Vertrauen in die eigene Überzeugung, brachte Rasumoff in den Ruf von Gedankentiefe. Unter einer Schar begeisterter Sprecher, deren Gewohnheit es ist, sich täglich in feurigen Diskussionen auszugeben, muß natürlich ein verhältnismäßig schweigsamer. Mensch den Anschein von Verschlossenheit erwecken. Seine Kameraden von der St. Petersburger Universität blickten auf Kyrill Sidorowitsch Rasumoff, der im sechsten philosophischen Semester stand, als auf einen starken Charakter – einen durchaus zuverlässigen Mann. In einem Lande, in dem eine Überzeugung ein Verbrechen sein kann, auf dem Tod steht oder manchmal ein schlimmeres Schicksal als bloßer Tod, hieß das, daß man ihm verbotene Überzeugungen zutrauen und anvertrauen konnte. Er war aber auch beliebt wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner ruhigen Art, jemand gefällig zu sein, selbst auf Kosten seiner persönlichen Bequemlichkeit.

Rasumoff galt als der Sohn eines Erzpriesters, und es hieß, daß er von einem Hocharistokraten – vielleicht aus seiner eigenen entfernten Provinz – protegiert werde. Seine äußere Erscheinung aber stimmte schlecht zu einer so einfachen Herkunft. Diese Abstammung schien nicht glaublich. Tatsächlich ging das Gerücht, daß Rasumoffs Mutter die hübsche Tochter eines Erzpriesters gewesen sei, was natürlich die ganze Frage in anderem Lichte erscheinen ließ. Diese Vermutung machte auch die Protektion des Aristokraten verständlich. Doch hatte man all dem niemals boshaft oder sonstwie nachgeforscht. Niemand wußte es oder kümmerte sich darum, wer der fragliche Aristokrat war. Rasumoff erhielt einen bescheidenen, doch durchaus ausreichenden Monatswechsel von einem ziemlich bekannten Sachwalter ausgezahlt, der in gewisser Beziehung als sein Vormund zu fungieren schien. Dann und wann erschien er bei Privatempfängen irgendeines Professors. Davon abgesehen, wußte niemand andere gesellschaftliche Beziehungen Rasumoffs in der Stadt anzugeben. Er besuchte die vorgeschriebenen Vorlesungen regelmäßig und galt an der Universität als vielversprechender Student. Er arbeitete zu Hause nach Art eines Menschen, der es vorwärtssbringen will, schloß sich deswegen aber nicht asketisch ab. Er war immer zugänglich, und sein Leben erschien weder geheimnisvoll noch zurückgezogen.

Kapitel 1

Der Anfang von Rasumoffs Erinnerungen ist mit einem Ereignis verknüpft, wie es für das moderne Rußland charakteristisch ist: mit der Ermordung eines hervorragenden Staatsmannes und noch charakteristischer für die moralische Korruption einer unterdrückten Gesellschaft, in der die edelsten Triebe des Menschen, der Freiheitsdrang, glühende Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe, das Mitleid und sogar die feste Treue schlichter Gemüter der Willkür von Haß und Furcht preisgegeben sind, den unzertrennlichen Begleitern eines nicht hinreichend gefestigten Despotismus.

Das erwähnte Ereignis ist das gelungene Attentat auf Herrn von P., den Präsidenten der berüchtigten Unterdrückungskommmission, die vor einigen Jahren vom Staatsminister eingesetzt und mit außerordentlicher Macht bekleidet worden war. Die Zeitungen schrieben mehr als genug über jene fanatische schmalbrüstige Erscheinung in goldverschnürter Uniform, mit einem Gesicht wie altes Pergament, ausdruckslosen, bebrillten Augen und dem Großkreuz des Prokopius-Ordens um den faltigen Hals. Eine Zeitlang verging, wie man sich erinnern wird, kein Monat, ohne daß sein Bild in irgendeiner der illustrierten Zeitschriften Europas erschienen wäre. Er diente der Monarchie, indem er Männer und Frauen, junge und alte, ins Gefängnis, in die Verbannung oder zum Galgen schickte, mit ewig gleichem, unerschütterlichem Eifer. In seiner mystischen Verehrung des autokratischen Prinzips hatte er es sich zum Ziel gesetzt, im Lande jedwede Spur davon auszutilgen, was an Freiheit im öffentlichen Leben erinnern konnte, und bei seiner rücksichtslosen Verfolgung der neuen Generation schien er es darauf abgesehen zu haben, sogar die Hoffnung auf Freiheit zu vernichten.

Man erzählt sich, daß dieser vielfach verwünschte Mann nicht Einbildungskraft genug hatte, sich über den Haß klar zu werden, den er erweckte. Es klingt kaum glaublich; und doch ist es eine Tatsache, daß er recht wenig Maßnahmen für seine persönliche Sicherheit traf. In dem Leitartikel einer gewissen bekannten Staatszeitung hat er einmal erklärt, daß »der Freiheitsgedanke in dem Werk des Schöpfers niemals existiert

habe. Aus einer Vielheit menschlicher Entschlüsse könne immer nur Auflehnung und Unordnung sich ergeben, und diese seien Sünde in einer Welt, die für Gehorsam und Ordnung geschaffen sei. Nicht Vernunft, sondern Autorität sei der Ausdruck der göttlichen Absicht. Gott sei der Selbstherrscher des Weltalls … « Es mag sein, daß der Mann, der diese Erklärung abgab, glaubte, der Himmel selbst müßte ihn in seinem rücksichtslosen Kampf für die Autokratie auf dieser Welt beschützen.

Zweifellos rettete ihn die Wachsamkeit der Polizei zu verschiedenen Malen. Fest steht aber auch, daß die zuständigen Behörden ihm keine Warnung hatten geben können, als das ihm zugedachte Geschick sich erfüllte. Sie hatten keine Kenntnis von irgendeiner Verschwörung gegen des Ministers Leben; durch ihre üblichen Kanäle war keine Kunde davon gesickert, man hatte keine Anzeichen bemerkt, keine verdächtigen Regungen oder gefährliche Personen.

Herr von P. fuhr in einem offenen, zweispännigen Schlitten nach der Bahnstation, mit Lakai und Kutscher auf dem Bock. Es hatte die ganze Nacht geschneit, und die Straße war zu dieser frühen Stunde noch nicht frei gemacht, so daß die Pferde schwer vorwärts kamen. Der Schnee fiel immer noch in dichten Flocken. Doch der Schlitten mußte genau beobachtet worden sein. Als das Gefährt nach links ausbog, um eine Ecke zu nehmen, bemerkte der Lakai einen Bauern, der langsam auf dem Bürgersteig hinschritt, die Hände in den Taschen seines Pelzrockes und die Schultern im Schneegestöber hochgezogen. Als der Schlitten ihn überholte, fuhr der Bauer plötzlich herum und erhob den Arm. Im Augenblick erfolgte ein furchtbarer Schlag, eine Detonation, die durch das Schneetreiben gedämpft wurde. Beide Pferde lagen tot und verstümmelt auf dem Boden, und der Kutscher war mit einem schrillen Aufschrei tödlich verwundet vom Bock gefallen. Der Lakai, der unverletzt blieb, hatte keine Zeit, sich das Gesicht des Mannes in dem Schafpelz einzuprägen. Dieser entfernte sich, nachdem er die Bombe geschleudert hatte. doch vermutet man, daß er es für klüger gehalten habe, zu dem Ort der Explosion zurückzukehren, da er von allen Seiten eine Menge von Leuten durch das Schneetreiben heraneilen sah.

In unglaublich kurzer Zeit hatte sich eine aufgeregte Masse rings um den Schlitten versammelt. Der Ministerpräsident, ebenfalls unverletzt, war in den tiefen Schnee hinausgetreten, stand neben dem sterbenden Kutscher und sprach zu wiederholten Malen den Leuten mit seiner schwachen, farblosen Stimme zu: »Ich bitte euch, bleibt weg. Um der Liebe Gottes willen bitte ich euch, gute Leute, wegzubleiben.«

In diesem Augenblick trat ein schlanker junger Mensch, der bisher regungslos in einem Torweg zwei Häuser weiter gestanden hatte, in die Straße hinaus, ging rasch ein paar Schritte und schleuderte über die Köpfe der Menge weg eine zweite Bombe. Diese traf den Ministerpräsidenten gerade an der Schulter, während er sich über seinen sterbenden Diener beugte, fiel dann zu seinen Füßen nieder, explodierte mit grauenhafter Gewalt und streckte ihn selbst tot zu Boden, gab dem Verwundeten den Rest und vernichtete den leeren Schlitten in einem Umsehen. Mit einem Schrei des Entsetzens stob die Menge nach allen Richtungen auseinander, mit Ausnahme jener, die tot oder sterbend nächst dem Ministerpräsidenten liegen blieben, und einem oder zwei anderen, die erst niederstürzten, nachdem sie eine kurze Strecke gerannt waren. Die erste Explosion hatte wie durch Hexerei eine Menschenmenge zur Stelle gebracht, die zweite ebenso rasch eine völlige Leere in der Straße geschaffen, für Hunderte von Metern nach jeder Seite hin. Durch den fallenden Schnee blickten Leute von ferne auf den kleinen Haufen von Leichen, die übereinander lagen, neben den beiden Pferdekadavern. Niemand wagte sich in die Nähe, bis ein paar Kosaken von einer Straßenpatrouille angaloppierten, absaßen und die Toten umzuwenden begannen. Unter den unschuldigen Opfern der zweiten Explosion, die man auf den Bürgersteig gebettet hatte, war auch ein Mann in einem bäuerlichen Schafpelz, doch das Gesicht war unkenntlich, in den Taschen seiner ärmlichen Kleidung wurde absolut nichts gefunden, und er war der einzige, dessen Identität niemals festgestellt wurde.

An jenem Tage stand Rasumoff zur gewöhnlichen Stunde auf und verbrachte den Vormittag in der Universität, indem er Vorlesungen hörte und eine Zeitlang in der Bibliothek arbeitete. Bei Tisch in der Mensa academica, wo er sein Mittagsmahl zu nehmen pflegte, hatte er die ersten leisen Andeutungen über irgend etwas wie ein Bombenattentat gehört. Doch diese Andeutungen wurden nur geflüstert, und man war in Rußland, wo es nicht immer rätlich war, besonders für einen Studenten, an gewissen Arten von Geflüster zu viel Anteil zu nehmen; Rasumoff war einer jener Leute, die in einer Periode geistiger und politischer Unruhen leben und dabei instinktiv im normalen, praktischen, alltäglichen Leben Halt suchen. Er war sich der hochgradigen Spannung seiner Zeit bewußt. Er reagierte sogar darauf in unbestimmter Weise; sein Hauptaugenmerk aber war auf seine Arbeit, seine Studien und seine eigene Zukunft gerichtet.

Da er offiziell und tatsächlich keine Familie besaß (denn die Tochter des Erzpriesters war längst tot), so hätten keine äußerlichen Einflüsse auf

seine Überzeugungen oder Gefühle einwirken können. Er stand in der Welt so allein wie ein Mann, der auf hoher See schwimmt. Das Wort Rasumoff war nichts als die Spitzmarke für eine einsame Persönlichkeit. Nirgendwo gab es Rasumoffs, die zu ihm gehörten. Seine nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen waren mit der Feststellung gegeben, daß er ein Russe war, und diese Beziehung allein konnte ihm alles Gute, was er vom Leben erhoffte, geben oder versagen. Diese ungeheure Verwandtschaft litt unter·inneren Zerwürfnissen. Doch er schreckte instinktiv vor dem Getriebe zurück, so wie ein gutmütiger Mensch davor zurückschrecken mag, in einem heftigen Familienzwist Partei zu nehmen.

Auf dem Heimweg überlegte Rasumoff, daß er nun seine ganze Zeit der Preisarbeit widmen könne, da er mit den Vorarbeiten für die nächste Prüfung fertig sei. Er strebte nach der Silbernen Medaille. Das Unterrichtsministerium hatte einen Preis ausgesetzt, die Namen der Bewerber sollten dem Minister selbst vorgelegt werden. Die bloße Beteiligung mußte höheren Ortes als verdienstvoll angesehen werden, und der Erringer des Preises sollte nach Erlangung des Doktorgrades Anspruch auf eine bessere Anstellung bei der Regierung haben. In einer Anwandlung von Stolz vergaß der Student Rasumoff die Gefahren, die den Bestand der Einrichtungen bedrohten, die Belohnungen und Anstellungen zu vergeben hatten; dachte er aber an den Preisträger des Vorjahres, dann fühlte Rasumoff, der junge Mann ohne irgendwelche Verwandte, sich ernüchtert. Er und einige andere waren zufällig im Zimmer ihres Kameraden anwesend, als diesem gerade die offizielle Verständigung von seinem Erfolg zugestellt wurde. Er war ein ruhiger, anspruchsloser junger Mensch. »Verzeiht«, hatte er gesagt, während er mit einem schwachen Lächeln der Entschuldigung nach seiner Pelzmütze griff, »ich gehe fort und lasse Wein heraufschicken. Zuerst aber muß ich meinen Leuten nach Hause telegraphieren. Ich bin sicher, daß die beiden Alten ein Fest deswegen feiern und die Leute zwanzig Meilen in der Runde zu Gaste laden werden.«

Rasumoff dachte, daß es für ihn nichts dergleichen in der Welt gäbe. Über seinen Erfolg würde sich niemand freuen. Dennoch fühlte er keine Bitterkeit gegen seinen hochadeligen Protektor, der übrigens kein Provinzmagnat war, wie man allgemein annahm. Tatsächlich war es niemand Geringeres als Fürst K., der einst eine große und glänzende Rolle in der Welt gespielt hatte und nun, da seine Zeit um war, als Senator und gichtischer Invalide zwar immer noch glänzend, doch mehr in seine Häuslichkeit zurückgezogen lebte. Er hatte ein paar junge Kinder und eine Frau, die ebenso adelsstolz war wie er selbst.

In seinem ganzen Leben war es Rasumoff nur einmal vergönnt gewesen, mit dem Fürsten in persönliche Berührung zu kommen.

Dies eine Mal trug den Anschein eines zufälligen Zusammentreffens in dem Büro des kleinen Sachwalters. Als Rasumoff sich eines Tages auf eine Einladung dort einfand, sah er einen Fremden vor sich stehen, einen schlanken Mann von aristokratischem Äußeren, mit seidigem, grauem Backenbart. Der kahlköpfige, listige kleine Advokat rief mit leicht ironischer Herzlichkeit: »Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Rasumoff!« Dann wandte er sich ehrfurchtsvoll an den großartigen Fremden mit den Worten: »Mein Mündel, Ew. Exzellenz, einer der meistversprechenden Studenten seiner Fakultät an der St. Petersburger Universität.« Zu seiner maßlosen Überraschung sah Rasumoff, wie sich ihm eine weiße, wohlgeformte Hand entgegenstreckte. Er nahm sie in großer Verwirrung (sie war weich und schlaff) und hörte zur gleichen Zeit ein herablassendes Murmeln, von dem er nur die Worte erfaßte: »erfreulich« und »so fortmachen«. Das Erstaunlichste dabei aber war, daß er plötzlich einen deutlichen Druck der weißen wohlgeformten Hand fühlte, knapp bevor sie zurückgezogen wurde, einen leichten Druck wie ein geheimes Zeichen. Rasumoff wurde dadurch unglaublich erregt. Das Herz schien ihm in die Kehle zu springen. Als er die Augen wieder erhob, hatte die aristokratische Persönlichkeit eben den kleinen Sachwalter zur Seite gewinkt, die Türe geöffnet und war im Hinausgehen.

Der Advokat wühlte eine Zeitlang unter den Papieren auf seinem Tisch. »Wissen Sie, wer das war?« fragte er plötzlich.

Rasumoff, dessen Herz noch immer hart pochte, schüttelte schweigend den Kopf.

»Das war Fürst K. Sie wundern sich, was er in der Bude eines armen Aktenschnüfflers, wie ich es bin, zu tun haben könnte, he? Diese grausam hohen Herrschaften kennen die sentimentale Neugier so gut wie gewöhnliche Sünder. Wenn ich aber Sie wäre, Kyrill Sidorowitsch«, fuhr er fort – mit einem scharfen Seitenblick und eigentümlicher Betonung des ersten Vornamens, »dann würde ich mich dieser Vorstellung nicht weiter rühmen. Das wäre nicht schlau, Kyrill Sidorowitsch, bei Gott nicht! Im Gegenteil, es wäre gefährlich für Ihre Zukunft.«

Dem jungen Menschen brannten die Ohren wie Feuer. Sein Blick war umnebelt. »Dieser Mann«, sagte sich Rasumoff, »Er!« Von da ab wurde es Rasumoff zur Gewohnheit, dieses »Er« zu gebrauchen, wenn er an den Fremden mit dem grauen seidigen Backenbart dachte. Von dieser Zeit an achtete er auch mit besonderer Aufmerksamkeit auf die prachtvollen Pferde und Wagen mit den Lakaien des Fürsten K. auf dem Bock,

sooft er sie in den Straßen traf. Einmal sah er die Fürstin aussteigen – sie machte Einkäufe –, von zwei Mädchen gefolgt, von denen das eine fast um einen Kopf größer war als das andere. Ihr blondes Haar hing ihnen offen über den Rücken, nach englischer Art; sie hatten frohe Augen, ihre Pelzjacken, Muffe und kleinen Pelzkappen waren vollkommen gleich, und ihre Wangen und Nasenspitzen hatte die Kälte lustig gerötet. Sie kreuzten gerade vor ihm die Straße, und Rasumoff ging seines Weges weiter und lächelte verstohlen vor sich hin. »Seine« Töchter. Sie waren »Ihm« ähnlich. Der junge Mann fühlte eine warme Sympathie für diese Mädchen, die nie von seiner Existenz erfahren sollten. Heute oder morgen würden sie Generale oder Kammerherren heiraten und wieder Mädel und Buben haben, die vielleicht einmal von ihm hören würden, wenn er ein berühmter alter Professor sein würde, mit vielen Orden, vielleicht ein Geheimrat, eine von den Größen Rußlands und nichts mehr.

Doch ein berühmter Professor war immerhin auch etwas. Die Berühmtheit würde die Spitzmarke Rasumoff zu einem geehrten Namen machen. In der Sehnsucht des Studenten Rasumoff nach Berühmtheit lag nichts Außergewöhnliches. Das wahre Leben eines Mannes beginnt ja erst, wenn er in der Begriffssphäre anderer Menschen in Ehrfurcht oder natürlicher Liebe festen Fuß gefaßt hat. Als er am Tage des Attentats an Herrn von P. nach Hause kam, faßte er den Entschluß, seine volle Kraft für die Silberne Medaille einzusetzen. – Während er langsam in dem dunkeln, schmutzigen Stiegenhaus die vier Stockwerke bis zu seiner Wohnung emporklomm, fühlte er eine feste Siegeszuversicht. Der Name des Gewinners sollte am Neujahrstage in den Zeitungen veröffentlicht werden, und bei dem Gedanken, daß »Er« ihn da höchstwahrscheinlich lesen würde, machte Rasumoff auf der Treppe kurz halt und stieg dann mit einem leisen Lächeln über seine eigene Erregung weiter. »Das sind ja nur Träume«, sagte er sich, »die Medaille ist aber doch ein fester Anfang.«

Mit diesen verheißenden Plänen im Kopfe empfand er die Wärme seines Zimmers doppelt angenehm und ermutigend. »Ich will vier Stunden lang fest arbeiten«, sagte er. Kaum aber hatte er die Tür hinter sich geschlossen, da erschrak er furchtbar. Gegen den landesüblichen, hohen weißen Kachelofen, der durch das Dämmer schimmerte, hob sich ganz schwarz eine merkwürdige Gestalt ab, in einem langen, eng anliegenden, braunen Tuchrock mit einem Gürtel um die Taille, in hohen Stiefeln und mit einer kleinen Astrachanmütze auf dem Kopf. Ein leichtes Grauen schien von dem Fremden auszugehen.

Rasumoff war aufs tiefste bestürzt. Erst als die Gestalt zwei Schritte vortrat und ihn mit ruhiger, ernster Stimme fragte, ob die äußere Tür geschlossen sei, gewann er die Sprache zurück.

»Haldin … Viktor Viktorowitsch, sind Sie es … ? Ja, die Außentür ist gut zu. – Doch das hatte ich wirklich nicht erwartet.«

Viktor Haldin, ein Student, der älter war als die meisten seines Jahrganges an der Universität, war keiner von den Fleißigen. Fast nie sah man ihn in den Vorlesungen. Im Rektorat wurde er als »unruhig« und »ungläubig« geführt – eine sehr üble Klassifikation. Unter seinen Kameraden aber erfreute er sich hohen Ansehens und beeinflußte ihre Gedanken stark. Rasumoff war mit ihm nie vertraut gewesen. Von Zeit zu Zeit waren sie in Versammlungen bei anderen Studenten zusammengetroffen. Einmal hatten sie sogar eine Diskussion miteinander geführt, eine jener Diskussionen über grundlegende Prinzipien, wie die heißköpfige Jugend sie liebt.

Rasumoff wünschte, daß der Mann eine andere Zeit für eine Plauderstunde gewählt hätte. Er fühlte sich in der richtigen Verfassung, die Preisarbeit anzugehen. Da er nun aber Haldin nicht kurzweg hinausweisen konnte, so bequemte er sich zu einem gastfreundlichen Ton und forderte ihn auf, Platz zu nehmen und zu rauchen.

»Kyrill Sidorowitsch«, sagte der andere und warf seine Kappe weg, »wir stehen vielleicht nicht ganz im selben Lager, Ihr Urteil ist mehr philosophisch gefärbt, Sie sind ein Mensch von wenig Worten; ich habe aber niemand getroffen, der die Großmut Ihrer Gefühle anzuzweifeln gewagt hätte. In Ihrem Charakter liegt eine Festigkeit, die ohne Mut nicht denkbar ist.«

Rasumoff fühlte sich geschmeichelt und murmelte verlegen etwas von »sehr erfreut über die gute Meinung«. Da hob Haldin die Hand.

»Das sagte ich zu mir selbst«, fuhr er fort, »während ich mich in dem Holzlager am Fluß unten versteckt hielt; ›er ist ein fester Charakter, dieser junge Mensch‹, sagte ich mir, ›er trägt nicht das Herz auf der Zunge‹. Ihre Zurückhaltung hat mir immer ausgezeichnet gefallen, Kyrill Sidorowitsch. Also versuchte ich, mich Ihrer Adresse zu erinnern, und sehen Sie an, ich hatte Glück. Ihr Dwornik war eben von der Tür fort und sprach mit einem Schlittenkutscher auf der anderen Straßenseite. Ich traf niemand auf den Stiegen, keine Seele. Als ich hier oben ankam, erblickte ich Ihre Wirtin, die aus Ihrem Zimmer kam, doch sie sah mich nicht. Sie ging über den Flur in ihre eigenen Zimmer, und dann schlüpfte ich herein. Ich bin nun seit zwei Stunden hier und erwartete, Sie jeden Augenblick kommen zu hören.«

Rasumoff hatte verwundert zugehört. Bevor er aber den Mund öffnen konnte, fügte Haldin mit langsamer Betonung hinzu: »Ich war es, der heute früh P. beiseite geschafft hat.«

Rasumoff unterdrückte einen Schrei des Entsetzens. Das Gefühl, daß sein Leben zerstört sei durch die Berührung mit einem derartigen Verbrechen, fand seinen gedrängten Ausdruck in dem halb spöttischen Gedanken: »Jetzt ist die Silberne Medaille futsch.«

Haldin fuhr nach einer kurzen Pause fort:

»Sie sagen nichts, Kyrill Sidorowitsch! Ich verstehe Ihr Schweigen. Von Ihrer kalten englischen Art war es ja auch sicherlich nicht zu erwarten, daß Sie mich umarmen würden. Doch lassen wir Ihre Art! Sie haben Herz genug, das Weinen und Zähneknirschen gehört zu haben, das dieser Mann im Lande weckte. Das allein müßte genügen, alle philosophischen Hemmungen zu überwinden. Er wollte die zarte Pflanze entwurzeln. Man mußte ihm Halt gebieten. Er war ein gefährlicher Mann – ein Mann von Überzeugung. Wäre er noch drei Jahre am Werk geblieben, so hätte er uns um fünfzig Jahre in die Knechtschaft zurückgeworfen, und bedenken Sie, wie viele Leben, wie viele Seelen in dieser Zeit zerstört und verlorengegangen wären.«

Seine harte, selbstbewußte Stimme verlor plötzlich allen Klang, und er fügte dumpf hinzu: »Ja, Bruder, ich habe ihn getötet. Harte Arbeit!«

Rasumoff war in einen Stuhl gesunken. Er erwartete jeden Augenblick, einen Haufen Polizisten hereinstürzen zu sehen. Tausende von ihnen mußten jetzt nach dem Mann Umschau halten, der da in seinem Zimmer auf und ab schritt. Haldin sprach wieder, mit beherrschter, fester Stimme; dann und wann schwenkte er einen Arm, langsam und ohne Erregung.

Er erzählte Rasumoff, daß er sich ein Jahr lang mit dem Entschluß getragen, daß er buchstäblich seit Wochen nicht mehr geschlafen habe. Er und »ein anderer« waren von der Ausfahrt des Ministers spät am Vorabend »durch eine gewisse Person« unterrichtet worden. Er und dieser »andere« setzten ihre »Maschinen« instand und beschlossen, nicht zu schlafen, bevor »die Tat« getan wäre. Sie schritten im Schneetreiben durch die Straßen mit ihren »Maschinen« und wechselten kein Wort während der ganzen Nacht, die lang war wie ein Leben. Wenn ihnen eine Polizeipatrouille begegnete, faßten sie sich unter und mimten feuchtfröhliche Bauern. Sie grölten und redeten mit schnapsrauhen Stimmen. Von diesen erzwungenen Ausbrüchen abgesehen, schwiegen sie still und gingen unaufhörlich fort. Ihr Plan war vorher fest besprochen worden. Bei Tagesanbruch begaben sie sich an den Punkt, den der Schlitten,

wie sie wußten, passieren mußte. Als der Schlitten in Sicht kam, tauschten sie ein gemurmeltes »Lebe wohl!« und trennten sich. Der »andere« blieb an der Ecke, Haldin faßte ein wenig weiter oben in der Straße Posten …

Nachdem er seine »Maschine« geworfen hatte, rannte er fort und wurde im Augenblick von der Menschenmenge überholt, die in panischem Schrecken nach der zweiten Explosion den Ort floh. Die Leute waren außer sich vor Entsetzen. Ein oder zweimal wurde er niedergerannt. Er duckte sich, so gut es ging, um die Menschenflut vorüberzulassen, und wandte sich dann nach links in ein enges Gäßchen. Dort war er allein.

Er wunderte sich über dieses unmittelbare Entrinnen. Die Arbeit war getan. Er konnte es kaum glauben. Er kämpfte mit dem fast unüberwindlichen Drang, sich auf das Pflaster niederzuwerfen und zu schlafen. Doch diese Schwäche – eine schläfrige Schwäche – ging rasch vorüber. Er schritt schneller aus, einem der ärmeren Stadtteile zu, um nach Siemianitsch zu sehen.

Dieser Siemianitsch war, soviel Rasumoff verstehen konnte, eine Art Stadt-Bauer, der es zu etwas gebracht hatte; Besitzer von ein paar Schlitten und Pferden, die er vermietete. Haldin. unterbrach sich in seiner Erzählung mit dem Ausruf:

»Ein klarer Geist! Eine starke Seele! Der beste Fahrer in St. Petersburg. Er hat da ein Gespann von drei Pferden … oh! er ist ein ganzer Kerl!«

Dieser Mann hatte sich bereit erklärt, zu jeder Zeit eine oder zwei Personen sicher nach der zweiten oder dritten Station an einer der südlichen Bahnlinien zu bringen. Es war aber keine Zeit geblieben, ihn am Abend vorher zu verständigen. Sein gewöhnlicher Unterschlupf schien ein Kosthaus letzter Klasse an der Stadtgrenze zu sein. Als Haldin dorthin kam, war der Mann nicht zu finden. Man glaubte nicht, daß er vor Abend wiederkehren würde. Haldin wanderte ruhelos weiter.

Er fand das Tor eines Holzhofes offen und schritt hinein, um dem Wind zu entgehen, der auf dem offenen Platz schneidend pfiff. Die hohen rechtwinkligen Stöße von geschnittenem Holz, mit Schnee bedeckt, glichen den Hütten eines Dorfes. Während er sich dahinter duckte, fand ihn der Wächter und sprach ihn zunächst freundlich an. Es war ein vertrockneter alter Mann, der zwei verwitterte Soldatenmäntel übereinander trug. Sein runzeliges, kleines Gesicht, in ein schmutziges rotes Taschentuch eingebunden, das Ohren und Wangen bedeckte, sah komisch aus. Bald wurde er aber unwillig und begann schließlich, ohne jeden ersichtlichen Grund wütend zu brüllen:

»Willst du dich wohl bald hier hinauspacken, du Lump! Die Arbeiter von deinem Schlage kennt man schon. Ein großer starker Kerl, nicht einmal besoffen ist er. Was willst du hier? Uns machst du keine Angst. Scher dich fort mit deinen verfluchten Augen.«

Haldin blieb vor dem sitzenden Rasumoff stehen. Seine schlanke Gestalt und die weiße Stirn, über der das blonde Haar wie eine Bürste stand, erweckten den Eindruck von Stolz und Kühnheit.

»Meine Augen gefielen ihm nicht«, sagte er, »und also … hier bin ich.«

Rasumoff bemühte sich, ruhig zu sprechen.

»Aber verzeihen Sie, Viktor Viktorowitsch, wir kennen einander so wenig … , ich sehe nicht ein, warum Sie … «

»Vertrauen«, sagte Haldin.

Dieses Wort schloß Rasumoff die Lippen, als hätte ihm eine Hand auf den Mund geschlagen. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken.

»Und also – hier sind Sie«, murmelte er durch die Zähne. Der andere merkte nicht den Ärger in diesen Worten, vermutete ihn nicht einmal.

»Jawohl, und niemand weiß, daß ich hier bin. Sie sind der letzte, der in Verdacht kommen könnte – wenn man mich fangen sollte. Das ist ein Vorteil, sehen Sie, und dann – einem Mann von überlegenem Geiste, wie Ihnen, kann ich wohl die volle Wahrheit sagen. Es fiel mir ein, daß Sie – daß Sie niemand haben, der zu Ihnen gehört, kein Band irgendwelcher Art, keinen, der leiden würde, wenn dies alles irgendwie herauskäme. Es sind schon genug russische Familien ins Unglück gestürzt worden. Doch ich sehe nicht ein, wie mein Aufenthalt in Ihrer Wohnung je entdeckt werden sollte. Wenn man mich festnimmt, dann werde ich zu schweigen wissen – einerlei, was sie mit mir auch anfangen mögen«, fügte er grimmig hinzu.

Er begann wieder auf und ab zu gehen, während Rasumoff in stummem Entsetzen dasaß.

»Sie dachten, daß –« stotterte er endlich heraus, halbtot vor Wut.

»Ja, Rasumoff, ja, Bruder! Eines Tages werden auch Sie am Bau mithelfen. Sie halten mich nun für einen Terroristen – einen, der das Bestehende zerstören will. Doch bedenken Sie, daß die wahren Zerstörer die sind, welche den Geist des Fortschrittes und der Wahrheit zerstören wollen, nicht die Rächer, welche nichts tun, als die Leiber derer töten, die die menschliche Würde verfolgen. Leute wie ich sind notwendig, um Platz zu schaffen für selbstbeherrschte, denkende Leute wie Sie. Gut, wir haben unser Leben geopfert; und dennoch möchte ich entfliehen, wenn es möglich ist. Es ist nicht mein Leben, was ich retten möchte, sondern meine Tatkraft. Ich will nicht müßig leben, o nein, täuschen Sie sich nicht

darüber, Rasumoff. Leute wie ich sind selten, und außerdem ist ein Exempel wie dieses für die Bedrücker viel abschreckender, wenn der Täter spurlos verschwindet. Sie sitzen in ihren Büros und Palästen und zittern. Ich verlange nicht mehr von Ihnen, als daß Sie mir verschwinden helfen. Keine große Sache das. Sie brauchen nur hinzugehen und Siemianitsch für mich aufzusuchen, an dem Ort, wohin ich heute morgen ging. Sagen Sie nur, er, den er kennt, wünscht, daß ein gut bespannter Schlitten eine halbe Stunde nach Mitternacht bei dem siebenten Laternenpfahl der Karabelnaya – links vom oberen Ende gezählt – vorfährt. Wenn niemand einsteigt, soll der Schlitten um einen oder zwei Häuserblöcke herumfahren und so zehn Minuten später an derselben Stelle vorüberkommen.«

Rasumoff wunderte sich, warum er das Gespräch nicht längst schon kurz abgeschnitten und diesen Mann hinausgewiesen hatte. War das Schwäche oder was sonst?

Er schloß, daß es ein gesunder Instinkt sei. Haldin mußte gesehen worden sein. Es war undenkbar, daß sich nicht einige Leute das Gesicht und das Äußere des Mannes gemerkt haben sollten, der die zweite Bombe warf. Haldin war eine auffallende Erscheinung. Die Tausende von Polizisten mußten innerhalb einer Stunde seine Beschreibung gehabt haben. Mit jedem Augenblick wurde die Gefahr größer. Schickte man ihn auf die Straße hinaus, so mußte er notwendig schließlich festgenommen werden.

Die Polizei würde sehr schnell alles über ihn in Erfahrung bringen. Sie würden sich dahintersetzen, eine Verschwörung zu entdecken. Alle, die Haldin je gekannt hätte, würden in die größte Gefahr geraten. Unbedachte Äußerungen, kleine, an sich geringfügige Tatsachen würden als Verbrechen angerechnet werden. Rasumoff erinnerte sich an gewisse Worte, die er gesagt hatte, an die Reden, die er angehört, an die harmlosen Zusammenkünfte, denen er beigewohnt hatte – es war fast unmöglich für einen Studenten, sich von allem auszuschließen, ohne von seinen Kameraden verdächtigt zu werden.

Rasumoff sah sich schon in einer Festung eingekerkert, gequält, geplagt, mißhandelt vielleicht. Er sah sich auf Regierungsbefehl deportiert, sein Leben zerbrochen, vernichtet und jeder Hoffnung beraubt. Er sah sich – bestenfalls – ein elendes Leben führen, unter Polizeiaufsicht, in irgendeiner kleinen, weit abgelegenen Provinzstadt, ohne Freunde, wie andere sie hatten, die ihm beistehen oder Schritte tun konnten, um sein Los zu verbessern. Andere hatten Väter, Mütter, Brüder, Verwandte, Verbindungen, die Himmel und Erde ihretwegen in Bewegung setzen

würden – er hatte niemand. Die Beamten selbst, die ihn eines Morgens verurteilten, würden seine Existenz vor Sonnenuntergang vergessen haben.

Er sah seine Jugend in Elend und bitterster Not verstreichen, seine Kräfte nachlassen, seinen Geist verflachen. Er sah sich selbst schmierig und heruntergekommen durch die Straßen kriechen und vielleicht plötzlich einmal in einem schmutzigen Loch von Zimmer – oder in dem schmierigen Bett eines Kreisspitales sterben.

Er schauderte. Dann überkam ihn eine verbitterte Ruhe. Es war das beste, diesen Mann von der Straße wegzuhalten, bis man sich seiner mit einiger Aussicht auf Rettung entledigen konnte. Das war das beste, was sich tun ließ. Natürlich fühlte Rasumoff, daß die Sicherheit seines einsamen Lebens ständig gefährdet blieb. Die Ereignisse dieses Abends konnten zu jeder Zeit gegen ihn aufstehen, solange dieser Mann lebte und die gegenwärtigen Einrichtungen zu Recht bestanden. Die letzteren erschienen ihm in diesem Augenblicke vernünftig und unzerstörbar. Sie hatten die ganze Gewalt eines harmonischen Gefüges für sich – im Gegensatz zu dem grellen Mißton, den die Gegenwart dieses Mannes bedeutete. Er haßte den Menschen – und sagte ruhig: »Ja natürlich, ich will gehen. Sie müssen mir genaue Weisungen geben, und im übrigen – verlassen Sie sich auf mich.«

»Oh, Sie sind ein Kerl! Kopf hoch – und kalt wie eine Gurke. Ein richtiger Engländer. Wo haben Sie Ihre Seele her? Es gibt nicht viele wie Sie. Sehen Sie mich an, Bruder! Männer wie ich hinterlassen keine Nachkommen, doch ihre Seelen sind nicht verloren. Keines Mannes Seele ist je verloren. Sie arbeitet für sich weiter – denn wo bliebe sonst der Trieb zur Selbstaufopferung, zum Märtyrertum, zur Überzeugungstreue – diesen edelsten Blüten der Seele? Was soll aus meiner Seele werden, wenn ich den Tod sterbe, der mir bestimmt ist – bald – sehr bald vielleicht? Sie soll nicht zugrunde gehen! Und mißverstehen wir uns nicht, Rasumoff. Dies ist nicht Mord – es ist Krieg, Krieg. Mein Geist soll in dem Körper irgendeines Russen weiterkämpfen, bis alle Falschheit aus der Welt gewichen ist. Die moderne Zivilisation ist falsch, doch aus Rußland soll eine neue Erkenntnis hervorgehen. Ha, Sie sagen nichts. Sie sind ein Skeptiker. Ich achte Ihre philosophische Skepsis, Rasumoff – doch lassen Sie die Seele aus dem Spiel. Die russische Seele, die in uns allen lebt, die hat eine Zukunft. Sie hat eine Mission, sage ich Ihnen! Oder wodurch sonst hätte ich bestimmt werden können, all dies zu tun – rücksichtslos – wie ein Schlächter –, mitten unter alle diese Unschuldigen – den Tod zu schleudern – ich! ich! … ich könnte keiner Fliege was zuleide tun!«

»Nicht so laut«, warnte Rasumoff mit heiserer Stimme.

Haldin setzte sich plötzlich hin, legte den Kopf über die gefalteten Arme und brach in Tränen aus. Er weinte lange. Die Dämmerung in dem Raume hatte sich vertieft. Rasumoff lauschte reglos, in düsterem Staunen, dem Schluchzen des anderen.

Da hob der den Kopf, stand auf und zwang seine Stimme mit Gewalt zur Festigkeit.

»Jawohl, Männer wie ich hinterlassen keine Nachkommen«, wiederholte er in resigniertem Ton. »Zwar habe ich eine Schwester. Sie ist bei meiner alten Mutter. Ich überredete sie, für dieses Jahr zu verreisen – Gott sei Dank. Ein tüchtiges Mädchen soweit, meine Schwester, sie hat treuere Augen als irgendein menschliches Wesen, das je diese Welt betrat. Sie wird gut heiraten, hoffe ich. Sie mag Kinder haben – Söhne vielleicht. Sehen Sie mich an. Mein Vater war Regierungsbeamter in der Provinz, er hatte auch einen kleinen Landbesitz. Ein einfacher, gottesfürchtiger Mann – ein echter Russe in seiner Art. Seine erste Tugend war der Gehorsam. Doch ich bin nicht wie er. Man sagt, ich sei dem ältesten Bruder meiner Mutter ähnlich, einem Offizier. Der wurde im Jahr achtundzwanzig erschossen, unter Nikolaus, Sie wissen. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß dies Krieg ist, Krieg … Doch beim gerechten Gott, es ist harte Arbeit.«

Rasumoff saß in seinem Stuhl, hatte den Kopf in die Hand gestützt, und seine Stimme klang wie aus der Tiefe eines Abgrundes herauf.

»Sie glauben an Gott, Haldin?«

»Da klammern Sie sich nun wieder an Worte, die einem die Erregung erpreßt. Was tut das zur Sache? Wie sagte doch der Engländer: ›Eine göttliche Seele wohnt in den Dingen … ‹, hol ihn der Teufel, ich erinnere mich jetzt nicht. Aber er sprach die Wahrheit. Wenn einmal der Tag für euch Denker kommt, dann vergeßt nicht, was das Göttliche in der russischen Seele ist: es ist die Ergebung. Die sollt ihr bei aller eurer geistigen Unruhe achten und eurer arroganten Weisheit nicht erlauben, sie zu unterdrücken. Ich spreche da zu Ihnen wie ein Mann, der schon den Strick um den Hals hat. Wofür halten Sie mich? Für einen Empörer? Nein. Ihr Denker seid es, die in ständiger Auflehnung sind. Ich bin einer der Ergebenen. Als die Notwendigkeit dieser schweren Tat an mich herantrat, und als ich begriff, daß sie getan sein mußte – was tat ich da? Jubelte ich? Fühlte ich mich stolz auf mein Vorhaben? Versuchte ich, seinen Wert und seine Folgen abzuwägen? Nein! ich war ergeben. Ich dachte – ›Gottes Wille geschehe‹«.

Er warf sich der Länge nach auf Rasumoffs Bett, legte die Handrücken über die Augen und verharrte vollkommen reglos und schweigend. Man hörte nicht einmal das Geräusch seiner Atemzüge. Die tote Stille des Raumes blieb ungestört, bis Rasumoff in das Dunkel hinein dumpf fragte:

»Haldin?«

»Ja«, antwortete der andere, ohne Zögern, doch ohne sich zu rühren. Er war nun auf dem Bett nicht mehr zu erkennen.

»Ist es nicht Zeit für mich, aufzubrechen?«

»Ja, Bruder«, hörte man den anderen sagen, aus der Dunkelheit heraus, als spräche er im Schlaf, »die Stunde ist da, das Schicksal auf die Probe zu stellen.«

Er machte eine Pause und gab dann wenige, klare Anweisungen mit der ruhigen, unpersönlichen Stimme eines Menschen im Trance. Rasumoff machte sich fertig, ohne ein Wort der Erwiderung. Als er im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, klang die Stimme vom Bett hinter ihm her:

»Geh mit Gott, du schweigsame Seele.«

Im Vorraum angekommen, schloß Rasumoff lautlos die Tür ab und schob den Schlüssel in die Tasche.

Kapitel 2

Die Worte und Vorfälle dieses Abends müssen sich wie mit stählernem Griffel in Rasumoffs Erinnerung gegraben haben, da er noch lange Monate später imstande war, diesen Bericht mit so ausführlicher Genauigkeit niederzuschreiben.

Die Aufzeichnungen über die Gedanken, die ihn auf der Straße bestürmten, sind noch genauer ausgeführt. Es scheint, als habe die Überlegung erst eingesetzt, als er sich allein fühlte und seine Denkfähigkeit nicht länger durch Haldins Gegenwart gehemmt war – durch die lähmende Gegenwart eines großen Verbrechens und eines großen Fanatismus. Wenn ich die Seiten von Rasumoffs Tagebuch durchblättere, so muß ich zugeben, daß der Ausdruck »Ansturm von Gedanken« kein richtiges Bild gibt.

Es würde die Sachlage besser kennzeichnen, wenn man von einem »Wirrwarr von Gedanken« sprechen wollte. Diese Gedanken an sich waren nicht zahlreich – sie waren, wie die der meisten menschlichen Wesen, vereinzelt und einfach –, nur geht es nicht an, hier alle die abgerissenen Ausrufe wiederzugeben, in denen sie sich in endlosem Durcheinander wiederholten – denn der Weg war lang.

Wenn sie dem westeuropäischen Leser unangebracht erscheinen oder vielleicht sogar verwerflich, so will ich daran erinnern, daß dies zunächst einmal an meiner unbeholfenen Wiedergabe liegen mag. Im übrigen betone ich nur, daß diese Geschichte nicht im westlichen Europa spielt.

Mag sein, daß die Nationen sich ihre Regierungen gemodelt haben, doch die Regierungen haben es ihnen mit gleicher Münze heimgezahlt. Es ist undenkbar, daß irgendein junger Engländer in Rasumoffs Lage kommen könnte. Und es wäre daher auch ein müßiges Beginnen, ausklügeln zu wollen, was dieser junge Engländer dann denken würde. Die einzige Vermutung, die einigen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat, ist die, daß seine Gedanken bei diesem Ereignis sich nicht in derselben Bahn bewegen würden wie die Rasumoffs, denn der junge Engländer hätte nicht das ererbte und persönliche Wissen über die Mittel, deren sich eine seit Jahrhunderten bestehende Autokratie bedient, um Ideen zu

unterdrücken und ihre eigene Macht und ihr Fortbestehen zu schützen und zu verteidigen.

Eine zügellose Phantasie könnte ihn auf die Möglichkeit bringen, daß er ohne weiteres ins Gefängnis geworfen werden könnte; doch nur in den wirrsten Fieberträumen (und vielleicht dann nicht einmal) würde er sich zu dem Gedanken versteigen, daß man ihn durchpeitschen könnte, um die Untersuchung zu fördern, oder auch, um ihn zu strafen.

Dies ist nur ein schlechtes und beiläufiges Beispiel für die Grundverschiedenheit der Anschauungen des Westens. Ich weiß nicht, ob diese letzte Befürchtung gerade in Rasumoff auftauchte. Zweifellos aber spielte sie mit herein in die allgemeine Angst und Bestürzung, die er in sich fühlte. Rasumoff war sich, wie sich gezeigt hat, nicht im unklaren über die versteckteren Mittel, mit denen eine despotische Regierung ein Individuum aus dem Wege räumen konnte. Die Ausstoßung von der Universität (das weitaus geringste, was ihm passieren konnte), verbunden mit der Unmöglichkeit, seine Studien irgendwie fortzusetzen, mußte genügen, einen jungen Menschen völlig zu minieren, der auf die Ausbildung seiner natürlichen Fähigkeiten angewiesen war, um sich einen Platz in der Welt zu schaffen. Er war ein Russe: in eine derartige Frage verwickelt zu werden, war für ihn gleichbedeutend mit der völligen Entwurzelung, mit dem Herabsinken in die tiefsten sozialen Schichten, unter die Verzweifelten und Enterbten – die Nachtvögel der Stadt.

Auch müssen die besonderen Umstände von Rasumoffs Abstammung, oder besser seine diskrete Abstammung, mit berücksichtigt werden. Und er dachte auch daran. Er war erst kürzlich ganz besonders grausam durch diesen verwünschten Haldin daran erinnert worden. »Weil ich dies eine nicht habe, muß mir alles andere genommen werden?« dachte er.

Er zwang sich gewaltsam zum Weitergehen. Der Straße entlang huschten, Schatten gleich, klingelnde Schlitten durch das wirbelnde Weiß, das das dunkle Antlitz der Nacht verhüllte. »Denn es ist ein Verbrechen«, sagte er sich. »Ein Mord ist ein Mord. Wenn auch, natürlich, etwas liberalere Einrichtungen … «

Ein Gefühl unsagbarer Schwäche überkam ihn. »Ich muß tapfer sein«, suchte er sich selbst anzufeuern. Seine ganze Kraft war plötzlich verflogen. Dann kehrte sie durch eine mächtige Willensanstrengung zurück, denn er fürchtete, in der Straße ohnmächtig und von der Polizei aufgelesen zu werden, mit seinem Zimmerschlüssel in der Tasche. Man würde Haldin dort finden, und dann wäre es auch um ihn geschehen.

Merkwürdig genug ist diese Furcht, die ihn bis zuletzt aufrechterhalten zu haben scheint. Es waren nur wenig Leute unterwegs. Sie tauchten plötzlich knapp vor ihm auf, ganz schwarz in dem Flockengewimmel, und verschwanden auf einmal wieder lautlos, mit unhörbaren Schritten.

Es war eines der ärmsten Stadtviertel. Rasumoff bemerkte eine ältere Frau, die ganz in Lumpen gehüllt war. Im Lichte der Straßenlampe schien sie ihm eine Bettlerin, die von der Arbeit kam. Sie schritt ohne Eile durch den Schneesturm, als hätte sie kein Heim, zu dem es sie hinzog. Unter dem Arm barg sie, wie ein unschätzbares Gut, einen runden Laib Schwarzbrot: und Rasumoff wendete den Blick von ihr, beneidete sie um ihren Seelenfrieden und um ihr frohes Geschick.

Wenn man Rasumoffs Geschichte liest, so kann man sich eines lebhaften Staunens nicht erwehren, wie er es fertigbrachte, die endlosen Straßen, eine nach der anderen, zu durchschreiten, durch Schneemassen, die sich immer undurchdringlicher aufhäuften. Was ihn vorwärtstrieb, war der Gedanke an Haldin, den er in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, und der verzweifelte Wunsch, ihn loszuwerden. Eine klare Überlegung leitete ihn nicht, und als er in dem letztklassigen Speisehaus ankam und erfuhr, daß der Pferdevermieter Siemianitsch nicht da sei, da konnte er nur blöde vor sich hinstarren.

Der Kellner, ein wüst behaarter Bursche in geteerten Stiefeln und roter Schürze, zeigte in einem dummen Grinsen sein bleiches Zahnfleisch und erklärte, daß Siemianitsch heute bereits früh am Nachmittag seine tägliche Ration zu sich genommen habe und mit einer Flasche unter jedem Arm weggegangen sei, zu den Pferden wohl, nehme er an.

Der Besitzer der Spelunke, ein knochiger kleiner Mann in einem schmutzigen Kaftan, der ihm bis zu den Fersen ging, stand dabei, die Hand im Gürtel, und nickte bestätigend.

Der Fuseldunst, der Qualm ranzigen Bratenfetts würgten Rasumoff in der Kehle. Er schlug mit der Faust auf einen Tisch und brüllte wütend:

»Ihr lügt!«

Aufgedunsene, schmutzige Gesichter wandten sich ihm zu. Ein zerlumpter Landstreicher mit sanften Augen, der am Nebentisch Tee trank, rückte weiter weg. Ein erstauntes Murmeln erhob sich, in dem Unruhe mitklang. Auch ein Lachen wurde laut und ein scherzhaft besänftigender Zuruf. Der Kellner sah sich rings im Zimmer um und erklärte laut:

»Der Herr hier will nicht glauben, daß Siemianitsch besoffen ist.«

Aus einer entfernten Ecke grunzte eine rauhe Stimme, die einem schauerlichen, unbeschreiblich zerlumpten Wesen gehörte, mit einem Gesicht, schwarz und zottig wie eine Bärenschnauze:

»Der verfluchte Diebskutscher! was haben wir hier mit seinem Herrn zu schaffen? Wir sind lauter ehrliche Leute hier.«

Rasumoff biß sich die Lippen blutig, um nicht in lautes Flehen auszubrechen. Dann folgte er dem Besitzer der Spelunke, der ihm zuflüsterte: »Kommen Sie mit, Väterchen«, und ihn in einen höhlenähnlichen Verschlag hinter dem hölzernen Schanktisch führte, aus dem es wie Wasserplätschern klang. Ein schmieriges, durchnäßtes Wesen, eine Art geschlechtsloser, frostbebender Vogelscheuche, spülte da drinnen Gläser, bei dem Licht einer Unschlittkerze über einen hölzernen Bottich gebeugt.

»Ja, Väterchen«, sagte der Mann in dem langen Kaftan mit kläglichem Ton. Er hatte ein braunes, komisches kleines Gesicht mit spärlichem grauem Bart. Während er sich bemühte, eine Zinnlaterne anzuzünden, schwatzte er halblaut vor sich hin.

Er würde den Herrn zu Siemianitsch führen, um ihm zu beweisen, daß man nicht gelogen habe. Der Herr würde auch sehen, daß er betrunken sei. Seine Frau sei ihm scheinbar letzte Nacht durchgebrannt. »Das war eine Hexe! Mager, pfui!« Er spuckte aus. Sie brannte ihm immer durch, diesem Teufelsfuhrmann, und er war doch sechzig Jahre alt und konnte sich immer noch nicht daran gewöhnen. Doch jeder Mensch hat seinen Kummer, und Siemianitsch war zeit seines Lebens der geborene Narr gewesen. Dann stürzte er sich immer über die Flasche. »›Wer könnte in unserem Lande das Leben ohne Schnaps ertragen‹«, sagt er; ein echter russischer Mann – das Ferkel … will der Herr mir folgen.«

Rasumoff kreuzte eine rechteckige Fläche tiefen Schnees, die zwischen hohen Mauern mit ungezählten Fenstern eingeschlossen lag. Da und dort schwebte ein trübes kleines Licht in dem Dunkel ringsum. Das Haus war eine ungeheure Mietskaserne, ein Unterschlupf für den Auswurf der Menschheit, ein Monument des Elends, das aus der Masse von Hunger und Verzweiflung ringsum herauswuchs.

An einer Ecke ging es steil bergab, und Rasumoff folgte dem Licht der Laterne durch einen engen Torweg in eine langgestreckte Höhle, die wie ein vernachlässigter, unterirdischer Kuhstall aussah. Tief drinnen steckten drei zottige kleine Pferde, an Ringen angehängt, ihre Köpfe zusammen. Das mußte das berühmte Gespann sein, das Haldin retten sollte.

Rasumoff spähte ängstlich in das Dunkel. Sein Führer stieß mit dem Fuß in das Stroh.

»Hier ist er. Oh, mein Täubchen! Ein echt russischer Mann. ›Ich mag keine schwermütigen Leute‹, sagt er, ›bring die Flasche her und schaff mir deine häßliche Fratze aus den Augen.‹ Ha, ha, ha, so ein Kerl ist er.«

Er hielt die Laterne über die hingestreckte Gestalt eines Mannes, der augenscheinlich reisefertig angezogen war. Sein Kopf war in einer gemusterten Tuchkapuze verborgen. Auf der anderen Seite eines Strohhaufens schauten zwei Füße in unheimlich dicken Stiefeln hervor.

»Immer bereit, loszufahren«, bemerkte der Gastwirt, »ein echt russischer Fuhrmann das! Heiliger oder Teufel, Nacht oder Tag, das ist für Siemianitsch einerlei, wenn sein Herz frei von Kummer ist. ›Ich frage nicht, wer ihr seid, sondern wohin ihr wollt‹, sagt er. Er würde Satan selbst nach seinem eigenen Reich fahren und lustig wieder zurückkommen. Hat manch einen gefahren, der heute in den Nertschinskminen seine Ketten schleppt.«

Rasumoff schauderte.

»Rufe ihn an, wecke ihn auf«, stammelte er. Der andere setzte die Laterne nieder, trat zurück und gab dem Schläfer einen Tritt. Der rührte sich weiter nicht. Bei dem dritten Fußstoß grunzte er, blieb aber reglos wie zuvor.

Der Gastwirt gab es auf und seufzte tief.

»Sie sehen selbst, wie es ist. Wir haben alles für Sie getan, was wir tun konnten.«

Er nahm die Laterne wieder auf. Tiefe Schattenflecke umtanzten den Lichtkreis. Der blindwütige Trieb der Selbsterhaltung erfaßte Rasumoff. »Ah, das elende Vieh«, brüllte er heraus, mit einer unmenschlichen Stimme, daß die Laterne hüpfte und zitterte, »ich will dich aufwecken… gib mir… gib mir … gib mir … «

Er sah wild um sich, faßte den Stiel einer Mistgabel, stürzte vorwärts und begann auf den hingestreckten Körper mit unartikuliertem Gebrüll loszuschlagen. Nach einiger Zeit verstummte er, und in dem dunklen Gewölbe blieben nur noch die niederfallenden Schläge vernehmbar. Rasumoff bearbeitete Siemianitsch mit unersättlicher Wut und ließ die Hiebe blindlings und hageldicht niedersausen. Die tote Ruhe des Geprügelten stach seltsam gegen die heftigen Bewegungen Rasumoffs ab. Es war eine unheimliche Szene.

Plötzlich gab es einen scharfen Knacks: der Stiel brach mitten durch und die eine Hälfte flog weit weg in das Dunkel außerhalb des Lichtkreises. Zugleich setzte sich Siemianitsch auf. Im gleichen Augenblick fiel Rasumoff in dieselbe reglose Erstarrung wie der Mann mit der Laterne, nur seine Brust arbeitete zum Zerspringen.

Irgendeine dumpfe Schmerzempfindung mußte sich endlich durch die tröstende Trunkenheit durchgerungen haben, die den Mann mit der »starken Seele«, wie ihn Haldin nannte, umfangen hielt. Siemianitsch sah

aber augenscheinlich gar nichts. Seine Augäpfel blinkten im Licht einmal, zweimal hell auf, dann verlöschte der Schimmer. Kurze Zeit saß er noch im Stroh, mit geschlossenen Augen und einem merkwürdigen Ausdruck trüben Nachsinnens, und sank dann langsam zurück, ohne den geringsten Laut; nur das Stroh raschelte ein wenig. Rasumoff stierte wild auf ihn und keuchte immer noch. Nach einer oder zwei Sekunden hörte man ein leises Schnarchen.

Rasumoff warf den Teil des Stieles, den er noch in der Hand hielt, von sich und ging mit großen hastigen Schritten davon, ohne einmal umzublicken.

Nachdem er kopflos etwa fünfzig Meter in die Straße hinaus gerannt war, geriet er in einen Schneehaufen und stak bis zu den Knien darin, bevor er innehielt.

Dies brachte ihn wieder zu sich selbst. Er sah sich um und bemerkte, daß er die falsche Richtung eingeschlagen hatte. So ging er denselben Weg zurück, doch jetzt in etwas gemäßigterem Tempo. Als er an dem Hause vorüberkam, das er eben verlassen hatte, da schüttelte er die Fäuste gegen diese düstere Hochburg von Elend und Verbrechen, deren drohende Masse von dem weißen Grund abstach. Dann ließ er den Arm wieder sinken – entmutigt.

Die Leidenschaft, mit der Siemianitsch sich Schmerz und Trost hingab, hatte ihn im Innersten gepackt. Das war das Volk. Ein echt russischer Mann! Rasumoff war froh, daß er das Vieh geprügelt hatte – »die starke Seele« des anderen; da waren sie beide: das Volk und der Enthusiast.

Gegen die beiden war für ihn nicht aufzukommen, gegen die Trunksucht des Bauern, die jede Tatkraft lähmte, und die überspannten Träumereien des Idealisten, der unfähig war, die Ursache der Dinge und den wahren Charakter der Menschen zu erkennen. Es schien eine Art furchtbarer Kinderei. Doch für Kinder gab es Lehrer. »Oh, der Stock, der Stock, die harte Hand«, dachte Rasumoff und sehnte sich nach der Gewalt, nach der Macht, zu zerschlagen und zu vernichten.

Er war froh, daß er das Vieh geprügelt hatte. Die physische Anstrengung hatte ihn in einen angenehmen Dämmerzustand versetzt. Seine innere Erregung war abgeflaut, da er sich in äußerlicher Gewalttätigkeit ausgegeben hatte. Zugleich mit dem fortwährenden Bewußtsein einer furchtbaren Gefahr fühlte er in sich nun auch einen ruhigen und unbeirrbaren Haß.

Er ging immer langsamer, und in Anbetracht des Gastes, den er in seiner Wohnung hatte, war es kein Wunder, daß er auf dem Wege zögerte. Ihm war wie einem, der eine üble Krankheit im Hause hat, die ihn

vielleicht nicht das Leben kosten, doch alles, was das Leben lebenswert macht – eine schleichende Krankheit, die ihm die Erde zur Hölle machen könnte.

Was sollte er nun tun? Sich auf das Bett legen wie ein Toter, mit den Handrücken über den Augen? Rasumoff sah plötzlich mit unheimlicher Klarheit Haldin auf seinem Bett vor sich – das weiße Kissen, vom Kopf niedergedrückt, die Beine in hohen Stiefeln, die aufwärts gekehrten Füße. Und in einem Schauder sagte er sich: »Ich will ihn töten, wenn ich heimkomme.« Aber er wußte recht gut, daß das nutzlos war. Hatte er erst einmal den Leichnam auf dem Halse, so würde der für ihn mindestens so gefährlich sein wie jetzt der Lebende. Nur eine völlige Vernichtung konnte helfen. Und die war unmöglich. Was dann? Mußte er sich töten, um dieser Heimsuchung zu entgehen?

Rasumoffs Verzweiflung war zu kräftig mit Haß durchsetzt, als daß er diesen Ausweg hätte wählen können.

Und doch faßte ihn reine Verzweiflung bei dem Gedanken, er müßte mit Haldin tagelang weiterleben, in tödlichem Schreck bei jedem Geräusch. Doch vielleicht, wenn er hörte, daß diese starke Seele« von Siemianitsch viehisch besoffen war, dann würde der Kerl seine höllische Resignation anderswohin tragen. Aber dies schien nach der Sachlage wenig wahrscheinlich.

Rasumoff dachte: »Ich soll zermalmt werden, und ich kann nicht einmal fliehen.« Andere hatten irgendwo auf der Erde einen Winkel, ein kleines Landhaus in der Provinz vielleicht, wohin sie ein Recht hätten sich mit ihren Sorgen zurückzuziehen. Eine mütterliche Zufluchtsstätte. Er hatte nichts, nicht einmal die moralische Zuflucht des Vertrauens. An wen konnte er sich mit dieser Geschichte wenden – in diesem ganzen, großen Lande?

Rasumoff stampfte mit dem Fuß, und unter der weichen Schneedecke fühlte er den harten Boden Rußlands, träge, kalt, gefühllos, wie eine gramvolle Mutter, deren Gesicht von einem weißen Leichentuch bedeckt ist; – seine Heimaterde, und doch ohne einen Herd für ihn, ohne ein Herz.

Er blickte auf und blieb erstaunt stehen. Der Schneefall hatte aufgehört, und nun sah er, wie durch ein Wunder, über seinem Kopf den klaren, schwarzen Himmel des nordischen Winters, von dem flackernden Feuer der Sterne durchstrahlt. Es war ein würdiger Baldachin für die blendende Weiße der Schneefläche.

Rasumoff hatte das fast körperliche Gefühl endlosen Raumes und ungezählter Millionen.

Er reagierte darauf mit der Bereitwilligkeit des Russen, dem der Sinn für Raum und Zahl angeboren ist. Unter der endlosen Pracht des Himmels deckte der Schnee die ungeheuren Wälder, die gefrorenen Ströme, die Ebenen dieses weiten Landes, verwischte die Grenzen, die Unebenheiten des Bodens, breitete über alles eine weiße Fläche, wie ein riesenhaftes unbeschriebenes Blatt, das die Aufzeichnung einer unfaßbaren Geschichte erwartet. Es deckte das untätige Land mit den zahllosen Menschen darin vom Schlage dieses Siemianitsch und der Handvoll Agitatoren wie Haldin, die ein Wahnsinn zum Mord trieb.

Es lag etwas Heiliges in dieser Trägheit. Rasumoff fühlte sich von Achtung davor durchdrungen. Eine Stimme in ihm schien zu rufen: »Rühre nicht daran.« Sie schien die Gewähr für die Dauer und Sicherheit in sich zu schließen, während im Schoße der Zeit das Schicksal reifte; – nicht die Revolution mit ihren überstürzten Impulsen und hitzigen Taten war es, was dieses Land brauchte, sondern der Friede; nicht die auseinandergehenden Bestrebungen eines Volkes, sondern ein starker und einiger Wille: nicht das Gewirr vieler Stimmen, sondern ein Mann, stark und in sich gefestigt.

Rasumoff war auf dem Punkt, sich zu bekehren. Er fühlte die neue Überzeugung mit überwältigender Logik nahen. Denn ein zusammenhängender Gedankengang ist nie falsch. Die Falschheit liegt tief in den Notwendigkeiten des Lebens, in geheimen Ängsten und halb ausgesprochenen Wünschen, in einer geheimen Zuversicht und einem geheimen Mißtrauen des einzelnen gegen sich selbst, in der irrigen Hoffnung und der Furcht vor ungewissen Tagen.

In Rußland, dem Land der bunten Ideen und haltlosen Bestrebungen, haben sich manche starke Geister letzten Endes von dem ziel- und endlosen Zwist abgekehrt, der einen großen, historischen Tatsache zu – dem Lande. Sie kehrten unter die Autokratie zurück, um ihrem politischen Gewissen den Frieden zu geben, so wie ein müder Ungläubiger, von dem Strahl der Gnade getroffen, zu dem Glauben seiner Väter zurückkehrt, um seinem Geist die Ruhe zu gönnen. Wie andere Russen vor ihm, fühlte Rasumoff diesen Strahl der Gnade auf seiner Stirne, als er mit sich zu zerfallen drohte.

»Haldin will den Umsturz«, dachte er im Weiterschreiten. »Was soll seine Entrüstung, sein Gerede von Knechtschaft, von Gottes Gerechtigkeit? Alles das läuft auf Umsturz hinaus. Lieber mögen Tausende leiden, als daß ein Volk eine zusammenhanglose Masse werden sollte, hilflos wie Spreu im Winde. Dunkelwirtschaft ist besser als der Schein von Brandfackeln. Der Same reift im Dunkeln. Aus dem schwarzen Boden

dringt die fertige Pflanze. Eine vulkanische Eruption aber ist unfruchtbar und der Tod für den tragenden Boden. Und soll ich, der ich mein Land liebe – der ich nichts anderes habe als dieses Land, um meine Liebe und meinen Glauben daran zu hängen –, soll ich meine Zukunft, vielleicht meine ganze Existenz, zerstören lassen durch diesen blutdürstigen Fanatiker?«

Die Gnade zog in Rasumoff ein. Er glaubte nun an den Mann, der in der Fülle der Zeit erscheinen würde.

Was ist ein Thron? Ein paar Stücke Holz, mit Samt gepolstert. Doch ein Thron ist auch der Sitz der Macht. Der Regierungsgedanke verkörpert sich in diesem Werkzeug. Zwanzigtausend Schwätzer aber, seien sie auch von den edelsten Gefühlen entflammt – wenn sie untereinander uneins sind, nehmen sie nur unnütz Raum weg, haben keine Macht, keinen Willen und nichts zu geben.

So fuhr er fort, ohne auf den Weg zu achten, und hielt mit außerordentlicher Leichtigkeit ein gedankenvolles Selbstgespräch. Für gewöhnlich kamen ihm die Sätze langsam, nach gewissenhaftem und peinlichem Nachdenken. Nun aber hatte ihm irgendeine höhere Macht eine Flut unerschütterlicher Argumente eingegeben, so wie manche bekehrte Sünder plötzlich eine unwiderstehliche Beredsamkeit finden.

Er fühlte sich von reiner Freude erfüllt.

»Was sind die unklaren, dumpfen Tüfteleien dieses Kerls gegen meinen scharf zupackenden Intellekt?« dachte er. »Ist dies nicht mein Land? Habe ich nicht vierzig Millionen Brüder?« fragte er sich in überschäumendem Siegesgefühl. Die furchtbare Züchtigung, die er dem leblosen Siemianitsch verabreicht hatte, schien ihm ein Zeichen engen Verbundenseins, eine pathetische, ernste Pflicht brüderlicher Liebe. »Nein, wenn ich leiden muß, dann laßt mich wenigstens für meine Überzeugung leiden, nicht für ein Verbrechen, das mein Verstand, mein kühler überlegener Verstand, verurteilt.«

Er unterbrach sich einen Augenblick lang in seinen Gedanken. In seiner Brust war völlige Stille. Doch er fühlte einen verdächtigen Druck, so wie er einen überkommen mag, der im Dunkeln einen fremden Ort betritt – das unbestimmte Gefühl, es könnte uns irgend etwas im Dunkeln anspringen, die unsinnige Furcht vor dem Unsichtbaren.

Natürlich war er weit entfernt, sich restlos der Reaktion in die Arme zu werfen. Es stand nicht alles zum besten: despotische Bürokratie … Mißtrauen, Korruption und so weiter. Man brauchte tüchtige Leute, helle Köpfe, ergebene Herzen. Doch die absolute Macht sollte erhalten bleiben, das Werkzeug, fertig für den Mann – für den großen Autokraten

der Zukunft. Rasumoff glaubte an ihn. Die Logik der Weltgeschichte machte sein Kommen unausbleiblich. Die Liebe des Volkes verlangte ihn. »Was sonst«, fragte er sich erregt, »was sonst könnte diese ganze Masse in einer Richtung bewegen? Nichts als ein einzelner Wille.«

Er war überzeugt, daß er seine persönliche Sehnsucht nach Liberalismus aufopferte – den reizvollen Irrtum verwarf, der nüchternen russischen Wahrheit zuliebe. »Das ist Patriotismus«, sagte er sich, fügte hinzu: »auf diesem Wege gibt es kein Innehalten«, und schloß mit der Bemerkung: »Ich bin kein Feigling.«

Und wieder gab es ein totes Schweigen in Rasumoffs Brust. Er schritt mit gesenktem Kopfe hin, ohne irgend jemand auszuweichen. Er ging langsam, seine Gedanken kehrten zurück und sprachen feierlich langsam auf ihn ein.

»Was ist dieser Haldin? Und was bin ich? Nur zwei Sandkörner. Doch ein großes Gebirge ist aus ebensolchen Sandkörnern gefügt, und der Tod eines Mannes oder vieler Männer ist ein unbedeutendes Ding. Wir bekämpfen eine ansteckende Seuche. Wünsche ich seinen Tod? Nein, ich wollte ihn retten, wenn ich könnte. – Aber niemand kann das. Er ist ein krankes Glied, das abgeschnitten werden muß. Muß ich durch ihn zugrunde gehen, so will ich wenigstens nicht mit ihm verderben, gegen meinen Willen seiner düsteren Narrheit gesellt, die nichts erfaßt von Menschen und Dingen. Warum sollte ich ein schlechtes Andenken hinterlassen?«

Es fiel ihm ein, daß es niemand in der Welt gab, der sich darum kümmerte, welches Andenken er hinterließ. Sofort rief er sich zu: »Vergebens für einen Irrtum sterben! … Welch elendes Geschick!«

Er war in einem belebteren Stadtteil. Er bemerkte es nicht, wie zwei Schlitten an einer Kurve krachend zusammenstießen. Der Kutscher des einen brüllte verzweifelt den andern an:

»Oh, du elender Schuft!«

Dieser rauhe Schrei, fast an seinem Ohr ausgestoßen, verwirrte Rasumoff. Er schüttelte ungeduldig den Kopf und ging weiter, den Blick gerade vor sich gerichtet. Plötzlich sah er auf dem Schnee, quer über seinen Weg auf dem Rücken ausgestreckt, Haldin, körperlich deutlich, die Handrücken über die Augen gelegt, in einem braunen, eng anliegenden Rock und langen Stiefeln. Er lag ein wenig abseits, als hätte er sich diesen Platz absichtlich ausgesucht. Der Schnee ringsherum wies keine Fußspuren auf.

Diese Halluzination hatte so ganz den Anschein der Wirklichkeit, daß Rasumoffs Hand im ersten Augenblick nach seiner Tasche zuckte, um

sich zu vergewissern, daß der Zimmerschlüssel noch darin war. Er unterdrückte diese Bewegung aber mit einem verächtlichen Lächeln. Er verstand. Seine Gedanken waren intensiv auf die Gestalt konzentriert, die er auf seinem Bett liegend verlassen hatte, und spielten ihm nun diese verblüffende Sinnestäuschung vor. Rasumoff ging das Phänomen ruhig an. Mit unbewegtem Gesicht, ohne Zögern, die Augen weit über die Vision gerichtet, schritt er fort und empfand nichts weiter als ein leises Zusammenziehen in der Brust. Als er vorüber war, wendete er den Kopf und sah nichts als die ununterbrochene Spur seiner Schritte gerade über den Platz, wo die Brust des Phantoms gelegen hatte.

Rasumoff ging weiter und äußerte nach einer kurzen Weile flüsternd sein Erstaunen:

»Ganz, als ob er lebte! Schien zu atmen! Und mitten in meinem Weg noch dazu. Dies ist ein außerordentliches Erlebnis!«

Er machte noch ein paar Schritte und stieß zwischen den Zähnen hervor:

»Ich zeige ihn an.«

Dann war für zwanzig Meter oder mehr alles weiß und blank. Er hüllte sich dichter in seinen Mantel und zog die Mütze tiefer in die Augen.

»Verrat! Ein großes Wort. Was ist Verrat? Man spricht von einem Mann, der sein Land, seine Freunde, seine Liebste verrät. Zuerst muß ein moralisches Band da sein. Alles, was ein Mann verraten kann, ist sein Gewissen, und wo ist mein Gewissen hier gebunden? Wo ist das Band gemeinsamen Glaubens, gemeinsamer Überzeugung, das mich verpflichten könnte, mich von diesem fanatischen Narren mit hinunterreißen zu lassen? Im Gegenteil - der wahre Mut weist mir den anderen Weg.«

Rasumoff sah unter der Mütze hervor um sich.

»Was kann mir die vorurteilsvolle Welt vorwerfen? Habe ich sein Vertrauen herausgefordert? Nein. Habe ich ihm durch ein einziges Wort, einen Blick, eine Geste ein Recht zu der Vermutung gegeben, daß ich sein Vertrauen angenommen habe? Nein. Es ist wahr, dass ich eingewilligt habe, diesen Siemianitsch aufzusuchen. Nun gut. Ich habe ihn aufgesucht und habe einen Stecken an seinem Rücken zerschlagen - an diesem Vieh.«

In seinem Kopfe schien sich ein Umschwung zu vollziehen, der ein einziges, hartes klares Fazit obenauf brachte.

»Es wird übrigens jedenfalls besser sein«, überlegte er weiter, mit gänzlich veränderter Einstellung, »diesen Umstand ganz für mich zu behalten.«

Er war an der Seitengasse vorbei, die zu seiner Wohnung führte, in eine breite und vornehme Straße gelangt. Ein paar Läden waren noch offen, und alle Restaurants. Licht fiel auf das Pflaster, wo Männer in kostbaren Pelzen, und da und dort die elegante Gestalt einer Frau, in augenscheinlicher Muße hinschritten. Rasumoff blickte auf sie mit der Verachtung des reinen Gläubigen für die frivole Menge. Das war die Welt – diese Offiziere, Würdenträger, Gecken, Beamten, Mitglieder des Jachtklubs; das Ereignis des Morgens beschäftigte sie alle. Was würden sie sagen, wenn sie wüßten, was dieser Student im dürftigen Mantel zu tun im Begriff stand?

»Keiner von ihnen ist fähig, so tief wie ich zu fühlen und zu denken. Wie viele von ihnen könnten eine Gewissenstat vollbringen?«

Rasumoff trieb sich in der hell erleuchteten Straße herum. Er war fest entschlossen. Eigentlich konnte man es kaum einen Entschluß nennen. Er hatte einfach entdeckt, was er die ganze Zeit über zu tun beabsichtigt hatte, und doch fühlte er das Bedürfnis nach fremder Zustimmung.

Aus diesem Gefühl heraus, das der Angst ähnlich war, sagte er zu sich selbst:

»Ich brauche jemand, der mich versteht!« Dieser ganz allgemeine Wunsch mit all seiner tiefen Melancholie überfiel Rasumoff, der unter achtzig Millionen Menschen seines eigenen Stammes keinen hatte, dem er sein Herz ausschütten konnte.

An den Sachwalter war nicht zu denken. Er verachtete den kleinen Winkeladvokaten zu tief. Man konnte auch nicht hingehen und dem Polizeimann an der Ecke seine Gewissensnöte offenbaren. Ebensowenig fühlte sich Rasumoff geneigt, zum Polizeikommissar des Bezirks zu gehen – einem gewöhnlich aussehenden Menschen, den er manchmal auf der Straße traf, in schmieriger Uniform, eine qualmende Zigarette an die Unterlippe geklebt. »Sein erstes wäre höchstwahrscheinlich, mich einzusperren. Jedenfalls würde er sich furchtbar aufregen und einen großen Skandal machen«, überlegte Rasumoff.

Eine Gewissenstat hat mit außerordentlicher Würde zu geschehen.

Rasumoff sehnte sich verzweifelt nach einem Rat, einem moralischen Halt. Wer weiß, was wahre Einsamkeit ist – nicht das konventionelle Wort, sondern das nackte Grauen? Für den Einsamen selbst trägt sie eine Maske. – Der verworfenste Elende bewahrt sich im Innersten eine Erinnerung, eine Illusion. Dann und wann aber wird durch ein unglückliches Zusammentreffen von Ereignissen der Schleier einen Augenblick gelüftet. Nur einen Augenblick. – Kein menschliches Wesen könnte den ständigen Anblick seelischer Einsamkeit ertragen, ohne verrückt zu werden.

Rasumoff war zu diesem Grad von Einsicht gelangt. Um ihr zu entgehen, überlegte er eine volle Minute lang den wahnsinnigen Plan, nach Hause zu eilen und sich auf die Knie zu werfen, zur Seite des Bettes, auf dem die dunkle Gestalt ausgestreckt lag; eine völlige Beichte herauszusprudeln, in leidenschaftlichen Worten, die das ganze Wesen jenes Mannes bis in seine innersten Tiefen aufrühren müßten. Es würde in Umarmungen und Tränen enden, in einer unglaublichen Seelenfreundschaft, wie sie die Welt nie gesehen hatte. Es war herrlich.

Innerlich weinte und zitterte er bereits. An den Blicken aber, die ihn gelegentlich trafen, merkte er, daß er immer noch als ein ruhiger Student erschien, auf einem Abendspaziergang begriffen. Er bemerkte auch den heißen Seitenblick einer schönen Frau mit feinem Kopf, die bis zu den Füßen hinab in haarige Raubtierfelle gehüllt war, wie eine zarte und schöne Wilde. – Dieser Blick ruhte einen Augenblick lang mit einer Art spöttischer Zärtlichkeit auf dem anscheinend so gedankenvollen, netten jungen Menschen.

Plötzlich machte Rasumoff halt. Er hatte blitzrasch im Vorübereilen einen grauen Backenbart erspäht, und dadurch war das Bild des Fürsten K. vor seine Seele gerufen worden, des Mannes, der einst seine Hand gedrückt hatte wie niemand sonst zuvor; ein leiser und doch anhaltender Druck, wie ein geheimes Zeichen, wie eine halb widerwillige Liebkosung …

Und Rasumoff wunderte sich, warum er nicht früher an ihn gedacht hatte.

»Ein Senator, ein Würdenträger, eine mächtige Persönlichkeit, eben der richtige Mann – ›Er‹!«

Ein merkwürdig besänftigendes Gefühl überkam Rasumoff und machte seine Knie ein wenig zittern. Er unterdrückte es mit neu erworbener Würde. Jedes Gefühl war hier gefährlicher Unsinn. Er konnte nicht schnell genug sein; und als er in einen Schlitten sprang, brüllte er dem Kutscher zu:

»Zum K.-Palast. Fahr los, du! Fliege, flieg!«

Der verblüffte Muschik, dem ein Bartgewirr bis zu den Augen hinauf wucherte, antwortete ehrerbietig:

»Ich höre, Ew. Gnaden.«

Es war ein Glück für Rasumoff, daß Fürst K. kein ängstlicher Mensch war. An dem Tage der Ermordung des Herrn von P. herrschte in den Kreisen der hohen Beamten äußerste Bestürzung und Verzagtheit.

Dem Fürsten K., der traurig und allein in seinem Arbeitszimmer saß, wurde von seinen bestürzten Dienern gemeldet, daß ein geheimnisvoller

junger Mann sich den Zutritt in die Vorhalle erzwungen, sich geweigert habe, seinen Namen oder die Art seines Anliegens zu nennen, und nicht weggehen wolle, ohne seine Exzellenz privat gesprochen zu haben. Anstatt sich einzuschließen und nach der Polizei zu telephonieren, wie es neun von zehn hohen Persönlichkeiten an jenem Abend getan hätten, gab der Fürst seiner Neugier nach und kam ruhig an die Tür seines Arbeitszimmers.

In der Vorhalle, deren Portal weit offenstand, erkannte er plötzlich Rasumoff, bleich wie der Tod, mit stieren Augen und umringt von ratlosen Lakaien.

Der Fürst ärgerte sich maßlos, war sogar entrüstet, doch seine humanen Instinkte und ein verfeinertes Gefühl von Selbstachtung erlaubten ihm nicht, diesen jungen Mann von Dienerhänden auf die Straße werfen zu lassen. Er zog sich ungesehen in seinen Raum zurück und läutete kurz darauf. Rasumoff in der Halle hörte, wie irgendwo, weit weg, eine verdächtig laute, ruhige Stimme sagte:

»Führe den Herrn hier herein.«

Rasumoff trat ohne Zögern ein. Er fühlte sich unverletzlich hoch erhaben über die Enge gewöhnlicher Beurteilung. Obwohl es ihm nicht entgehen konnte, daß der Fürst ihn mit unverhohlenem Mißvergnügen betrachtete, gab ihm doch seine innere Klarheit, deren er sich wohl bewußt war, eine außerordentliche Selbstsicherheit. Er wurde nicht aufgefordert, Platz zu nehmen.

Eine halbe Stunde später erschienen sie zusammen in der Halle. Die Lakaien standen auf und halfen dem Fürsten, der sich schwerfällig auf gichtischen Beinen bewegte, in seine Pelze. Seine Equipage war schon vorher bestellt worden. Als das große Doppeltor krachend aufflog, hörte Rasumoff, der schweigend und mit verlorenem Blick, innerlich aber bis zum äußersten angespannt, dabei gestanden hatte, den Fürsten sagen:

»Ihren Arm, junger Mann!«

Auf den beweglichen und oberflächlichen Geist des ehemaligen Gardeoffiziers, der so manche prunkvolle Mission erfüllt hatte, doch eigentlich nur in den Künsten galanter Intrigen und weltmännischen Erfolges erfahren war, hatte gleichermaßen die zweifellos schwierige augenblickliche Situation Eindruck gemacht, wie die ruhige Würde, mit der Rasumoff sie erläutert hatte.

Er hatte gesagt: »Nein, alles in allem kann ich den Schritt nicht verurteilen, den Sie wagten, als Sie mit Ihrer Geschichte zu mir kamen. Das ist nichts für die untergeordneten Polizeiorgane, man mißt dem Ereignis die

größte Wichtigkeit bei … Beruhigen Sie sich, ich will Ihnen durch diese ganz außergewöhnliche und schwierige Situation durchhelfen.«

Dann hatte sich der Fürst erhoben, um zu läuten, und Rasumoff hatte ehrerbietig und mit einer kurzen Verbeugung gesagt: »Ich habe mich auf meinen Instinkt verlassen. Ein junger Mensch ohne irgendeine befreundete Seele in der Welt hat sich in einer Stunde der Versuchung, die seine tiefsten politischen Überzeugungen aufrührte, an einen berühmten Russen gewendet – das ist alles.«

Der Fürst hatte hastig ausgerufen:

»Sie haben recht getan.«

Im Wagen – es war ein schmales, geschlossenes Coupé auf Schlittenkufen – brach Rasumoff das Schweigen mit leicht zitternder Stimme:

»Meine Dankbarkeit ist größer als meine Vermessenheit.«

Er brach ab, da er ganz unerwartet im Dunkeln einen kurzen Druck an seinem Arm fühlte.

»Sie haben recht getan«, wiederholte der Fürst.

Als das Gefährt hielt, murmelte der Fürst Rasumoff zu, der keine Frage gewagt hätte:

»Das Haus von General T.«

Inmitten der schneebedeckten Straße flammte ein offenes Feuer. Ein paar Kosaken, die Zügel ihrer Pferde über dem Arm, wärmten sich ringsum. Zwei Schildwachen standen an der Tür, mehrere Gendarmen in dem großen Torweg, und in dem Gang des ersten Stockes erhoben sich zwei Ordonnanzen und standen stramm. Rasumoff schritt neben dem Fürsten einher.

Eine überraschende Menge von Treibhauspflanzen in Töpfen standen im Vorzimmer umher. Diener eilten herzu. Ein junger Mann in Zivil kam hastig an, nahm eine geflüsterte Meldung entgegen, verbeugte sich tief und verschwand eiligst irgendwo in den inneren Gemächern, mit dem diensteifrigen Ausruf: »Gewiß, diesen Augenblick.« Der Fürst machte Rasumoff ein Zeichen.

Sie durchschritten eine Reihe von Empfangsräumen, die alle nur halb erleuchtet waren; einer davon war zum Tanzen hergerichtet. Die Gemahlin des Generals hatte ihr Fest abgesagt. Eine lähmende Furcht schien über dem ganzen Haus zu liegen. Nur in dem eigenen Zimmer des Generals, mit schweren dunklen Vorhängen, zwei massiven Tischen und tiefen Armstühlen, waren alle Lichter angedreht. Der Diener schloß hinter den beiden Herren die Tür, und sie warteten. In einem englischen Kamin brannte ein Kohlenfeuer. Rasumoff hatte nie zuvor ein solches Feuer gesehen. Das Schweigen in dem Raum schien wie das Schweigen des

Grabes, vollkommen und zeitlos. Denn nicht einmal die Uhr auf dem Kaminsims schlug. Auf einem schwarzen Gestell, das eine Ecke füllte, stand eine viertellebensgroße Bronze, die einen Jüngling mit schlanken Gliedern im Laufe darstellte. Der Fürst bemerkte halblaut:

»Von Spontini, ›Die fliehende Jugend‹. Herrlich!«

»Wunderbar«, stimmte Rasumoff schüchtern bei.

Sie sprachen nichts weiter. Der Fürst schwieg in seiner vornehmen Pose, Rasumoff stierte die Statue an. Ihn drückte ein Gefühl, das mit nagendem Hunger Ähnlichkeit hatte.

Er wandte sich nicht um, als er eine innere Tür aufgehen und rasche Schritte kommen hörte, die der Teppich dämpfte.

Der Fürst rief sofort mit einer Stimme, die heiser war vor Erregung:

»Wir haben ihn – cé miserable. Ein tüchtiger junger Mann kam zu mir. – Nein, es ist unglaublich … «

Rasumoff vor der Statue hielt den Atem an, als erwarte er eine Explosion. Hinter ihm sagte eine Stimme, die er nie gehört hatte, mit höflichem Nachdruck:

»Asseyez-vous donc.«

Der Fürst kreischte fast: »Mais comprenez-vous, mon cher, – l' assassin! Den Mörder – wir haben ihn … !«

Rasumoff fuhr herum. Die glatten, mächtigen Backen des Generals ruhten auf dem steifen Kragen seiner Uniform. Er mußte Rasumoff schon länger betrachtet haben, denn dieser sah die blaßblauen Augen kalt auf sich gerichtet.

Der Fürst sagte aus seinem Armsessel heraus mit einer empfehlenden Handbewegung:

»Und dies ist ein durchaus ehrenwerter junger Mann, den die Vorsehung selbst … Herr Rasumoff.«

Der General quittierte die Vorstellung mit einem leisen Kopfnicken nach Rasumoff hin, der seinerseits völlig regungslos blieb.

Dann setzte sich der General vor seinen Tisch und hörte mit zusammengepreßten Lippen zu. Es war unmöglich, auf seinem Gesicht irgendein Anzeichen von Erregung zu entdecken. Rasumoff beobachtete die Unbeweglichkeit des fleischigen Profils. Diese währte aber nur so lange, bis der Fürst geendet hatte. Und als der General sich zu dem gottgesandten jungen Mann wendete, da machten seine blühende Hautfarbe, die blauen ungläubigen Augen und ein blankes konventionelles Lächeln den Eindruck jovialer und unbekümmerter Grausamkeit. Er zeigte über die außerordentliche Geschichte weder Staunen, noch Vergnügen, noch Aufregung – noch auch Ungläubigkeit. Er ließ sich überhaupt kein Gefühl

anmerken, sondern sagte nur mit einer fast ehrerbietigen Höflichkeit, daß »der Vogel vielleicht ausgeflogen sein möchte, während Herr – Herr Rasumoff in den Straßen herumlief«.

Rasumoff trat in die Mitte des Raumes und sagte: »Die Tür ist abgesperrt, und ich habe den Schlüssel in der Tasche.« Sein Ekel vor dem Mann war ungeheuer. Er hatte ihn so plötzlich überkommen, daß er das Gefühl hatte, er müsse in seiner Stimme mitgeklungen haben. Der General sah nachdenklich zu ihm auf, und Rasumoff grinste.

Alles dies ging über den Kopf des Fürsten K. weg, der in einem tiefen Armstuhl saß, äußerst müde und ungeduldig.

»Ein Student mit Namen Haldin«, sagte der General in Gedanken.

Rasumoff hörte auf zu grinsen.

»Das ist sein Name«, sagte er unnötig laut. »Viktor Viktorowitsch Haldin – ein Student.«

Der General richtete sich ein wenig auf.

»Wie ist er angezogen? Würden Sie die Güte haben, mir etwas darüber zu sagen?«

Rasumoff beschrieb ärgerlich Haldins Kleidung in ein paar abgerissenen Worten. Der General sah ihn die ganze Zeit unverwandt an und sagte dann französisch zum Fürsten:

»Wir hatten einige Anhaltspunkte; eine gute Frau, die gerade in der Straße war, beschrieb uns einen Menschen, der ganz ähnlich gekleidet war wie der, der die zweite Bombe geworfen hatte. Wir haben sie im Sekretariat zurückgehalten, und alle Leute in Tscherkessenröcken, deren wir habhaft werden konnten, wurden ihr vorgeführt. Sie bekreuzte sich fortwährend bei ihrem Anblick und schüttelte den Kopf. Es war zum Verzweifeln.«

Er wandte sich an Rasumoff und redete ihn russisch in freundlichem Vorwurf an:

»Nehmen Sie Platz, Herr Rasumoff, bitte. Warum stehen Sie?« Rasumoff setzte sich nachlässig nieder und sah den General an.

»Dieser glotzäugige Idiot versteht nichts«, dachte er.

Der Fürst begann hastig zu sprechen.

»Herr Rasumoff ist ein junger Mann von hervorragenden Fähigkeiten. Es liegt mir sehr am Herzen, daß seine Zukunft nicht … «

»Gewiß«, unterbrach ihn der General mit einer Geste. »Hat er wohl Waffen bei sich, was glauben Sie, Herr Rasumoff?«

Der General sprach mit leise singender Stimme. Rasumoff erwiderte mit unterdrücktem Ärger:

»Nein, aber meine Rasiermesser liegen herum – Sie verstehen.«

Der General senkte zustimmend den Kopf: »Sehr richtig.«

Und dann zum Fürsten, höflich erklärend:

»Wir wollen den Vogel lebendig. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir ihn nicht ein wenig singen machen könnten, bevor wir mit ihm fertig sind.«

Das grabähnliche Schweigen des Raumes mit seiner stummen Uhr schloß sich nach diesem in lautem Ton hingesagten furchtbaren Satz. Der Fürst, in seinem Stuhl verborgen, gab keinen Laut.

Dann begann der General ganz unerwartet einen Gedanken zu entwickeln.

»Die Treue zu bedrohten Einrichtungen, von denen die Sicherheit eines Thrones und seines Volkes abhängt, ist kein Kinderspiel. Wir wissen das, mon prince – und – tenez«, setzte er in ruhigem und doch schmeichelhaftem Ton hinzu, »Herr Rasumoff hier beginnt das gleichfalls zu begreifen.«

Die Augen, die er Rasumoff zuwendete, schienen aus dem Kopf herauszutreten. Doch ihr grotesker Anblick störte Rasumoff nicht länger. Er sagte mit düsterer Überzeugung:

»Haldin wird nie sprechen.«

»Das wollen wir abwarten«, murmelte der General.

»Ich bin dessen gewiß«, beharrte Rasumoff. »Ein Mann wie er spricht niemals… Glauben Sie vielleicht, daß ich aus Angst hier bin?« fügte er heftig hinzu. Er fühlte sich bereit, seine Meinung von Haldin bis zum äußersten durchzuhalten.

»Gewiß nicht«, wehrte der General kühl ab. »Und ich zögere nicht, Ihnen zu gestehen, Herr Rasumoff, daß er wie ein Stein im 'Wasser verschwunden wäre, wenn er mit seiner Geschichte nicht an einen so überzeugten und kaisertreuen Russen geraten wäre, wie Sie es sind … und das hätte einen abscheulichen Eindruck gemacht«, fügte er hinzu, mit einem frohen, grausamen Lächeln unter dem starren Blick. »Sie sehen also, daß von Furcht hier gar nicht die Rede sein konnte.«

Der Fürst mischte sich ein und sah über die Lehne des Klubsessels nach Rasumoff.

»Niemand zweifelt an dem moralischen Wert Ihrer Handlungsweise, beruhigen Sie sich darüber, bitte.«

Dann wandte er sich leicht verlegen an den General.

»Dies ist der Grund meiner Anwesenheit. Sie sind vielleicht überrascht, warum ich … «

Der General unterbrach ihn eilig: »Ganz und gar nicht. Durchaus natürlich. Sie haben die Wichtigkeit erkannt … «

»Jawohl«, fiel der Fürst ein, »und ich erlaube mir die inständige Bitte, daß meine und Herrn Rasumoffs Einmischung nicht bekannt werden möchte. Er ist ein junger Mensch von vielversprechenden und bemerkenswerten Fähigkeiten.«

»Ich zweifle nicht daran«, murmelte der General, »er flößt Vertrauen ein.«

»Heutzutage sind alle möglichen gefährlichen Ansichten so weit verbreitet, reichen in Kreise, in denen man es nicht vermuten sollte, und so könnte er, so ungeheuerlich es klingt, Schaden nehmen … seine Studien … seine … «

Der General stützte die Ellbogen auf den Tisch und nahm den Kopf in beide Hände:

»Ja, ja, ich überdenke es eben … wie lange ist es her, daß Sie ihn in Ihrem Zimmer verlassen haben, Herr Rasumoff?«

Rasumoff nannte die Zeit, zu der er ungefähr aus der großen Diebeshöhle geflohen war. Er hatte sich entschlossen, Siemianitsch ganz aus dem Spiel zu lassen. Die bloße Erwähnung würde für die »starke Seele« Verhaftung bedeuten, grausame Durchpeitschung vielleicht, und schließlich eine Reise nach Sibirien, in Ketten. Rasumoff, der Siemianitsch geprügelt hatte, fühlte nun für ihn eine vage und ein wenig reuevolle Zärtlichkeit.

Der General gab zum ersten Male seinen gehobenen Gefühlen nach und rief verächtlich aus:

»Und Sie sagen, daß er zu Ihnen kam, um Ihnen dieses Geständnis zu machen. Nur so – für nichts – apropos des bottes.«

Rasumoff witterte Gefahr. Hier hatte der unbarmherzige, mißtrauische Despotismus endlich offen gesprochen. Eine plötzliche Angst schloß Rasumoff den Mund. Das Schweigen des Raumes erinnerte nun an die Totenstille eines tiefen Kellerloches, in dem die Zeit stille steht und in dem ein Verdächtiger mitunter für immer vergessen wird. Doch der Fürst kam zu Hilfe.

»Die Vorsehung selbst hat den Schuft dazu gebracht, in einem Augenblick geistiger Verwirrung Herrn Rasumoff aufzusuchen. Auf Grund eines früheren, gänzlich mißverstandenen Gedankenaustausches, einer Art müßiger, spitzfindiger Unterhaltung –, die, wie ich höre, vor Monaten stattfand und die Herr Rasumoff seither gänzlich vergessen hat.«

»Herr Rasumoff«, fragte der General nachdenklich nach einem kurzen Schweigen, »gefallen Sie sich oft in spitzfindigen Unterhaltungen?«

»Nein, Exzellenz«, erwiderte Rasumoff kalt, mit plötzlich wiedergekehrtem Selbstvertrauen. »Ich bin ein Mensch von festen

Überzeugungen. Gefährliche Ansichten liegen in der Luft. Sie sind es nicht immer wert, daß man sie bestreitet. Doch selbst die schweigende Verachtung eines ernsten Menschen kann von verrückten Phantasten falsch ausgelegt werden.«

Der General sah unter den stützenden Händen auf, Fürst K. murmelte:

»Ein ernster junger Mensch. Un esprit supérieur.«

»Ich sehe das, mon cher prince«, sagte der General, »Herr Rasumoff hat von mir nichts zu fürchten. Er interessiert mich. Er hat, wie es scheint, die große und nützliche Gabe, Vertrauen einzuflößen. Was mich wundert, ist nur das eine, warum der andere überhaupt etwas erwähnte – ich meine, auch die bloße Tatsache –, wenn es ihm nur darum zu tun war, für ein paar Stunden Unterschlupf zu finden. Denn schließlich und endlich war ja nichts leichter, als von der ganzen Sache überhaupt zu schweigen, außer vielleicht, er hätte in grober Verkennung Ihrer tatsächlichen Gefühle Ihren Beistand zu erringen versucht. – Wie, Herr Rasumoff?«.

Rasumoff war, als wankte der Boden unter ihm. Dieser groteske Mann in der engen Uniform war furchtbar. Es war schon richtig, was man von ihm erzählte.

»Ich verstehe, was Exzellenz meinen. Doch ich kann nur antworten, daß ich den Grund nicht kenne.«

»Ich meine gar nichts«, murmelte der General, höflich überrascht.

»Ich bin seine Beute, seine wehrlose Beute«, dachte Rasumoff. Die Müdigkeit und der Ärger, die Aufregungen des Nachmittags, der Wunsch, zu vergessen, die Angst, die er nicht ganz niederzuhalten vermochte, dies alles erweckte seinen Haß gegen Haldin aufs neue.

»Dann kann ich Ew. Exzellenz nicht helfen. Ich weiß nicht, was er damit meinte. Ich weiß nur, daß ich einen Augenblick lang den Wunsch fühlte, ihn zu töten. Dann gab es einen anderen Augenblick, wo ich selbst wünschte, tot zu sein. Ich sagte nichts, ich wurde überfallen. Ich forderte kein Vertrauen heraus – verlangte keine Erklärungen –«

Rasumoff schien außer sich, doch sein Geist war klar. Der Ausbruch war berechnet.

»Es ist sehr schade«, sagte der General, »daß Sie das nicht taten. Haben Sie gar keine Ahnung, was er vorhat?«

Rasumoff beruhigte sich, als er diesen Ausweg sah.

»Er sprach mir von der Hoffnung, daß ihn ein Schlitten erwarten solle, etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht, beim siebenten Laternenpfahl, vom linken oberen Ende der Karabelnaya an gerechnet. Jedenfalls wollte

er um diese Zeit dort sein. Er bat nicht einmal, die Kleider wechseln zu dürfen.«

»Ah, voilà«, wendete sich der General zu Fürst K., augenscheinlich befriedigt. »Da hätten wir also die Möglichkeit, Ihren Protegé, Herrn Rasumoff, bei der bevorstehenden Verhaftung ganz aus dem Spiel zu lassen. Wir wollen den Herrn in der Karabelnaya erwarten.«

Der Fürst äußerte seine Dankbarkeit. Eine aufrichtige Rührung klang aus seiner Stimme. Rasumoff saß reglos und schweigend da und stierte auf den Teppich. Der General fragte ihn:

»Eine halbe Stunde nach Mitternacht. Bis dahin müssen wir uns auf Sie verlassen, Herr Rasumoff. Sie halten es nicht für möglich, daß er seine Absicht ändert?«

»Wie kann ich das sagen?« erwiderte Rasumoff. »Doch Leute dieser Art gehen nie von einem Vorhaben ab.«

»Was für Leute meinen Sie?«

»Die fanatischen Anhänger der Freiheit im allgemeinen. Freiheit mit großem F, Exzellenz. Der Freiheit, unter der nichts Bestimmtes zu verstehen ist. Der Freiheit, in deren Namen Verbrechen begangen werden.«

Der General murmelte:

»Ich hasse jede Art von Rebellion. Ich kann nicht anders, es liegt in meiner Natur.«

Er schüttelte die geballten Fäuste vor sich. »Sie müssen vernichtet werden.«

»Sie haben schon im vorhinein auf ihr Leben verzichtet«, meinte Rasumoff mit leisem Spott und sagte dem General gerade ins Gesicht. – »Wenn Haldin heute nacht seine Absicht ändert, so können Sie sich darauf verlassen, daß er es nicht tun wird, um sich auf irgendeine andere Art durch Flucht zu retten. Er könnte höchstens auf die Idee kommen, noch ein anderes Attentat zu wagen, doch das ist nicht wahrscheinlich.«

Der General wiederholte wie für sich: »Sie müssen vernichtet werden.«

Rasumoff machte ein undurchdringliches Gesicht. Der Fürst rief aus:

»Welch furchtbare Notwendigkeit!«

Der General senkte langsam den Arm:

»Einen Trost gibt es. Diese Brut hinterläßt keine Nachkommen. Ich habe es immer gesagt. Eine Anstrengung, erbarmungslos, hartnäckig, nachdrücklich – und wir sind sie ein für allemal los.«

Rasumoff sagte sich, daß dieser Mann, dem so unumschränkte Gewalt anvertraut war, fest überzeugt sein mußte von der Richtigkeit dieser Worte, da er sonst die Verantwortung nicht hätte tragen können.

Der General wiederholte noch einmal, in tiefer Erbitterung: »Ich hasse Rebellen. Diese Umstürzler, diese geistigen Debauchés. Mein ganzes Leben ist auf der Treue aufgebaut. Das ist ein Gefühl. Es zu verteidigen, bin ich bereit, mein Leben hinzugeben – sogar meine Ehre –, wenn es nötig wäre. Doch sagen Sie mir, bitte, wie kann man von Ehre reden bei Rebellen – bei Leuten, die Gott selbst leugnen –, bei Ungläubigen! Tiere sind es. Es ist schrecklich, das auszudenken.«

Während dieser Tirade hatte Rasumoff den General fest angesehen und zweimal leicht genickt. Fürst K. stand in vornehmer Ruhe zur Seite und murmelte mit einem Aufblick:

»Hélas!«

Dann senkte er den Blick und erklärte mit großer Entschiedenheit:

»Bei diesem jungen Mann, General, fallen Ihre denkwürdigen Worte auf den richtigen Boden.«

Der Gesichtsausdruck des Generals wechselte von finsterm Groll zu vollkommener Höflichkeit.

»Ich möchte Herrn Rasumoff nun bitten«, sagte er, »in seine Wohnung zurückzukehren. Bemerken Sie, daß ich Herrn Rasumoff nicht gefragt habe, ob er seine Abwesenheit vor seinem Gaste entschuldigt hat? Zweifellos hat er dies in hinreichender Weise getan. Aber ich frage nicht. Herr Rasumoff flößt Vertrauen ein. Das ist eine wertvolle Gabe. Ich will nur sagen, daß eine noch längere Abwesenheit das Mißtrauen des Verbrechers wecken und ihn vielleicht dazu bestimmen könnte, seine Pläne zu ändern.«

Damit erhob er sich und geleitete seine Besucher mit fast übertriebener Zuvorkommenheit in den Vorraum, der mit den vielen Blumentöpfen angefüllt war.

Rasumoff verließ den Fürsten an einer Straßenecke. In dem Wagen hatte er Reden angehört, in denen ein natürliches Gefühl mit der Vorsicht kämpfte. Augenscheinlich befürchtete der Fürst, die Hoffnung auf weiteren Verkehr zu ermutigen. In der Stimme aber, die im Dunkeln alle die gleichgültigen Worte zu Rasumoff sprach, lag auch ein Schatten von Zärtlichkeit. Endlich sagte der Fürst:

»Ich habe festes Vertrauen zu Ihnen, Herr Rasumoff.«

»Alle haben, wie es scheint, Vertrauen zu mir«, dachte Rasumoff unmutig. Er fühlte eine leichte Verachtung für den Mann, der Schulter an Schulter mit ihm in dem engen Raume saß. Wahrscheinlich fürchtete er sich vor irgendeiner Szene mit seiner Frau. Man erzählte sich von ihr, daß sie stolz und heftig sei.

Es kam ihm merkwürdig vor, daß das Geheimnis in der ruhigen Bequemlichkeit des Lebens eine so große Rolle spielen sollte. Doch er wollte dem Fürsten die Seelenruhe wiedergeben, und so sagte er mit angemessenem Pathos, daß er sich einiger geringer Fähigkeiten wohl bewußt sei und im Vertrauen auf seine Arbeitskraft hoffnungsfroh in die Zukunft blicke. Er danke für die hilfreich dargebotene Hand. So gefährliche Situationen kämen in einem Leben nicht zweimal vor, fügte er hinzu.

»Und in diesem einen Falle haben Sie eine Entschlußkraft und Feinfühligkeit bewiesen, die mir einen hohen Begriff von Ihrem Wert geben … «, sagte der Fürst feierlich. »Sie müssen nun weiter so bleiben – so bleiben.«

Als er schon auf dem Pflaster stand, sah Rasumoff, wie sich ihm aus dem herabgelassenen Fenster des Brougham eine weiße, unbehandschuhte Hand entgegenstreckte. Sie hielt einen Augenblick lang seine eigene umschlossen, während das Licht einer Straßenlaterne auf des Fürsten schmales Gesicht und seinen altmodischen Backenbart fiel.

»Ich hoffe, Sie sind nun vollkommen beruhigt wegen der möglichen Folgen.«

»Nach allem, was Ew. Exzellenz geruht haben, für mich zu tun, kann ich mich auf mein Gewissen verlassen.«

»Adieu«, sagte der Kopf mit dem Backenbart gefühlvoll.

Rasumoff verbeugte sich. Der Schlitten fuhr mit einem leisen Knirschen an, kam außer Sicht, und Rasumoff stand allein auf der Straße.

Er sagte sich, daß er darüber nicht weiter nachzudenken habe, und trat den Heimweg an.

Er ging langsam. Es war ihm eine liebe Gewohnheit, so heimzugehen, dem Bett zu, nach einem Abend, den er irgendwo bei einem Kameraden oder auf den billigeren Plätzen eines Theaters verbracht hatte. Nach einer kurzen Strecke Weges drängte sich ihm die Vertrautheit der Umgebung auf. Nichts war verändert. Da war die gewohnte Ecke, und gleich dahinter sah er das vertraute trübe Licht des Kramladens, der einer deutschen Frau gehörte. In dem schmalen Auslagenfenster sah man altbackene Brotlaibe, Bünde von Zwiebeln und lange Ketten von Würsten. Der Laden wurde eben geschlossen. Der kränkliche, lange Bursche, den er vom Sehen so gut kannte, wackelte in den Schnee hinaus und hielt mit beiden Armen einen großen Holzladen umarmt.

Es würde alles beim alten bleiben. Sein Haus grüßte ihm wohlbekannt entgegen mit dem schwarzgähnenden Torweg und den schwachen Lichtschimmern, die die Absätze des Stiegenhauses kennzeichneten.

Der Lebensmut hing von äußerlichen Eindrücken ab. Die Banalitäten des Alltages bildeten einen Schutzwall für die Seele; dieser Gedanke bestärkte Rasumoff in seiner inneren Ruhe, als er die Treppen zu ersteigen begann, deren Stufen seine Füße mühelos im Dunkeln fanden, während seine Hand über das altgewohnte, naßkalte Geländer glitt. Das Außerordentliche konnte nicht aufkommen gegen die körperliche Berührung mit der gewohnten Umgebung, wodurch ein Tag dem anderen ähnlich wurde. Das Morgen würde sein wie das Gestern.

Erst auf dem Vorplatz seiner Wohnung kam ihm das Ungewöhnliche zum Bewußtsein.

»Ich vermute«, dachte Rasumoff, »daß ich ebenso ruhig wie jetzt diese Stiegen heraufgekommen wäre, wenn ich den Entschluß gefaßt hätte, mir hier oben eine Kugel in den Kopf zu schießen. Was kann ein Mann tun! Was sein muß, muß sein. Gewiß geschehen außerordentliche Dinge. Sind sie aber geschehen, dann sind sie auch abgetan, das heißt, sobald man einen Entschluß gefaßt hat. Diese Frage ist abgetan, und die täglichen Sorgen unseres gewohnten Gedankenganges verschlingen sie. – Und das Leben geht weiter wie zuvor, und seine geheimnisvollen und verborgenen Zufälle bleiben außer Sicht, wie es sich gehört. Das Leben ist eine öffentliche Sache.«

Rasumoff sperrte seine Tür auf und zog den Schlüssel ab. Dann trat er ganz ruhig ein und schloß die Tür vorsichtig hinter sich.

Er dachte »er hört mich« und blieb, nachdem er die Tür geschlossen hatte, mit angehaltenem Atem stehen. Kein Laut war zu hören. Er durchschritt das lange erste Zimmer, vorsichtig durch die Dunkelheit tappend. Als er in das zweite gekommen war, tastete er den ganzen Tisch nach der Streichholzschachtel ab. Nur diese vorsichtigen Bewegungen seiner Hand unterbrachen die tiefe Stille. Konnte der Bursche so fest schlafen?

Er machte Licht und sah nach dem Bett. Haldin lag auf dem Rücken wie zuvor, nur hatte er die Hände jetzt unter dem Kopf. Seine Augen waren offen. Er starrte nach der Decke.

Rasumoff hielt das Streichholz hoch. Er sah die scharf geschnittenen Züge, das feste Kinn, die weiße Stirn und den blonden Haarschopf gegen das weiße Kissen. Da war er, flach auf dem Rücken ausgestreckt. Rasumoff dachte plötzlich: »Ich bin über seine Brust weggegangen.«

Er sah starr hin, bis das Streichholz ausgebrannt war, rieb dann ein anderes an und entzündete die Lampe schweigend, ohne nochmals nach dem Bett hinzusehen. Er kehrte ihm den Rücken zu und hängte eben seinen Rock an einen Nagel, als er Haldin seufzen und dann mit müder Stimme sagen hörte:

»Nun, was haben Sie ausgemacht?«

Seine Erregung war so groß, daß Rasumoff froh war, die Hände gegen die Wand stützen zu können. Er fühlte die teuflische Lust in sich, zu sagen: »ich habe Sie der Polizei ausgeliefert«, und erschrak tödlich dabei. Er sprach es aber nicht aus. Er sagte, ohne sich umzudrehen, mit undeutlicher Stimme:

»Es ist getan.«

Wieder hörte er Haldin seufzen. Er ging zum Tisch zurück, setzte sich gerade vor die Lampe und sah erst dann wieder zum Bett hin.

In der fernen Ecke des großen Raumes, weitab von der Lampe, die klein war und einen sehr dichten seidenen Schirm hatte, erschien Haldin nur wie ein dunkler und langgestreckter Schatten, in tödlicher Reglosigkeit erstarrt. Dieser Leib schien noch weniger Körperlichkeit zu haben als sein Phantom, über das Rasumoff mitten in der weißbeschneiten Straße weggegangen war. In seiner schattenhaften, beharrlichen Wirklichkeit war er furchtbarer anzusehen als die klare, aber rasch vorübergehende Halluzination.

Haldin ließ sich abermals hören.

»Sie müssen einen ganz üblen Weg gehabt haben … «, murmelte er bedauernd, »dieses Wetter –«

Rasumoff antwortete rasch:

»Schrecklicher Weg … Ein Höllenweg!«

Er schauderte hörbar zusammen. Haldin seufzte wieder auf und sagte dann:

»Und Sie haben also Siemianitsch gesehen, Bruder?«

»Ich habe ihn gesehen.«

Dabei erinnerte sich Rasumoff an die Zeit, die er mit dem Fürsten verbracht hatte, und hielt es für klug, hinzuzufügen: »Ich hatte einige Zeit zu warten.«

»Ein Charakter, was? Es ist ganz unglaublich, wie stark in diesem Mann das Verständnis für die Notwendigkeit der Freiheit ist; und dann hat er Aussprüche – einfach, aber treffend, wie sie eben nur das Volk in seinem rauhen Mutterwitz erfinden kann. Ein Charakter der … «

»Ich hatte allerdings nicht viel Gelegenheit … «, murmelte Rasumoff durch die Zähne.

Haldin fuhr fort, nach der Decke zu starren.

»Sehen Sie, Bruder, ich war in der letzten Zeit ziemlich viel in jenem Haus. Ich pflegte Bücher dahin mitzunehmen – Flugblätter. Ziemlich viele unter den Armen, die dort leben, können lesen, und sehen Sie, die Gäste für das Festmahl der Freiheit müssen an den Hecken und Zäunen

zusammengesucht werden. Die Wahrheit zu sagen, habe ich zuletzt fast ganz in jenem Haus gewohnt. Manchmal schlief ich im Stall; es gibt einen Stall dort … «

»Ebenda hatte ich auch meine Unterredung mit Siemianitsch«, fiel Rasumoff höflich ein. Eine merkwürdige Spottlust überkam ihn, und er fügte hinzu: »Sie war in gewissem Sinn recht befriedigend. Ich kam mir nachher wesentlich erleichtert vor.«

»Was, er ist ein ganzer Kerl?« fuhr Haldin fort, langsam zur Decke hinauf zu sprechen. »Ich kam nämlich so dazu, seine Bekanntschaft zu machen: Vor einigen Wochen schon, sobald ich mich entschlossen hatte, das zu tun, was getan sein mußte, versuchte ich mich zu isolieren. Ich gab meine Zimmer auf. Wozu hätte ich denn eine brave Witwe der Gefahr aussetzen sollen, von der Polizei verrückt gemacht zu werden. Ich gab es auf, irgendwelche unserer Kameraden zu sehen … «

Rasumoff zog einen halben Bogen Papier zu sich heran und begann mit einem Bleistift Linien darauf zu ziehen.

»Meiner Seele«, dachte er wütend, »er scheint auf jedermanns Sicherheit bedacht zu sein, nur nicht auf meine.«

Haldin sprach weiter:

»Heute morgen, was, heute morgen, das war etwas anderes. Wie soll ich Ihnen das erklären? Vor der Tat wanderte ich die Nächte durch herum und verbarg mich unter Tags, überdachte alles und fühlte mich ruhig. Schlaflos, aber ruhig. Womit hätte ich mich quälen sollen. Heute morgen aber - nachher! –, da wurde ich ruhelos. Ich hätte es in diesem großen Hause voll Elend nicht aushalten können. Die Elenden dieser Welt können einem keinen Frieden geben, und als der dumme Wächter in dem Holzlager Lärm zu schlagen begann, da sagte ich mir: ›In dieser Stadt gibt es einen jungen Mann, der himmelhoch über die gewöhnlichen Vorurteile erhaben ist‹.«

»Macht er sich über mich lustig«, fragte sich Rasumoff, während er fortfuhr, ziellos Dreiecke und Quadrate zu zeichnen, und plötzlich kam ihm der Gedanke: »Mein Benehmen muß ihn befremden. Wenn er sich darüber erschreckt und mir fortrennt, bin ich übel dran. Der verdammte General … «

Er ließ den Bleistift fallen, fuhr herum und sah nach der schattenhaften Gestalt, die auf dem Bett ausgestreckt lag – soviel undeutlicher als die andere, über deren Brust er ohne Zögern hinweggeschritten war. War diese etwa auch ein Phantom?

Das Schweigen hatte lange Zeit angehalten. »Er ist nicht mehr hier«, das war der Gedanke, gegen den Rasumoff verzweifelt ankämpfte, ganz

entsetzt vor seiner möglichen Wahrheit. »Er ist schon fort … und dies … nur … «

Er konnte nicht länger an sich halten, sprang auf die Füße, und mit dem lauten Ausruf: »Ich habe eine unerträgliche Angst in mir«, machte er ein paar lange Schritte bis zum Bett hin. Seine Hand fiel leicht auf Haldins Schulter, und im selben Augenblick, wo er seine Körperlichkeit fühlte, packte ihn der verrückte Wunsch, diese bloße Kehle zu fassen und den Atem aus diesem Leib zu quetschen, damit er nicht seiner Obhut entfliehe und vielleicht nur ein Phantom zurückließe.

Haldin rührte kein Glied, nur der Blick seiner überschatteten Augen wandte sich Rasumoff zu mit inniger Dankbarkeit für diese Gefühlsäußerung.

Rasumoff wendete sich ab und schritt im Zimmer auf und nieder. »Vielleicht wäre es eine Wohltat gewesen«, sagte er sich und war überrascht, daß sich ihm gerade diese Verteidigung für seine mörderische Absicht auftat. Er kam nicht los davon und mußte sich immer eingehender damit beschäftigen. »Was hat er zu erwarten«, dachte er; »den Galgen zuletzt. Und ich … «

Haldins Stimme riß ihn aus seinen Betrachtungen.

»Warum sollten Sie um mich Angst haben? Sie können meinen Leib töten, aber meine Seele können sie nicht aus dieser Welt verbannen. Ich will Ihnen etwas sagen – ich glaube so fest an diese Welt, daß ich mir die Ewigkeit nur als ein sehr langes Leben vorstellen kann. Vielleicht ist das der Grund, daß ich zum Sterben so ganz bereit bin.«

»Hm«, knurrte Rasumoff, biß sich auf die Unterlippe und versuchte, seinen Gedankengang fortzuführen, während er im Zimmer auf und ab ging.

»Gewiß, für einen Mann in dieser Lage würde es eine Wohltat bedeuten. Es handelt sich hier aber nicht darum, gütig zu sein, sondern fest. Er ist ein unsicherer Kunde … «

»Auch ich, Viktor Viktorowitsch, glaube an diese äußere Welt«, sagte er mit Nachdruck; »auch ich, solange ich lebe. Doch Sie scheinen ja entschlossen, als Geist wiederzukehren. Sie können doch nicht im Ernst meinen … «

Haldin unterbrach ihn.

»Als Geist umgehen! Gewiß, denen, die den Gedanken unterdrücken wollen, der die Welt belebt, die die Seelen ausrotten wollen, die die Durchsetzung der Menschenrechte erstreben, denen sollte man als rächender Geist erscheinen. Den anderen, die nur meinen Leib vernichten werden, denen habe ich schon im voraus verziehen.«

Rasumoff war stehengeblieben, als wollte er zuhören, zugleich aber verfolgte er seine eigenen Gedanken. Er beklagte sich über sich selbst, daß er Haldins Worten soviel Wichtigkeit beimaß.

»Der Kerl ist verrückt«, sagte er sich, doch diese Überzeugung stimmte ihn gegen Haldin nicht milder. Es war eine ganz besonders schamlose Art von Irrsinn, und wenn die einmal im öffentlichen Leben eines Volkes frei um sich greift, dann war es ganz zweifellos die Pflicht jedes guten Bürgers …

Hier brach dieser Gedankengang kurz ab und machte einem so wütenden Haß gegen Haldin Platz, daß Rasumoff schleunigst zu sprechen begann:

»Jawohl; Ewigkeit, natürlich. Ich kann mir auch kein ganz klares Bild davon machen … dennoch denke ich mir darunter etwas Ruhiges und Ausgeglichenes. Es könnte nichts Unerwartetes mehr geben – verstehen Sie mich. Das Zeitbewußtsein wäre ausgeschaltet.«

Er zog seine Uhr heraus und sah nach der Zeit. Haldin drehte sich auf die Seite und sah aufmerksam nach ihm hin.

Diese Bewegung erschreckte Rasumoff. Ein unsicherer Kunde, dieser Kerl mit dem Phantom. Es war noch nicht Mitternacht. Er fuhr hastig fort:

»Und Geheimnisse wären undenkbar. Können Sie sich in der Ewigkeit irgend etwas Verborgenes denken? Unmöglich! Während das Leben davon wimmelt. So gibt es zum Beispiel diskrete Geburten, daran trägt man bis zu seinem Lebensende. Es liegt doch etwas Komisches darin … Doch lassen wir das. Dann gibt es geheime Gründe, die die Handlungsweise beeinflussen, die scheinbar offenherzigsten Handlungen eines Menschen haben ihre geheime Unterbedeutung. Das ist interessant und doch so unergründlich. So zum Beispiel: ein Mensch verläßt sein Zimmer, um einen Gang zu machen. Etwas durchaus Alltägliches scheinbar, und doch kann es von schwerwiegender Bedeutung sein. Er kommt zurück – vielleicht hat er irgendein besoffenes Vieh gesehen, besondere Eindrücke von dem Schnee auf der Straße empfangen – und ist nicht mehr derselbe Mann. Die unwahrscheinlichsten Dinge haben eine geheimnisvolle Macht über die Gedanken – der graue Backenbart eines bestimmten Menschen – oder die Glotzaugen eines anderen.«

Rasumoff hatte Schweiß auf der Stirne. Er durchmaß den Raum ein-, zweimal mit gesenktem Kopfe und lächelte böse vor sich hin.

»Haben Sie je über den Einfluß von Glotzaugen und grauen Backenbärten nachgedacht? Entschuldigen Sie, Sie scheinen mich für verrückt zu halten, da ich zu dieser Stunde solches Zeug daherrede. Ich rede nicht

ins Blaue. Ich habe Beispiele erlebt. Ich habe einmal mit einem Menschen gesprochen, dessen Schicksal durch grob äußerliche Umstände dieser Art bestimmt worden war, und der Mann wußte es nicht. Es war allerdings eine Gewissensfrage, doch materielle Tatsachen, wie die erwähnten, führten die Lösung herbei. Und Sie sagen mir, Viktor Viktorowitsch, ich soll keine Angst haben. Was! Ich bin verantwortlich für Sie«, schrie Rasumoff fast auf.

Zugleich hatte er Mühe, ein mephistophelisches Gelächter zu unterdrücken. Haldin, ganz bleich, richtete sich auf den Ellbogen auf.

»Und die Überraschungen des Lebens«, fuhr Rasumoff fort, nach einem unruhigen Blick auf den anderen, »bedenken Sie doch, wie ganz verblüffend die sind. Ich sage nicht, daß Sie unrecht getan haben; von einem gewissen Gesichtspunkt aus gesehen hätten Sie eigentlich nichts Besseres tun können. Sie hätten an einen Mann geraten können, der Rücksicht auf Verwandte und Freunde zu nehmen gehabt hätte. Sie selbst haben solche Rücksichten zu nehmen. Ich dagegen bin, wie Sie wohl wissen, in einem Erziehungsinstitut aufgewachsen, wo man uns nicht genug zu essen gab. Unter solchen Umständen von Gefühlen zu reden – das sehen Sie selbst … Und was die Rücksichten angeht, so sind die einzigen, die für mich existieren, sozialer Natur. Ich muß mir auf irgendeine Weise Anerkennung verschaffen, bevor ich meine Kräfte entfalten kann. Da sitze ich und arbeite… und glauben Sie nicht, daß auch ich für den Fortschritt tätig bin? Ich muß mir über den richtigen Weg meine eigenen Ideen bilden … Verzeihen Sie«, fuhr Rasumoff fort, holte tief Atem und lachte kurz und heiser auf, »aber ich habe keine revolutionären Triebe oder körperliche Ähnlichkeit von einem Onkel geerbt.«

Wieder sah er nach der Uhr und konstatierte wütend, daß noch eine Reihe von Minuten bis Mitternacht fehlte. Er nahm die Uhr samt Kette aus der Tasche und legte sie offen auf den Tisch mitten in den Lichtkreis der Lampe. Haldin legte sich auf den Ellbogen zurück und rührte sich nicht. Rasumoff fühlte sich durch diese Stellung beunruhigt. »Welchen Plan heckt er jetzt wohl aus?« dachte er. »Man muß ihn daran hindern. Ich muß weiter zu ihm sprechen.«

Er erhob die Stimme:

»Sie sind der Sohn, Bruder, Neffe, Vetter – ich weiß nicht was – einer endlosen Reihe von Leuten. Ich bin nur ein Mann. Hier steht er vor Ihnen. Ein Mann mit Verstand. Haben Sie darüber nachgedacht, wie ein Mann, der nie in seinem Leben ein Wort warmer Zuneigung oder Anerkennung gehört hat, sich zu der Frage stellen würde, an die Sie zunächst mit dem Für und Wider Ihrer Abstammung, mit Ihrer Familientradition,

Ihren häuslichen Vorurteilen herangehen würden … Haben Sie je darüber nachgedacht, wie ein solcher Mann empfinden würde? Ich habe keine Familientradition. Ich kenne keine Nebengedanken. Meine Tradition ist die Weltgeschichte. Was bleibt mir als diese nationale Vergangenheit, von der ihr Herren euch wegentwickeln wollt? Soll ich meinen Verstand, mein Streben nach einem besseren Los ihres einzigen Zieles berauben, nur weil es gewalttätige Enthusiasten wollen? Sie kommen aus Ihrer Provinz, doch dieses ganze Land ist mein, oder ich habe gar nichts. Zweifellos wird man Sie eines Tages als Märtyrer betrachten, als eine Art Helden, einen politischen Heiligen. Doch ich tue dabei nicht mit. Ich bin zufrieden damit, ein Arbeiter zu sein. Und was tut ihr anderen schon, wenn ihr ein paar Tropfen Blut auf den Schnee spritzt, auf diese Unendlichkeit, auf diese unglückliche Unendlichkeit. Ich sage Ihnen«, schrie er mit zitternder Stimme und trat einen Schritt gegen das Bett vor, »wir brauchen keine Spukgeister, über die ich weggehen könnte – sondern einen Mann.«

Haldin streckte die Arme vor, als wollte er ihn entsetzt von sich abwehren.

»Jetzt verstehe ich alles«, rief er aus, erschreckt und traurig. »Ich verstehe – endlich.«

Rasumoff wankte zum Tisch zurück. Auf der Stirne brach ihm der Schweiß aus, während ihm ein kalter Schauder den Rücken hinablief.

»Was habe ich gesagt?« fragte er sich. »Habe ich ihn zuletzt doch noch aus den Fingern gelassen?«

Er fühlte, wie seine Lippen trocken wurden gleich Pergament, und anstatt eines beruhigenden Lächelns brachte er nur eine ungewisse Grimasse zusammen.

»Was wollen Sie«, begann er mit versöhnlicher Stimme, die nach den ersten paar unsicheren Worten fest wurde, »was wollen Sie, bedenken Sie doch, ein arbeitsamer zurückgezogener Mensch – und plötzlich das alles! Ich bin nicht gewohnt, durch die Blume zu reden, aber … «

Er fühlte, wie eine verbissene Wut wieder in ihm hoch kam. »Was sollten wir bis Mitternacht miteinander anfangen? Uns hier gegenübersitzen und über Ihre – Ihre – Schlächterei nachdenken?«

Haldin sah demütig und gebrochen aus. Er senkte den Kopf und ließ die Hände hängen. Seine Stimme klang leise und schmerzlich, aber ruhig.

»Ich sehe nun, wie es ist, Rasumoff, Bruder. Sie sind eine großherzige Seele, aber meine Tat ist Ihnen ein Abscheu leider Gottes … «

Rasumoff stierte ihn an. Aus Furcht hatte er die Zähne so fest zusammengebissen, daß ihn das ganze Gesicht schmerzte. Es war ihm unmöglich, einen Ton hervorzubringen.

»Und vielleicht ist Ihnen sogar meine Person widerwärtig«, fügte Haldin trostlos hinzu, nach einer kurzen Pause, sah für einen Augenblick auf und richtete dann den Blick zu Boden. »Denn wirklich, wenn einer nicht … «

Er brach ab und wartete augenscheinlich auf irgendein Wort. Rasumoff blieb schweigsam. Haldin nickte trübselig mit dem Kopf.

»Natürlich, natürlich … «, murmelte er. »Ah, harte Arbeit!«

Er verhielt sich einen Augenblick lang ganz ruhig und machte dann Rasumoffs Herz jählings schlagen, indem er unvermittelt aufsprang.

»Sei es so!« rief er in halblautem, traurigem Ton aus. »Leben Sie wohl!«

Rasumoff machte einen Schritt nach vorwärts, doch der Anblick von Haldins erhobener Hand ließ ihn innehalten, noch bevor er vom Tisch losgekommen war. Er stützte sich schwer auf die Platte und horchte auf den schwachen Klang einer Stadtuhr, die die Stunde schlug. Haldin stand schon in der Tür, schlank und sehnig wie ein Bogen, mit bleichem Gesicht und die Hand wie lauschend erhoben; er hätte ein Modell abgeben können für die Statue eines wagemutigen Jünglings, der in sich hinabhorcht. Rasumoff sah ganz mechanisch nach seiner Uhr. Als er den Blick wieder nach der Tür richtete, war Haldin verschwunden. Man hörte ein schwaches Geräusch im Vorraum, das leise Schnappen eines Türriegels, der vorsichtig zurückgezogen wurde. Er war verschwunden – lautlos, fast wie eine Vision.

Rasumoff stürzte taumelnd vor, den Mund geöffnet, doch stumm. Die Außentür stand offen. Er schwankte auf den Treppenabsatz hinaus und lehnte sich weit über das Geländer. Während er in den tiefen schwarzen Schacht hinabsah, den ganz von unten her eine schwache blakende Flamme erhellte, hörte er das Geräusch eines Menschen, der die gewundene Treppe auf den Fußspitzen hinabeilte. Es war ein rascher, unsicherer Laut, der sich von ihm weg in die Tiefe verlor. Ein fliehender Schatten huschte an der Lampe vorbei – die Flamme zuckte auf, dann war Ruhe.

Rasumoff hing über das Geländer und atmete die kalte rauhe Luft, in die sich die üblen Gerüche des Treppenhauses mischten. Alles ruhig.

Er ging langsam in seine Zimmer zurück und schloß die Türen hinter sich. Das friedliche ruhige Licht seiner Studierlampe fiel auf die Uhr. Rasumoff stand und sah auf das kleine weiße Zifferblatt hinunter. Es

fehlten noch drei Minuten auf Mitternacht. Er nahm die Uhr mit unsicheren Fingern auf.

»Zu spät«, murmelte er, und ein merkwürdiger Anfall von nervöser Schwäche überkam ihn. Seine Knie zitterten.

Die Uhr samt der Kette glitt ihm aus den Fingern und fiel zu Boden. Er erschrak derartig, daß er fast selbst gefallen wäre. Als er endlich die Gewalt über seine Glieder so weit wieder erreicht hatte, daß er sich bücken konnte, hob er sie auf und ans Ohr. Nach einer Weile knurrte er: »Stehengeblieben«, und fügte erst nach einer langen Pause hinzu:

»Es ist getan … und jetzt an die Arbeit.«

Er setzte sich nieder, griff auf gut Glück nach einem Buch, schlug es in der Mitte auf und begann zu lesen; nachdem er aber gewissenhaft sich durch zwei Zeilen gearbeitet hatte, verlor er jede Möglichkeit, sich weiter darauf zu konzentrieren, und versuchte es auch nicht zu erzwingen. Er dachte:

»Ganz sicher stand jenseits der Straße ein Polizeibeamter, um das Haus zu beobachten.«

Er sah ihn vor sich, wie er in einem dunklen Torweg lauerte, mit Glotzaugen, bis zur Nase herauf in einen dicken Mantel gehüllt und einen Generalshut mit Federbusch auf dem Kopfe. Diese absurde Vorstellung ließ ihn in seinem Sessel häufig aufschrecken. Er mußte buchstäblich den Kopf heftig schütteln, um sie loszuwerden. Der Mann würde vielleicht als Bauer verkleidet sein … als Bettler … oder vielleicht auch nur einen dunkeln Überzieher tragen und einen Gewehrstock. – Irgendein Erzlump mit verschlagenen Augen, der nach Zwiebeln und Fusel roch.

Dieses Bild verursachte ihm geradezu Übelkeit, »Warum quäle ich mich nur damit ab«, dachte er angeekelt, »bin ich ein Gendarm? .. und überdies ist es ja getan.«

Er sprang in großer Erregung auf. Es war nicht getan, noch nicht, nicht vor einhalb ein Uhr. Und die Uhr war stehengeblieben. Dies brachte ihn zur Verzweiflung. Unmöglich, die Zeit zu erfahren! Seine Hausfrau und alle die Leute im selben Stockwerk schliefen bereits. Wie konnte er hingehen und … Gott weiß, was die sich denken und wieviel sie erraten würden. Er wagte es auch nicht, in die Straße hinauszugehen, um sich zu vergewissern. »Ich bin jetzt im Verdacht. Es wäre nutzlos, das leugnen zu wollen«, sagte er sich bitter. Wenn Haldin aus irgendeinem Grunde die Polizei aufsitzen ließ und nicht in der Karabelnaya erschien, dann würde man seine Wohnung stürmen, und würde er darin nicht gefunden, so könnte er sich nie wieder reinwaschen. Niemals. Rasumoff

blickte wild um sich, als wollte er irgendein Mittel suchen, die Zeit zu messen, für die ihm das Bewußtsein gänzlich entschwunden schien. Niemals noch, solange er denken konnte, hatte er vor dieser Nacht jene Stadtuhr in seinem Zimmer schlagen hören und war nicht einmal ganz sicher, ob er sie tatsächlich in dieser Nacht gehört hatte.

Er ging zum Fenster und stand dort mit leicht geneigtem Kopf in der Erwartung des schwachen Klanges. »Ich bleibe hier stehen, bis ich irgend etwas höre«, sagte er zu sich selbst. Er stand regungslos, das Ohr den Scheiben zugekehrt. Eine grausame, quälende Mattigkeit, mit stechenden Schmerzen im Rücken und in den Beinen, überkam ihn. Er rührte sich nicht. Sein Geist schwankte an der Grenze des Irrsinns. Plötzlich hörte er sich selbst laut sagen: »Ich gestehe«, wie es ein Mensch auf der Folter tun mag; »ich bin auf der Folter«, dachte er. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der schwache, tiefe Ton der fernen Uhr schien in seinem Kopfe zu explodieren – so deutlich hörte er ihn … Eins!

Wenn Haldin ausgeblieben wäre, so hätte um diese Zeit schon die Polizei hier sein müssen, um das Haus zu durchsuchen. Kein Laut drang zu ihm. Jetzt war es getan.

Er schleppte sich mühsam zum Tisch und ließ sich in den Stuhl fallen. Das Buch schleuderte er fort und griff nach einem Bogen Papier. Es war ein Blatt von dem gleichen Format wie die, die mit seiner zierlichen Handschrift bedeckt aufeinander lagen, nur weiß. Hastig ergriff er eine Feder und tauchte sie ein, in der verworrenen Absicht, an seinem Essay weiterzuschreiben. Doch die Feder blieb ruhig über dem Papier. Eine ganze Zeitlang hing sie da, bevor sie sich niedersenkte und lange klobige Buchstaben zu malen begann.

Mit unbewegtem Gesicht und zusammengepreßten Lippen begann Rasumoff zu schreiben. Wenn er groß schrieb, dann verlor seine Handschrift gänzlich ihren Charakter – und wurde unbeholfen und fast kindisch. Er schrieb fünf Zeilen untereinander:

Tradition und nicht Theorie.

Patriotismus und nicht Internationalismus.

Evolution, nicht Revolution.

Aufbau und nicht Zerstörung.

Einigkeit und nicht Auflösung.

Er sah in stummem Brüten auf das Blatt. Dann ging sein Blick zum Bett und blieb endlose Minuten daran haften, während seine rechte Hand den Tisch nach dem Federmesser abtastete.

Endlich erhob er sich, ging mit ein paar ruhigen Schritten zum Bett und heftete mit dem Federmesser das Blatt an die Mörtelwand über dem

Kopfende. Hierauf trat er einen Schritt zurück und sah sich mit einer weiten Handbewegung im Zimmer um.

Dann sah er nicht mehr nach dem Bett. Er nahm seinen dicken Mantel vom Nagel, wickelte sich dicht hinein und legte sich auf das harte Roßhaarsofa auf der anderen Seite des Zimmers. Ein bleierner Schlaf schloß ihm sofort die Augen. Zu wiederholten Malen erwachte er in jener Nacht, noch voll Entsetzen über einen Traum, in dem er sich durch Schneewächten arbeitete, in einem Rußland, in dem er so völlig allein war wie nur je ein verratener Autokrat. Ein ungeheuerliches winterliches Rußland, das er aber in seiner ungeheuren Ausdehnung dennoch mit einem Blick umspannen konnte, als wäre es eine Landkarte. Doch nach jedem erschreckten Auffahren fielen ihm die Augen wieder zu, und er schlief weiter.

###

Bei diesem Punkt von Mr. Rasumoffs Geschichte angelangt, kommt mir einfachem altem Sprachlehrer die Schwierigkeit der Aufgabe mehr und mehr zum Bewußtsein.

Die Aufgabe liegt ja in Wahrheit nicht darin, ein fremdartiges Dokument möglichst sinngetreu in die erzählende Form zu bringen, sondern vielmehr darin, das sehe ich nun klar ein, die moralischen Grundsätze anschaulich zu machen, die einen großen Teil unserer Welt beherrschen; Voraussetzungen, die nicht leicht zu verstehen, geschweige denn im Rahmen einer Geschichte zu entdecken sind, wenn man nicht ein Schlüsselwort findet; ein Wort, das über all den anderen Worten stehen müßte, die die Seiten bedecken, und das, wenn nicht die volle Wahrheit an sich, doch wahr genug wäre, das Verständnis für die Lehre zu erschließen, die die Grundfrage in der Geschichte bilden soll.

Zum hundertsten Male durchblättere ich Rasumoffs Tagebuch, lege es beiseite, nehme die Feder auf und zögere dann doch wieder, schwarz auf weiß das eine Wort festzuhalten, das sich mir immer wieder in die Feder drängen will. Dieses eine Wort aber ist: Zynismus.

Denn dies ist das Kennwort für die russische Autokratie und die russische Rebellion. Der Stolz auf die Zahl, die geheime Freude am Schmerz und der Erniedrigung und das übertriebene Gottähnlichkeitsbewußtsein des einzelnen, diese Tatsachen, die in der jetzigen Strömung Rußlands unverkennbar sind, fallen in ihrer Gesamtheit mit Zynismus zusammen. Zynismus spricht aus den Erklärungen ihrer Staatsmänner, aus den Theorien ihrer Revolutionäre und aus den mystischen Prophezeiungen ihrer Seher, in dem Grade, daß die Freiheit als eine Art Ausschweifung erscheint und die christlichen Tugenden selbst fast unanständig … Doch

ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich vom Thema abgewichen bin. Die Wendung hat mich dazu veranlaßt, die Rasumoffs Geschichte nahm, nachdem seine innere Meinung, die zunächst einen, bei seiner Jugend natürlichen, liberalen Einschlag gezeigt hatte, nach der abschreckenden Berührung mit Haldin zu einem überzeugten Konservativismus erstarrt war.

Rasumoff wachte vielleicht zum zehnten Male auf und bebte vor Kälte. Da er das Tageslicht am Fenster sah, widerstand er der Versuchung, sich wieder niederzulegen. Er erinnerte sich an gar nichts, fand es aber nicht weiter verwunderlich, daß er so in seinem Mantel und durchgefroren bis auf das Mark auf dem Sofa erwachte. Das Licht, das durch das Fenster drang, schien merkwürdig trübe und erweckte keine Hoffnungen, wie es jeder neue Tag bei einem jungen Menschen tun sollte. Es war das Erwachen eines Todkranken oder eines Neunzigjährigen. Er sah auf die Lampe, die ausgebrannt war. Da stand sie nun, der verlöschte Leitstern seiner Arbeit, ein kaltes Ding aus Messing und Porzellan, zwischen den verstreuten Blättern seiner früheren Konzepte und den Bücherstößen. Das Ganze ein Chaos von geschwärztem Papier – tot und abgetan – ohne Bedeutung oder Interesse.

Er stand auf, entledigte sich seines Mantels und hängte ihn an den Rechen, alles mit mechanischen Bewegungen. Eine unglaubliche Stumpfheit, eine tote Ruhe, wie von stehendem Wasser, lag über seinem Begriffsvermögen, als hätte sich das Leben von allen Dingen zurückgezogen und sogar aus seinen eigenen Gedanken. Im Hause gab es keinen Laut.

Dann wandte er sich von dem Rechen ab und dachte in der gleichen leblosen Art, daß es noch recht früh sein müsse. Als er aber nach der Uhr auf dem Tisch sah, fand er beide Zeiger auf zwölf Uhr stehen.

»O ja«, murmelte er vor sich hin und begann, als wäre er erst richtig erwacht, sein Zimmer zu mustern. Das Blatt an der Wand erregte seine Aufmerksamkeit. Er fixierte es von weitem, ohne Zustimmung oder Überraschung; als er aber hörte, wie das Dienstmädchen im Vorraum an dem Samowar zu arbeiten begann, um seinen Frühstückstee zu bereiten, da ging er hin und nahm das Blatt herunter, mit dem Ausdruck größter Gleichgültigkeit.

Dabei sah er auf das Bett, in dem er diese Nacht nicht geschlafen hatte. Die Höhlung, die Haldins Kopf hineingedrückt hatte, war sehr auffallend.

Doch sogar der Ärger, den er angesichts dieses Erinnerungszeichens an die Gegenwart jenes anderen empfand, war stumpf, und er versuchte

nicht, ihn heller zu entfachen. Er tat überhaupt nichts an jenem Tag; er unterließ es sogar, sich die Haare zu bürsten. Der Gedanke, auszugehen, kam ihm gar nicht in den Kopf – und wenn er sich auf keinen zusammenhängenden Gedankengang einließ, so war es nicht, weil er unfähig gewesen wäre, zu denken – es interessierte ihn nur nicht genügend.

Er gähnte oft, trank große Mengen Tee, ging ziellos im Zimmer herum, und sooft er sich niedersetzte, blieb er lange Zeit reglos sitzen. – Längere Zeit brachte er damit hin, ruhig mit den Fingerspitzen auf dem Fenster zu trommeln. Bei seinem achtlosen Umherwandern im Zimmer erblickte er plötzlich sein Bild im Spiegel, und das ließ ihn haltmachen. Die Augen, die seinen Blick erwiderten, waren die unglücklichsten, die er je gesehen hatte. Und dieser Eindruck war es, der zuerst die geistige Straße dieses Tages durchbrach.

Er fühlte sich nicht persönlich berührt, er dachte nur, daß Leben ohne Glück unmöglich sei. Was war Glück? Er gähnte und wanderte weiter zwischen den Wänden seines Zimmers herum. Vorwärtsblicken war Glück – nur das – nichts weiter. Vorwärts·blicken auf die Erfüllung eines Wunsches, einer Leidenschaft, Liebe, Ehrgeiz, Haß – zweifellos auch Haß. Liebe und Haß. Und den Gefahren des Daseins entgehen, ohne Angst leben, das war auch Glück, sonst gab es nichts. Keine Angst kennen – und vorwärts blicken. »O über das elende Los der Menschheit!« rief er aus und fügte sofort in Gedanken hinzu; »Ich sollte eigentlich glücklich genug sein, wenn es darauf ankäme.« Diese Versicherung aber erfreute ihn nicht, im Gegenteil, er gähnte wieder, wie er den ganzen Tag über gegähnt hatte. Er war einigermaßen überrascht, als die Nacht hereinbrach. Im Zimmer wurde es rasch dunkel, obwohl die Zeit scheinbar stillgestanden hatte. Wie ging es nur zu, daß er es nicht bemerkt hatte, wie dieser Tag verstrichen war? Natürlich, die Uhr war ja stehengeblieben …

Er zündete die Lampe nicht an, sondern ging zum Bett hin und warf sich ohne jedes Zögern darauf. Er lag auf dem Rücken, legte die Hände unter den Kopf und stierte zur Decke hinauf. Nach einem Augenblick dachte er: »Da liege ich nun wie jener Mensch. Ich möchte wohl wissen, ob er schlief, während ich mich im Schnee durch die Straßen kämpfte. Nein, er schlief nicht. Doch warum sollte ich nicht schlafen«, und er fühlte, wie die Stille der Nacht wie ein Gewicht auf alle seine Glieder drückte.

Durch die Lautlosigkeit der strengen Kälte draußen klangen scharf die Schläge der Stadtuhr, die Mitternacht kündeten.

Wieder begann er zu denken. Es waren vierundzwanzig Stunden, seit der andere seine Wohnung verlassen hatte. Rasumoff hatte das bestimmte Gefühl, daß Haldin in der Festung diese Nacht schlafen würde. Diese Gewißheit machte ihn ärgerlich, weil er nicht an Haldin denken wollte. Doch erklärte er es sich mit physiologischen und psychologischen Gründen. Der Kerl hatte seiner eigenen Angabe nach wochenlang nicht geschlafen, und nun hatte alle Ungewißheit ein Ende. Zweifellos sah er dem Ende seines Märtyrertums gern entgegen. Ein Mann, der den Entschluß gefaßt hat, zu töten, hat nicht weit zu dem anderen, selbst zu sterben. Vielleicht schlief Haldin besser als General T., dessen Arbeit – und auch die war hart – noch nicht getan war und über dessen Haupt das Damoklesschwert der Rebellenrache hing.

Rasumoff dachte an den untersetzten Mann, dessen feiste Backen auf dem Uniformkragen ruhten, an diesen Vorkämpfer der Autokratie, der sich kein Zeichen von Überraschung, Ungläubigkeit oder Freude hatte entschlüpfen lassen, dessen Glotzaugen aber einen tödlichen Haß gegen jede Rebellion ausdrücken konnten. Bei diesem Erinnern warf sich Rasumoff unruhig auf dem Bett herum.

»Er hatte mich im Verdacht«, dachte er, »ich glaube, ihm ist jedermann verdächtig. Seine eigene Frau hätte es werden können, wenn Haldin mit seiner Beichte in ihr Boudoir gegangen wäre.«

Rasumoff setzte sich angstvoll auf. »Sollte er für immer ein Verdächtiger bleiben? Sollte er durch sein Leben gehen als ein Mann, dem nicht völlig zu trauen war? Durch eine schlechte Zensur der Geheimpolizei gebrandmarkt? Welch einer Zukunft sollte er entgegenblicken?«

»Ich bin nun verdächtig«, dachte er wieder; aber die Gewohnheit geistiger Überlegung und der Wunsch nach Sicherheit, nach einem geordneten Leben, der so stark in ihm war, kamen ihm im Verlaufe der Nacht zu Hilfe. Sein ruhiges, geregeltes und arbeitsames Leben würde schließlich doch für seine Loyalität zeugen. Es gab viele erlaubte Wege, dem eigenen Land zu dienen. Es gab eine Betätigung, die den Fortschritt förderte, ohne revolutionär zu sein. Das Wirkungsfeld war groß und unendlich verschieden – wenn man sich erst einen Namen gemacht hatte.

Seine Gedanken kehrten wie ein Vogel, der im Kreise fliegt, nach vierundzwanzig Stunden zu der Silbernen Medaille zurück und setzten sich daran fest.

Als der Tag anbrach, hatte er nicht geschlafen, keinen Augenblick. Doch stand er nicht sehr müde auf und hinlänglich gekräftigt für jedes Vorhaben.

Er ging aus und hörte während des Vormittags drei Vorlesungen. Nachher in der Bibliothek aber war seine Sammlung nur ganz äußerlich. Er saß da mit vielen offenen Bänden vor sich und versuchte Notizen und Auszüge zu machen. Seine neu gewonnene Ruhe glich einem losen Gewand, das jedes zufällige Wort aufflattern machte. »Verrat! Wieso denn! Der Kerl hatte doch alles nur Erdenkliche getan, um sich selbst zu verraten. Es war wirklich nicht viel notwendig gewesen, um ihn zu täuschen.«

»Ich habe kein Wort zu ihm gesagt, das nicht absolut wahr gewesen wäre. Nicht ein Wort«, hielt Rasumoff sich selbst vor.

Da er sich einmal auf diese Gedanken eingelassen hatte, so konnte von irgendwelcher brauchbaren Arbeit keine Rede mehr sein. In ewiger Wiederholung gingen ihm die gleichen Gedanken durch den Kopf, und er sagte sich im Geiste ewig die gleichen Worte. Endlich schlug er alle Bücher zu und stopfte mit hastigen Bewegungen seine Papiere in die Tasche, in heller Wut gegen Haldin.

Als er die Bibliothek verließ, gesellte sich ein langer, knochiger Student in einem fadenscheinigen Überzieher zu ihm und schritt düster neben ihm her. Rasumoff erwiderte seinen gemurmelten Gruß, ohne ihn anzusehen.

»Was will er nur von mir«, fragte er sich mit einer merkwürdigen Furcht vor dem Unerwarteten, die er mit aller Macht abzuschütteln trachtete, damit sie sich nicht für immer und ewig in seinem Leben festsetzte. Der andere murmelte vorsichtig und mit gesenkten Augen die Frage, ob der Kamerad schon davon gehört habe, daß P.s Nachrichter – er brauchte diesen Ausdruck – vorgestern nacht verhaftet worden wäre …

»Ich war krank, kam nicht aus dem Zimmer«, stieß Rasumoff zwischen den Zähnen hervor.

Der lange Student zog die Schultern hoch und bohrte die Hände tief in die Taschen. Er hatte ein haarloses, viereckiges, finniges Kinn, das leicht zitterte, wenn er sprach, und seine Nase, die der scharfe Frost grellrot gefärbt hatte, sah zwischen den eingefallenen Wangen wie eine falsche Nase aus angemaltem Pappendeckel aus. Seine ganze Erscheinung erweckte zwingend den Eindruck von Kälte und Hunger. Er schritt bedächtig an Rasumoffs Seite, die Augen zu Boden geschlagen.

»Es ist eine amtliche Bekanntmachung«, fuhr er mit dem gleichen vorsichtigen Murmeln fort, »es kann eine Lüge sein. Irgend jemand wurde aber in der Nacht vom Dienstag zwischen zwölf und ein Uhr verhaftet, das ist gewiß.«

Und während er nach außen hin seine harmlose Maske wahrte, erzählte er Rasumoff mit fliegenden Worten, daß man dies durch einen untergeordneten Regierungsbeamten aus dem Zentralsekretariat erfahren habe. »Dieser Mann gehört einem der revolutionären Vereine an, demselben, dem auch ich angehöre«, bemerkte der Student.

Sie kreuzten einen großen viereckigen Platz. Eine unendliche Traurigkeit überkam Rasumoff, lähmte seine Tatkraft, und vor seinen Augen erschien alles verworren und wie entschwindend. Er wagte es nicht, den Menschen einfach stehenzulassen. »Er könnte zur Polizei gehören«, fuhr es ihm durch den Kopf! »Wer kann das wissen?« Nach einem Blick auf die elende, verhungerte und verfrorene Erscheinung seines Gefährten kam ihm aber die Unhaltbarkeit dieser Vermutung zum Bewußtsein.

»Ich aber – müssen Sie wissen –, ich gehöre keinem Verein an. Ich … «

Er wagte nicht mehr zu sagen, noch auch wagte er es, zu verlangen, daß der andere ihn in Ruhe lasse. Der hob seine elend beschuhten Füße und setzte sie nieder, bedächtig und taktfest, und versicherte dabei halblaut, daß es nicht für jedermann nötig sei, einer Organisation anzugehören. Die wertvollsten Persönlichkeiten blieben außerhalb. Die beste Arbeit würde außerhalb der Organisation vollbracht. – Dann plötzlich sehr rasch, mit flüsternden, fiebrigen Lippen:

»Der Mann, den man in der Straße verhaftet hat, war Haldin.«

Und da er Rasumoffs trübes Schweigen ganz natürlich fand, so versicherte er ihm, daß jeder Irrtum ausgeschlossen sei. Jener Regierungsschreiber hätte im Sekretariat Nachtdienst gehabt. Als er in der Vorhalle großen Lärm von Schritten hörte, öffnete er plötzlich die Tür seines Arbeitszimmers, da er wohl wußte, daß zuweilen politische Gefangene nachts aus der Festung herübergebracht wurden. Bevor noch der diensttuende Gendarm ihn zurückstoßen und ihm die Tür vor der Nase zuschlagen konnte, hatte er gesehen, wie ein Gefangener von einer Schar von Schutzleuten durch die Halle halb getragen und halb gezerrt wurde. Man behandelte ihn sehr roh, und der Schreiber hatte Haldin mit Gewißheit erkannt. Kaum eine halbe Stunde später erschien General T. im Sekretariat, um den Gefangenen persönlich zu verhören.

»Sind Sie nicht überrascht, verwundert?« schloß der Student.

»Nein«, sagte Rasumoff barsch und bereute seine Antwort sofort.

»Alle Welt glaubte doch, daß Haldin in der Provinz sei, bei seinen Leuten. Sie nicht auch?«

Der Student richtete seine großen tiefliegenden Augen auf Rasumoff, der unvorsichtig zurückgab:

»Seine Leute sind verreist.«

Er hätte sich die Zunge abbeißen mögen vor Wut.

Der Student sagte in schwer bedeutungsvollem Ton: »So! Sie allein wußten … « und brach ab.

»Sie haben mein Verderben geschworen … «, dachte Rasumoff. »Haben Sie mit irgend jemand anderem darüber gesprochen?« fragte er dann laut, in bitterer Neugier.

Der andere schüttelte den Kopf.

»Nein, nur mit Ihnen. In unserem Verein dachte man, da Haldin sich öfters mit warmer Anerkennung über Ihren Charakter geäußert hatte, daß … «

Rasumoff konnte eine Bewegung wütender Verzweiflung nicht unterdrücken, die aber der andere mißverstanden haben mußte, denn er hörte auf zu sprechen und wandte seine schwarzen Augen ab.

Sie gingen schweigend nebeneinander weiter. Da begann der lange Student wieder mit abgewandtem Blick zu flüstern:

»Da wir augenblicklich keinen Verbündeten in der Festung haben, der Haldin vielleicht ein Päckchen mit Gift zuschmuggeln könnte, so haben wir schon überlegt, ob wir nicht eine Art Racheakt möglichst rasch folgen lassen sollen … «

Rasumoff unterbrach ihn:

»Waren Sie mit Haldin bekannt, wußte er Ihre Wohnung?«

»Ich hatte das Glück, ihn zweimal sprechen zu hören«, gab sein Begleiter zurück, mit dem fieberhaften Flüsterton, der so seltsam von der düsteren Apathie seines Gesichtes und seiner Haltung abstach. »Er wußte nicht, wo ich wohne … ich lebe sehr ärmlich… bei einer Handwerkerfamilie – ich habe nur eine Ecke in einem Zimmer. Es ist nicht sehr ratsam, mich dort aufzusuchen, sollten Sie mich aber zu irgend etwas brauchen, so bin ich bereit … «

Rasumoff zitterte vor Wut und Angst. Er war außer sich, hielt jedoch seine Stimme gedämpft.

»Sie haben mir nicht in die Nähe zu kommen, Sie haben nicht mit mir zu sprechen, richten Sie nie ein einziges Wort an mich. Ich verbiete es Ihnen.«

»Sehr recht«, sagte der andere unterwürfig und zeigte über dieses unmotivierte Verbot keinerlei Überraschung. »Sie wünschen es nicht, aus geheimen Gründen … ganz recht … ich verstehe.« Er brach sofort ab und blickte nicht einmal auf, und Rasumoff sah die lange schäbige verhungerte Gestalt die Straße überqueren, mit gesenktem Kopf und der merkwürdig exakten Bewegung der Beine.

Er beobachtete ihn, wie man eine nächtliche Vision beobachten mag, setzte dann seinen Weg fort und versuchte, nicht zu denken. In seinem Vorraum schien ihn seine Hausfrau erwartet zu haben. Sie war eine kleine dicke, formlos üppige Frau mit einem gelben Gesicht, das über und über in einen schwarzen wollenen Schal gehüllt war. Als sie ihn den letzten Treppenabsatz heraufkommen sah, warf sie erregt beide Arme hoch und schlug dann die Hände vor ihrem Gesicht zusammen.

»Kyrill Sidorowitsch – Väterchen –, was haben Sie getan? Und so ein ruhiger Mann noch dazu! Gerade den Augenblick sind die Polizisten weggegangen, die bei Ihnen Haussuchung gehalten haben.«

Rasumoff sah mit schweigender, forschender Aufmerksamkeit auf sie herunter. Ihre Fettmassen bebten vor Erregung. Sie hob beschwörend die Augen zu ihm auf.

»So ein gefühlvoller Mann, jedermann kann sehen, daß Sie gefühlvoll sind, und jetzt so – jetzt so – ganz auf einmal … was haben Sie denn davon, sich mit den Nihilisten einzulassen? Lassen Sie das bleiben, Väterchen. Es sind unglückliche Leute.«

Rasumoff zuckte leicht die Schultern.

»Oder hätte Sie irgendein geheimer Feind verleumdet, Kyrill Sidorowitsch? Heutzutage ist die Welt voll von schwarzen Herzen und falschen Anzeigen. Alles ist voll Angst.«

»Und haben Sie gehört, daß ich von jemand denunziert worden bin?« fragte Rasumoff, ohne den Blick von ihrem bebenden Gesicht zu wenden.

Doch sie hatte nichts gehört. Sie hatte versucht, etwas herauszubringen, indem sie den Polizeihauptmann fragte, während seine Leute das Zimmer durchsuchten. Der Polizeihauptmann des Bezirkes kannte sie elf Jahre lang und war ein umgänglicher Herr. Er hatte ihr aber geantwortet, hier im Vorhaus – und hatte ganz finster und verärgert ausgesehen dabei:

»Meine liebe Frau, fragen Sie nicht. Ich weiß selbst nichts. Der Befehl kommt von höherer Stelle.«

Und tatsächlich war kurz nach der Ankunft der Polizeileute vom Bezirk ein sehr feiner Herr erschienen in Pelz und Glanzhut und hatte sich im Zimmer hingesetzt und alle Papiere selbst durchgesehen. Er war allein gekommen und allein weggegangen und hatte nichts mit sich genommen. Sie hatte versucht, wieder ein bißchen Ordnung zu machen, seit die Leute fort waren.

Rasumoff wandte sich brüsk ab und betrat sein Zimmer.

Alle seine Bücher waren durchgeschüttelt und auf den Boden geworfen worden. Seine Hausfrau war ihm gefolgt, bückte sich mühsam und begann sie in ihrer Schürze zu sammeln. Seine Papiere und Notizen, die er immer sauber ordnete (sie bezogen sich alle auf seine Studien), waren durchwühlt und in einem unordentlichen Haufen mitten auf den Tisch aufgestapelt worden.

Die Unordnung machte ihm einen merkwürdig tiefen Eindruck. Er setzte sich nieder und stierte vor sich hin. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß seine Existenz auf irgendeine geheimnisvolle Weise untergraben sei, daß seine moralischen Stützen eine nach der anderen fielen. Er fühlte eine leichte körperliche Schwäche und machte eine Bewegung, als wollte er nach irgend etwas langen, um sich daran zu halten.

Die alte Frau erhob sich mit leisem Ächzen, schüttelte die ganzen Bücher, die sie in ihrer Schürze gesammelt hatte, auf das Sofa und verließ murmelnd und seufzend das Zimmer.

Da erst bemerkte er, daß das Blatt, das er für eine Nacht mit dem Messer an die Wand über seinem leeren Bett geheftet hatte, auf dem Stoß obenauf lag.

Als er es tags zuvor abgenommen hatte, hatte er es zerstreut vierfach gefaltet, bevor er es auf den Tisch warf, und nun sah er es obenauf liegen, ausgebreitet, geglättet sogar, und den ganzen unordentlichen Stoß von Papieren bedeckend, die Frucht seines geistigen Lebens in den letzten drei Jahren. Es war nicht dorthin geworfen worden, man hatte es hingelegt – und noch dazu geglättet. Er vermutete darin eine schwerwiegende Absicht – oder vielleicht einen unerklärlichen Spott.

Er saß da und stierte auf das Blatt, bis ihm die Augen schmerzten. Er versuchte nicht, seine Papiere in Ordnung zu bringen, weder an jenem Abend, noch am nächsten Tag, den er zu Hause in einem Zustand merkwürdiger Unentschlossenheit verbrachte. Diese Unentschlossenheit rührte von der Frage her, ob er weiter leben solle – nicht mehr und nicht weniger. Allerdings lagen seiner Natur die Konflikte eines Mannes nicht, der sich mit Selbstmordgedanken trägt. Rasumoff kam gar nicht auf die Idee, selbst Hand an sich zu legen. Der unbekannte Organismus mit der Spitzmarke Rasumoff, der da herumging, atmete, Kleider trug, war für niemand von Bedeutung, außer vielleicht für die Hausfrau. Das Dasein des wirklichen Rasumoff lag in einer fest gewollten Zukunft – in dieser Zukunft, die nun von der Gesetzlosigkeit der Autokratie – denn die Autokratie kennt keine Gesetze – und der Gesetzlosigkeit der Revolution bedroht war. Das Gefühl, daß seine moralische Persönlichkeit von der Gnade dieser Mächte abhing, die über dem Gesetz standen, war so stark,

daß er sich allen Ernstes fragte, ob es wohl der Mühe wert sei, weiterhin die geistigen Funktionen dieser Existenz zu verrichten, die nicht länger mehr die seine schien.

»Zu welchem Zwecke sollte ich wohl meinen Verstand schärfen, systematisch meine Fähigkeiten ausbilden und alle meine Arbeitspläne zu verwirklichen trachten«, sagte er sich. »Ich will meine Lebensführung gern von berechenbaren Faktoren abhängig machen. Welche Sicherheit aber bleibt mir gegen irgend etwas – eine drohende Vernichtung –, die so ganz ohne mein Zutun über mich hereinbricht … ?«

Rasumoff sah gespannt nach der Tür des äußeren Zimmers, als erwartete er, daß irgendeine dämonische Erscheinung die Klinke niederdrücken und stillschweigend vor ihn treten würde.

»Ein gemeiner Dieb«, sagte er sich, »findet mehr Schutz in den Gesetzen, die er übertritt, und sogar ein Vieh wie Siemianitsch hat Trostmöglichkeiten.« Rasumoff beneidete den Dieb um seinen Materialismus und den unverbesserlichen Liebhaber um seine Leidenschaft. Die Folgen ihrer Handlungen waren immer klar, und ihr Leben blieb ihr eigen.

Dennoch schlief er in dieser Nacht so tief, als hätte er sich nach Siemianitschs Art getröstet. Er erwachte mit einem Ruck, ganz zerschlagen, und konnte sich an keinen Traum erinnern, doch war es ihm, als wäre seine Seele während der Nacht davongeflattert, um vom Kelche einer bitteren Weisheit zu trinken. Er erhob sich mit einer Art wilder Entschlossenheit und mit einem Gefühl, als habe er sein innerstes Wesen von einer neuen Seite kennengelernt. Er sah spöttisch auf den Haufen Papiere auf seinem Tisch und verließ den Raum, um in die Vorlesungen zu gehen, mit einem gemurmelten: »Wir werden sehen.«

Er war nicht in der Stimmung, mit irgend jemandem zu sprechen oder Fragen darüber anzuhören, warum er tags zuvor den Vorlesungen ferngeblieben sei. Es war aber sehr schwer, einen guten Bekannten grob abzufertigen, einen blonden Burschen mit glattem, rosigem Gesicht, der unter seinen Kameraden den Spitznamen »Der tolle Kostia« führte. Er war der einzige, vergötterte Sohn eines sehr reichen und ungebildeten Staatslieferanten und zeigte sich auf der Universität nur während der sehr seltenen Anfälle von Besserungseifer, die auf tränenreiche väterliche Ermahnungen zu folgen pflegten. Er hatte ein lustiges, lärmendes Wesen, wie ein junger Jagdhund, und seine erhobene Stimme und kräftigen Bewegungen brachten in die kahlen Schulkorridore einen Abglanz von gedankenloser, animalischer Lebensfreude und erweckten im weiten Umkreise nachsichtiges Lächeln. Gewöhnlich drehten sich seine Gespräche um Traberpferde, Nachtsitzungen in teuren Weinrestaurants und die

Vorzüge leichter Persönchen – immer mit solcher Harmlosigkeit, daß der Zuhörer entwaffnet wurde. Er überfiel Rasumoff um Mittag, etwas weniger lärmend, als es sonst seine Art war, und zog ihn beiseite.

»Nur einen Augenblick, Kyrill Sidorowitsch, ein paar Worte hier in dieser ruhigen Ecke.«

Er fühlte Rasumoffs Widerwillen und schob ihm schmeichelnd die Hand unter den Arm.

»Bitte, bitte, kommen Sie. Ich will nicht über eine meiner dummen Geschichten mit Ihnen reden. Was sind meine Tollheiten? Ganz und gar nichts, aufgelegte Kindereien. Neulich nachts schmiß ich einen Kerl aus einem gewissen Lokal hinaus, wo ich mich gerade gut unterhielt. So ein verdammt hochnäsiger Federfuscher aus dem Schatzamt … Er schrie mit den Leuten im Hause herum, ich verwies ihm das. ›Sie benehmen sich nicht menschlich zu Geschöpfen Gottes, die ein wesentlich erfreulicherer Anblick sind als Sie selbst‹, sagte ich. Ich kann keine Tyrannei mit ansehen, Kyrill Sidorowitsch, auf mein Wort, ich kann nicht. Er nahm es gewaltig übel. ›Wer ist dieses unverschämte Baby‹, fängt er an zu brüllen. Ich war gerade ausgezeichnet beisammen, und er flog ganz plötzlich durch das geschlossene Fenster. Ein ganzes Stück in die Straße hinein flog er. Ich wütete wie – wie – ein Minotaurus. Die Weiber hängten sich an mich und kreischten, die Geiger krochen unter den Tisch … es war eine Riesenhetz! Mein Alter mußte ziemlich tief in die Tasche greifen, kann ich Ihnen sagen.«

Er kicherte.

»Mein Alter ist ein äußerst nützlicher Mann, und das ist auch notwendig bei mir, ich führe schon üble Streiche auf.«

Seine Begeisterung flaute ab. Das war es ja gerade. Was war sein Leben? Nichtig; niemand etwas nutze, ein endloses Gelage. Eines Tages würde es damit enden, daß man ihm in einer betrunkenen Rauferei mit einer Champagnerflasche den Schädel einschlug, und das in einer Zeit, wo Männer sich für Ideen aufopferten. Aber er konnte keine Ideen in seinen Kopf bekommen. Sein Kopf war nichts Besseres wert, als durch eine Champagnerflasche zerschlagen zu werden.

Rasumoff versicherte, daß er keine Zeit habe, und versuchte loszukommen. Der andere änderte den Ton und sprach ernst vertraulich:

»Um Gottes willen, Kyrill, teure Seele, lassen Sie mich irgendein Opfer bringen. Es wäre ja eigentlich gar kein Opfer. Ich habe meinen reichen Alten hinter mir, seine Taschen sind buchstäblich unergründlich.«

Dann wehrte er entrüstet Rasumoffs Vermutung ab, daß dies betrunkenes Geschwätz sei, und bot ihm Geld an, damit er über die Grenze

fliehen könne. Er selbst könne jederzeit von seinem Vater Geld haben. Er brauche nur zu sagen, daß er es im Kartenspiel oder sonstwie verloren habe, und bei derselben Gelegenheit nur feierlich versprechen, daß er drei Monate lang keine einzige Vorlesung schwänzen wolle. Damit kriege er den Alten immer herum, und für ihn selbst – Kostia – sei das Opfer nicht groß, obwohl er ja wirklich nicht einsehen könne, wozu er die Vorlesungen besuche, es sei ja doch hoffnungslos.

»Wollen Sie mir nicht erlauben, mich nützlich zu machen?« bettelte er. Rasumoff stand mit niedergeschlagenem Blick schweigend da, gänzlich unfähig, die wahre Absicht des anderen zu ergründen, und mit einem leisen Widerstreben vor weiteren Aufklärungen.

»Wieso kommen Sie darauf, daß ich über die Grenze gehen möchte?« fragte er endlich ganz ruhig.

Kostia dämpfte die Stimme:

»Die Polizei war gestern in Ihren Zimmern; drei oder vier von uns haben davon gehört. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf darüber, woher wir es wissen. Genug, wir wissen es, und so haben wir uns beraten.«

»Aha, Sie haben so schnell davon erfahren«, murmelte Rasumoff nachlässig.

»Jawohl, so schnell, und es hat uns leid getan, daß ein Mann wie Sie … «

»Für was für eine Art von Menschen halten Sie mich eigentlich?« unterbrach ihn Rasumoff.

»Für einen Mann mit eigenen Ideen – einen Mann der Tat überdies. Aber Sie sind so verschlossen, Kyrill. Es ist ganz unmöglich, Ihnen auf den Grund zu kommen, wenigstens für Kerle wie mich. Wir waren aber alle darüber einig, daß Sie unserem Lande erhalten bleiben müßten. Darüber hatten wir nicht den geringsten Zweifel – ich meine alle die unter uns, die wir Haldin bei gewissen Gelegenheiten von Ihnen sprechen gehört haben. Die Polizei durchschnüffelt nicht die Wohnung irgendeines Menschen, wenn nicht eine teuflisch böse Sache über ihm hängt … und wenn Sie also glauben, daß es für Sie besser wäre, gleich auszureißen … «

Rasumoff machte sich los, ging den Korridor hinunter und ließ den anderen regungslos und mit offenem Munde stehen. Doch plötzlich kehrte er wieder um und stand vor dem verblüfften Kostia, der langsam den Mund schloß. Rasumoff sah ihm gerade in die Augen, bevor er mit scharfer Betonung und hart abgesetzt die Worte sprach:

»Ich – danke – Ihnen – sehr –«

Zum zweiten Male ging er schnell davon. Kostia rannte ihm, sobald er sich von seiner Überraschung über dieses Gebaren erholt hatte, eiligst nach.

»Nein, warten Sie, hören Sie, ich meine es wirklich so, für Sie wäre es so, als hätten Sie Mitleid mit einem, der am Verhungern ist. Hören Sie, Kyrill. Und wenn Sie irgendeine Verkleidung brauchen, so könnte ich auch die besorgen, von einem Maskenverleiher, einem Juden, den ich kenne. Lassen Sie doch einen Narren sich nützlich machen, wie es seine Narrheit zuläßt. Vielleicht könnten Sie auch einen falschen Bart brauchen oder sonst etwas Ähnliches.«

Rasumoff wandte sich kurz um.

»Bei dieser Geschichte braucht man keinen falschen Bart, Kostia – Sie gutherziger Narr. Was wissen Sie von meinen Ideen? Meine Ideen könnten Gift für Sie sein.«

Der andere schüttelte zum Zeichen energischen Widerspruchs den Kopf.

»Was haben Sie mit meinen Ideen zu tun? Ein paar davon würden mit dem Geldsack Ihres Alten übel aufräumen. Hören Sie auf, sich in Sachen hineinzumischen, die Sie nicht verstehen. Kehren Sie zurück zu Ihren Traberpferden und Ihren Weibern – dann sind Sie wenigstens sicher, keinem andern zu schaden und schwerlich sich selbst.«

Der enthusiastische Jüngling war durch diese Mißachtung ganz niedergeschlagen.

»Sie schicken mich zu meinem Schweinetrog zurück, Kyrill, das ist das Ende. Ich bin ein armer Hund – wie ein Hund werde ich sterben. Aber denken Sie daran, Ihre Verachtung hat mich umgebracht.«

Rasumoff ging mit langen Schritten davon. Es erschien ihm als ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß auch diese einfache und weinfrohe Seele dem Fluch der Revolution verfallen war. Er machte sich seine Bestürzung zum Vorwurf. Persönlich hätte er sich beruhigt fühlen müssen. Es lag ein offensichtlicher Vorteil in dem Irrtum, auf den die Leute sich versteiften: ihn für etwas anderes zu nehmen, als er war. War das nicht merkwürdig?

Wieder erlebte er die merkwürdige Sensation, daß ihm seine Lebensführung durch Haldins revolutionäre Tyrannei aus der Hand genommen war. Seine abgeschlossene und arbeitsame Existenz – das einzige, was er auf dieser Welt sein eigen nannte – war zerstört worden. »Mit welchem Recht?« fragte er sich wütend. »In wessen Namen?«

Am wütendsten machte es ihn, daß er fühlte, wie die »Denker« der Universität ihn augenscheinlich mit Haldin in Verbindung brachten –

wohl als eine Art Vertrauensmann im Hintergrund. »Eine geheimnisvolle Beziehung, haha … « Man hatte ihn zur Persönlichkeit gestempelt, ohne daß er irgend etwas davon wußte. Wie dieser verteufelte Haldin über ihn geredet haben mußte! Und doch war es wahrscheinlich, daß Haldin sehr wenig gesagt hatte. Die zufälligsten Aussprüche dieses Burschen wurden von all diesen Trotteln wie Perlen gesammelt und endlos durchstudiert. War nicht die ganze Geheimtätigkeit der Revolutionäre auf wahnwitziger Selbsttäuschung und Lüge aufgebaut?

»Unmöglich, an etwas anderes zu denken«, murmelte Rasumoff. »Ich verblöde noch, wenn das so weitergeht. Die Schufte und die Narren bringen mich um meinen Verstand.«

Er verlor alle Hoffnung auf seine Zukunft, die ja von dem freien Gebrauch seiner geistigen Kräfte abhing.

Er erreichte den Torweg seines Hauses in einem Zustand derartiger Entmutigung, daß er mit völliger Gleichgültigkeit einen amtlich aussehenden Brief aus der schmutzigen Hand seines Türhüters entgegennehmen konnte.

»Ein Gendarm hat es gebracht. Er fragte, ob Sie zu Hause seien. Ich sagte ihm: ›Nein, er ist nicht zu Hause.‹ So ließ er es da. ›Gib es ihm persönlich in die Hände‹, sagte er. Jetzt haben Sie es ja bekommen – nicht?«

Er kroch in seinen Verschlag zurück, und Rasumoff kletterte mit dem Brief in der Hand die Stiege hinauf. In seinem Zimmer angekommen, beeilte er sich nicht, den Umschlag aufzureißen. Natürlich kam diese amtliche Botschaft von der Oberdirektion der Polizei. Ein Verdächtiger! Ein Verdächtiger!

In dumpfer Verwunderung überdachte er seine lächerliche Lage. Er fühlte eine Art trockener, kalter Melancholie; drei Jahre guter Arbeit verloren, der Verlauf von vielleicht vierzig anderen in Frage gestellt – jede Hoffnung in Grauen verkehrt, weil die Ereignisse, die durch menschliche Torheit entstehen, sich untereinander zu Folgen verketten, welche keine Klugheit vorhersehen und kein Mut durchbrechen kann. Das Schicksal tritt in euer Zimmer, während eure Hausfrau eben den Rücken kehrt. Ihr kommt heim und findet es in Fleisch und Blut unter dem Namen irgendeines Menschen – in einem braunen Tuchrock und hohen Stiefeln – gegen den Ofen gelehnt. Es fragt euch: ›Ist die Außentür geschlossen‹ – und ihr wißt nicht genug, um es bei der Kehle nehmen und über die Stiegen hinunterwerfen zu können. Ihr wißt nichts. Ihr heißt das verrückte Schicksal willkommen. ›Nehmen Sie Platz‹, sagt ihr, und alles ist vorbei. Ihr könnt es nie wieder abschütteln. Es wird ewig an euch hängen. Kein Galgen, keine Kugel kann euch die Freiheit eures Lebens wiedergeben

und eure geistige Gesundheit … Es war, um mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen.

Rasumoff sah sich langsam im Zimmer um, als suchte er einen Fleck, um mit dem Kopf dagegen zu stoßen. Dann öffnete er den Brief. Er enthielt die Weisung an den Studenten Kyrill Sidorowitsch Rasumoff, sich unverzüglich im Generalsekretariat vorzustellen.

Rasumoff sah im Geiste die Glotzaugen des Generals T. vor sich, die auf ihn warteten – diese Verkörperung der Autokratie, grotesk und furchtbar. Er verkörperte die Macht der Autokratie, weil er ihr Hüter war. Er verkörperte den Verdacht, die Wut, die Rücksichtslosigkeit eines politischen und sozialen Regimes, das sich verteidigt. Er haßte die Rebellion aus Instinkt, und Rasumoff wurde es klar, daß der Mann einfach unfähig sein mußte, zu begreifen, wie sich jemand aus Überlegung zur Lehre des Absolutismus bekehren könnte.

»Was kann er nur gerade von mir wollen, möchte ich wissen.« Und als hätte diese innere Frage das bekannte Phantom hervorgerufen, so stand Haldin plötzlich mitten im Zimmer mit unglaublicher Deutlichkeit. Obwohl der kurze Wintertag schon in das düstere Zwielicht einer Schneelandschaft übergegangen war, konnte Rasumoff doch den schmalen Lederriemen um den Tscherkessenrock deutlich wahrnehmen. Die Illusion, daß der Verhaßte gegenwärtig sei, war so vollständig, daß er halb und halb erwartete, die Frage zu hören: »Ist die Außentür geschlossen?« Er sah mit Haß und Verachtung nach dem Phantom. Geister nehmen keine Kleider an. Überdies konnte Haldin noch gar nicht tot sein. Rasumoff schritt drohend vor; die Vision verschwand – er wandte sich kurz auf dem Absatz und verließ mit unsagbarer Verachtung das Zimmer.

Auf dem ersten Stiegenabsatz fiel ihm aber ein, daß man ihn vielleicht bei der obersten Behörde mit dem wirklichen Haldin konfrontieren wollte. Dieser Gedanke traf ihn wie eine Kugel, und hätte er sich nicht mit beiden Händen am Geländer festgehalten, so wäre er wohl bis zum nächsten Absatz heruntergerollt. Seine Beine versagten ihm geraume Zeit den Dienst … Warum aber, aus welchem erdenklichen Grund? Zu welchem Zweck?

Auf diese Frage konnte es keine vernünftige Antwort geben, doch Rasumoff erinnerte sich an das Versprechen, das der General dem Fürsten K. gegeben hatte. Seine Tat sollte unbekannt bleiben.

Er kam am Fuße der Treppe an, indem er sich von Stufe zu Stufe am Geländer hinuntertastete. Unter dem Tor gewann er so ziemlich seine geistige und körperliche Festigkeit wieder. Mit jedem Schritt fühlte er sich innerlich ausgeglichener. Er trat auf die Straße hinaus, ohne

sichtbares Schwanken. Und doch sagte er sich, daß General T. sehr wohl imstande wäre, ihn auf unbegrenzte Zeit in die Festung zu sperren. Sein Temperament paßte gut zu seiner rücksichtslosen Tätigkeit, und seine Allmacht schloß ihn gegen vernünftige Erwägungen ab.

Als aber Rasumoff auf dem Sekretariat ankam, vernahm er, daß er mit General T. nichts zu tun haben würde. Es ist aus Rasumoffs Tagebuch ersichtlich, daß diese gefürchtete Persönlichkeit im Hintergrund bleiben sollte. Ein Zivilbeamter von hohem Rang empfing ihn in einem privaten Arbeitszimmer, nachdem er eine Zeit in anderen Büros gewartet und dem endlosen Geschreibsel an den vielen Tischen in der überhitzten und dumpfen Luft zugesehen hatte.

Der uniformierte Schreiber, der ihn führte, sagte im Korridor:

»Sie kommen vor Gregory Matvieitsch Mikulin.«

An dem Mann, der diesen Namen trug, war nichts Erschreckliches. Sein sanfter, erwartungsvoller Blick war schon auf die Tür gerichtet, als Rasumoff eintrat. Sofort wies er mit dem Federstiel, den er in der Hand hielt, auf ein tiefes Sofa zwischen zwei Fenstern. Er folgte Rasumoff mit den Augen, während dieser das Zimmer durchschritt und sich niedersetzte. Der milde Blick ruhte auf ihm nicht neugierig, nicht forschend – sicher nicht mißtrauisch –, fast ausdruckslos. In seiner leidenschaftslosen Beharrlichkeit lag fast etwas wie Sympathie.

Rasumoff, der seine Energie und seinen Intellekt für eine Begegnung mit General T. selbst vorbereitet hatte, war aufs tiefste verwirrt. All das moralische Rüstzeug, mit dem er sich gegen mögliche Exzesse von Macht und Leidenschaft gewappnet hatte, schien unnütz diesem blassen Mann gegenüber, mit dem blonden, schütteren und seidenfeinen Vollbart. Das Licht fiel auf die glänzenden Wölbungen der hohen gefurchten Stirn, und der Ausdruck des breiten, sanften Gesichtes war so anheimelnd und ländlich, daß der sorgfältig mitten durchs Haar gezogene Scheitel als unnötige Ziererei wirkte.

Rasumoffs Tagebuch zeugt von einiger Erregung seinerseits. Ich will hier gleich bemerken, daß das Tagebuch mit den mehr oder weniger täglichen Eintragungen an diesem selben Abend begonnen zu sein scheint, nachdem Rasumoff nach Hause zurückgekehrt war.

Rasumoff also war aufgeregt. Seine erzwungene Sammlung war plötzlich in Stücke gebrochen.

»Ich muß sehr vorsichtig mit ihm sein«, sagte er sich, während sie sich gegenseitig mit den Blicken maßen. Das Schweigen hielt eine kurze Zeit an und wurde charakterisiert (denn jedes Schweigen hat seinen

Charakter) durch eine Art Traurigkeit, die vielleicht von dem milden und gedankenvollen Wesen des bärtigen Beamten ausging.

Rasumoff erfuhr später, daß er Departementchef im Generalsekretariat war, in einem Range, der dem eines Obersten im Heere entsprach.

Rasumoffs Mißtrauen wurde rege. Die Hauptsache war: er durfte sich nicht verleiten lassen, zuviel zu sagen. Man hatte ihn aus irgendeinem Grunde hierher gerufen. Aus welchem Grunde? Um ihm zu verstehen zu geben, daß er verdächtig war und zweifellos auch, um ihn auszuholen. Worüber nur? Es gab nichts. Oder vielleicht hatte Haldin Lügen erzählt … Rasumoff durchlitt alle Qualen der Ungewißheit. Er konnte das Schweigen nicht länger ertragen, verwünschte seine Schwäche und sprach zuerst, obwohl er sich fest vorgenommen hatte, das auf keinen Fall zu tun.

»Ich habe keinen Augenblick verloren«, sagte er mit heiserer, herausfordernder Stimme; und dann schien ihn die Sprache zu verlassen und in den Körper des Rates Mikulin überzugehen, der zustimmend einfiel:

»Sehr recht, sehr recht, obwohl tatsächlich … «

Doch der Bann war gebrochen, und Rasumoff fiel ihm ins Wort, aus der plötzlichen Überzeugung heraus, daß dies die sicherste Taktik war. In einer Flut von Worten beklagte er sich darüber, daß man ihn mißverstehe. Noch während des Sprechens überlegte er, ob er nicht vielleicht zu kühn sei, fand, daß das Wort »mißverstehen« besser sei als »mißtrauen«, und wiederholte es nochmals mit Beharrlichkeit. Plötzlich unterbrach er sich, da ihn angesichts der reglosen Aufmerksamkeit des Beamten Angst befiel. »Was rede ich nur«, dachte er und maß den anderen mit unsicheren Blicken. Mißtrauen – nicht Mißverstehen – war der richtige Ausdruck für diese Leute. Mißverstanden zu sein, war die andere Seite des Unglücks. Beides hatte ihm dieser verwünschte Haldin auf den Hals gebracht. Sein Kopf schmerzte furchtbar. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne – eine unwillkürliche Bewegung des Leidens, die er sich nicht die Mühe gab zu unterdrücken. Im selben Augenblick hatte Rasumoff die Vorstellung, als würde sein eigenes Hirn auf die Folter gespannt. – Er sah in einem dunklen Gewölbe eine lange blasse Gestalt, deren Züge er nicht erkennen konnte und die mit unerhörter Gewalt auf ein Streckbett gespannt wurde. Es war, als hätte er für den Bruchteil einer Sekunde von irgendeinem schauerlichen Bild aus der Inquisitionszeit geträumt …

Es ist nicht im Ernst glaubhaft, daß Rasumoff in der Gegenwart des Rates Mikulin eingeschlafen sein und von einem alten Stich aus der Inquisition geträumt haben sollte. Er war bis zum äußersten erschöpft, und in seinem Tagebuch verzeichnet er ein merkwürdig traumhaftes

Angstgefühl bei der Vorstellung, daß niemand neben der blassen und ausgestreckten Gestalt gewesen war. Die Einsamkeit des gefolterten Opfers war ganz besonders gräßlich anzusehen. Die unheimliche Tatsache, daß das Gesicht nicht zu sehen war, flößte eine Art Grauen ein, wie er weiter bemerkt. Alle diese Kennzeichen eines schrecklichen Traumes waren gegeben. Dennoch ist er ganz gewiß, daß er keinen Augenblick lang das klare Bewußtsein verlor, daß er auf dem Sofa saß, vorgelehnt, die Hände zwischen den Knien, und seine Mütze in den Fingern drehte. Alles verflog bei der Stimme des Rates Mikulin. Rasumoff fühlte eine große Dankbarkeit für die gleichmütige Schlichtheit seines Tones.

»Jawohl, ich habe mit Interesse zugehört, ich verstehe in gewissem Maße Ihr … doch Sie sind wirklich im Irrtum …«

Der Rat Mikulin brachte eine Reihe abgerissener Sätze hervor. Anstatt sie zu beenden, sah er auf seinen Bart hinunter. Es war eine bedächtige Geste, die merkwürdigerweise den Sätzen mehr Nachdruck verlieh. Doch er konnte recht fließend sprechen; das bewies er, indem er plötzlich den Ton änderte und überredend fortfuhr: »Dadurch, daß ich Sie angehört habe, wie ich es tat, glaube ich bewiesen zu haben, daß ich unsere Unterredung nicht als streng amtlich betrachte. Tatsächlich wünsche ich auch gar nicht, daß sie diesen Charakter trägt … o ja, ich gebe zu, daß der Wunsch, Sie hier zu haben, in amtlicher Form geäußert wurde. Doch überlasse ich es Ihnen, zu beurteilen, ob diese Form gewählt werden mußte, im Interesse Ihres weiteren Auftretens als … «

»Verdächtiger«, rief Rasumoff aus und sah dem Beamten fest in die Augen. Diese Augen waren groß, mit schweren Lidern, und erwiderten seine Herausforderung mit trübem, ruhigem Blick. »Ein Verdächtiger«, die offene Wiederholung dieses Wortes, das ihn durch alle seine wachen Stunden verfolgt hatte, gab Rasumoff eine eigene Befriedigung. Rat Mikulin schüttelte leicht den Kopf.

»Sie wissen doch sicher, daß bei mir von der Polizei Haussuchung gehalten worden ist … «

»Ich war im Begriff, ›mißverstandene Persönlichkeit‹ zu sagen, als Sie mich unterbrachen«, bemerkte Rat Mikulin ruhig.

Rasumoff lächelte ohne Bitterkeit. Das wiedererwachte Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit stand ihm in der Stunde der Gefahr bei. Er sagte leicht verächtlich:

»Ich weiß wohl, daß ich nur ein Atom bin, doch ich bitte Sie, mir die Überlegenheit des denkenden Atoms zuzugestehen, gegenüber den gedankenlosen Mächten, die es vernichten wollen. Praktisches Denken ist letzten Endes nur Kritik. Vielleicht ist es mir erlaubt, mein Erstaunen

darüber auszusprechen, daß dieses Vorgehen der Polizei zwei volle Tage hinausgezögert wurde, während deren ich natürlich alles, was mich irgendwie kompromittieren konnte, hätte vernichten, sagen wir, zu Asche verbrennen können.«

»Sie sind ärgerlich«, bemerkte der Beamte anscheinend gänzlich harmlos. »Ist das vernünftig?«

Rasumoff fühlte, wie er vor Wut rot wurde.

»Ich bin vernünftig, und mehr als das – erlauben Sie mir, es zu sagen. – Ich bin ein Denker, obwohl ja sicherlich diese Bezeichnung heutzutage von ein paar traurigen Kunden monopolisiert scheint, die mit revolutionären Ideen hausieren und sich dabei selbst einer französischen oder deutschen oder weiß der Teufel was sonst für einer fremden Denkweise verschrieben haben. Ich bin aber kein geistiger Bastard. Ich denke wie ein Russe. Ich denke ehrlich – und nehme mir die Freiheit, mich einen Denker zu nennen. Das Wort ist nicht verboten, soviel ich weiß.«

»Nein, warum sollte es verboten sein?« Rat Mikulin wandte sich in seinem Sessel um, die Beine übergeschlagen, stützte seine Ellbogen auf den Tisch und lehnte seine Arme gegen die Knöchel der halb geschlossenen Hände. Rasumoff bemerkte einen dicken Zeigefinger, von einem massiv goldenen Reifen mit blutrotem Stein umschlossen – einem Siegelring, der gut ein halbes Pfund wiegen mochte und doch durchaus als Schmuck zu diesem gewichtigen Mann paßte, mit dem sauber gescheitelten glänzenden Haar über der gefurchten, aristokratischen Stirn.

»Sollte es eine Perücke sein?« Rasumoff ertappte sich auf diesem auffallend zerstreuten Nebengedanken. Sein Selbstvertrauen war wesentlich erschüttert. Er beschloß, nicht weiter zu schwatzen. Zurückhaltung! Zurückhaltung! Seine Hauptaufgabe bestand darin., die Siemianitsch-Episode unbedingt geheim zu halten, wenn die Fragerei losging. Siemianitsch in keiner seiner Antworten irgendwie zu erwähnen.

Rat Mikulin sah ihn trübe an. Rasumoffs Selbstvertrauen ließ ihn gänzlich im Stich. Es schien unmöglich, Siemianitsch nicht zu erwähnen. Jede Frage würde dahin zielen, da es ja nichts sonst zu fragen gab. Er machte eine Anstrengung, sich zusammenzureißen. Es mißlang. Doch auch Rat Mikulin war auffallend zerstreut.

»Warum sollte es verboten sein«, wiederholte er. »Auch ich halte mich für einen denkenden Mann, versichere ich Ihnen. Die Grundbedingung ist, korrekt zu denken. Ich gebe zu, daß das zunächst für einen jungen Mann, der sich selbst überlassen ist, manche Schwierigkeiten hat – da seine großmütigen Regungen noch nicht geschult sind – sozusagen –

und er jedem Sturm nachzugeben bereit ist. Religiöser Glaube natürlich ist ein großer … «

Rat Mikulin sah auf seinen Bart hinunter, und Rasumoff, dessen innere Spannung durch diese unerwartete und flüchtige Geste gemildert wurde, murmelte finster:

»Der Mensch, Haldin, glaubte an Gott.«

»Das wissen Sie also«, hauchte Rat Mikulin mit zwar leiser, aber doch deutlicher Betonung, als habe auch ihn Rasumoffs Bemerkung aus seiner Zurückhaltung herausgelockt. Der junge Mann bewahrte eine gleichmütige Haltung, obwohl er sich selbst die gefährliche Dummheit heftig vorwarf, einen durchaus falschen Eindruck von Vertrautheit erweckt zu haben. Er hielt die Augen zu Boden geschlagen. »Ich muß unbedingt den Mund halten, wenn er mich nicht zum Reden zwingt«, ermahnte er sich selbst. Doch plötzlich tauchte in ihm gegen seinen Willen die Frage: »Wäre es nicht das beste, ihm alles zu sagen«, mit solcher Deutlichkeit auf, daß er sich auf die Lippen beißen mußte. Rat Mikulin übrigens schien keineswegs auf irgendein Geständnis gerechnet zu haben. Er fuhr fort:

»Sie sagen mir mehr, als seine Richter aus ihm herausbringen konnten. Er wurde von einer Kommission von drei Leuten abgeurteilt. Er sagte kein Wort. Ich habe das Protokoll der Verhandlung hier bei mir. Nach jeder Frage steht: ›Verweigert die Antwort – verweigert die Antwort.‹ So geht es Seite um Seite. Sie müssen wissen, daß ich mit einigen weiteren Nachforschungen in dieser Angelegenheit betraut worden bin. Er hat mir keinen Anhaltspunkt gegeben, an dem diese Nachforschungen einsetzen könnten. Ein verhärteter Bösewicht. Und Sie sagen also, er glaubte … «

Wieder sah Rat Mikulin mit einer leisen Grimasse auf seinen Bart hinunter. Die Pause war nicht lang. Er bemerkte mit leiser Verachtung, daß auch Gotteslästerer diese Art von Glauben hätten, und schloß mit der Vermutung, daß Rasumoff wohl häufig mit Haldin über das Thema gesprochen haben müsse.

»Nein«, sagte Rasumoff laut, ohne aufzusehen; »er sprach, und ich hörte zu, das ist keine Konversation.«

»Zuhören ist eine große Kunst«, bemerkte Rat Mikulin, wie nebenbei.

»Und Leute reden machen, ist eine andere«, murmelte Rasumoff.

»Nun – das ist nicht gar zu schwer«, sagte Mikulin harmlos, »besondere Fälle natürlich ausgenommen, so zum Beispiel diesen Haldin. Nichts konnte ihn zum Sprechen bewegen. Viermal wurde er den

Richtern vorgeführt. Vier geheime Verhöre. – Und sogar während des letzten, als Ihre Persönlichkeit ins Treffen geführt wurde … «

»Meine Persönlichkeit ins Treffen geführt«, wiederholte Rasumoff und warf den Kopf hoch, »das verstehe ich nicht.«

Rat Mikulin wandte sich wieder dem Tische zu, nahm mehrere graue Aktenbogen in die Hand und legte sie nacheinander wieder weg bis auf den letzten, den er während des Sprechens vor sich hinhielt.

»Man hielt es für unerläßlich, sehen Sie. In einem derartig schweren Fall darf man kein Mittel unversucht lassen, auf den Schuldigen einzuwirken. Das verstehen Sie selbst, glaube ich.«

Rasumoff stierte mit unnatürlich weit aufgerissenen Augen auf Rat Mikulins Profil, der ihn überhaupt nicht ansah.

»So wurde also beschlossen (General T. fragte mich um Rat), daß dem Beklagten eine gewisse Frage vorgelegt werden sollte. Mit Rücksicht aber auf den ausdrücklichen Wunsch des Fürsten K. ließ man Ihren Namen nicht ins Protokoll kommen und nicht einmal zur Kenntnis der Richter selbst. Fürst K. erkannte die Notwendigkeit unseres Vorhabens an, schien aber um Ihre Sicherheit besorgt. Es sickert manches durch, das leugnen wir nicht. Man kann nicht immer für die Diskretion von untergeordneten Beamten einstehen. Und im Saale befanden sich ja der Sekretär des Spezialtribunals und ein oder zwei Gendarmen. Auch sollten ja, wie ich schon sagte, mit Rücksicht auf Fürst K. sogar die Richter selbst in Unkenntnis gelassen werden. Die Fassung der Frage wurde ihnen von General T. zugesandt (ich habe sie mit meiner eigenen Hand aufgeschrieben) mit dem Befehl, daß sie dem Gefangenen ganz zuletzt vorgelegt werden sollte. Hier ist sie.«

Rat Mikulin lehnte den Kopf in richtige Sehweite zurück und las eintönig vor: »Frage – Hat der Mann, der Ihnen gut bekannt ist, in dessen Wohnung Sie am Montag mehrere Stunden zubrachten und auf dessen Anzeige hin Sie verhaftet wurden – hat dieser Mann vorher irgendwie um Ihre Absicht gewußt, einen politischen Mord zu begehen … ? Angeklagter verweigert die Antwort.

Die Frage wird wiederholt. Der Gefangene bewahrt das gleiche Schweigen.

Dann wird der würdige Seelsorger der Festung vorgelassen. Er ermahnt den Gefangenen zur Reue und redet ihm ferner dringend zu, er möchte doch ein volles und rückhaltloses Geständnis ablegen, für sein Verbrechen Buße tun; dieses Geständnis würde ihm auch helfen, seine Seele von der Sünde der Auflehnung gegen die göttlichen Gesetze und die geheiligte Majestät des Herrschers über unser gottgeliebtes Land zu

befreien. – Da öffnet der Gefangene zum ersten Male während dieser Morgensitzung die Lippen und weist mit lauter, klarer Stimme die Dienste des ehrwürdigen Priesters zurück.

Um elf Uhr vormittags spricht der Gerichtshof das summarische Todesurteil aus.

Die Hinrichtung ist für vier Uhr nachmittags festgesetzt, falls nicht weitere Weisungen von höherer Stelle eintreffen.«

Rat Mikulin legte den Aktenbogen nieder, sah über seinen Bart hinunter und wandte sich dann an Rasumoff, in leichtem, erklärendem Ton:

»Wir sahen keinen Grund, die Hinrichtung aufzuschieben. Mittags wurde der telegraphische Befehl erteilt, das Urteil zu vollstrecken. Ich habe selbst das Telegramm geschrieben. Er wurde heute nachmittag um vier Uhr gehenkt.«

Die endgültige Nachricht von Haldins Tod erweckte in Rasumoff das Gefühl großer Mattigkeit, welches jeder starken Anstrengung oder Erregung zu folgen pflegt. Er hielt sich ganz still auf dem Sofa, konnte aber die geflüsterte Bemerkung nicht unterdrücken:

»Er glaubte an ein ewiges Leben.«

Rat Mikulin zuckte leicht die Schultern, und Rasumoff erhob sich mit Mühe. Sein Bleiben hatte keinen Zweck mehr. Haldin war um vier Uhr gehenkt worden, darüber gab es keinen Zweifel. Er war, so schien es, in sein ewiges Leben eingegangen mit hohen Stiefeln, Astrachanpelzmütze und allem anderen, bis zu dem Ledergurt um die Taille … »Nicht seine Seele war es, nur sein Phantom, was er auf der Erde zurückgelassen hat«, so dachte Rasumoff mit spöttischem Lächeln, während er das Zimmer durchschritt und ganz vergaß, wo er sich befand und daß Rat Mikulin da war. Der Beamte hätte ein ganzes Glockenspiel im ganzen Hause in Tätigkeit setzen können, ohne sich vom Fleck zu rühren. Er ließ Rasumoff bis ganz an die Tür gehen, bevor er sprach.

»Kommen Sie, Kyrill Sidorowitsch. Was wollen Sie tun?«

Rasumoff wandte den Kopf und sah ihn schweigend an. Er war nicht im geringsten bestürzt. Rat Mikulin hatte die Arme vor sich auf dem Tisch ausgestreckt und den Körper etwas vorgelegt.

»Habe ich wirklich die Absicht, einfach so fortzurennen?« fragte sich Rasumoff verwundert, während er äußerlich unbewegt schien; und er war sich dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, die helles Erstaunen verbarg, wohl bewußt. »Augenscheinlich wäre ich hinausgegangen, wenn er nicht gesprochen hätte«, dachte er. »Was hätte er dann getan? Ich muß diese Geschichte irgendwie zu Ende bringen. Er muß seine Karten aufdecken.«

Einen Augenblick überlegte er noch hinter seiner Maske, ließ dann den Türgriff los und kam in die Mitte des Zimmers zurück.

»Ich will Ihnen sagen, was Sie denken«, brach er los, ohne aber die Stimme zu erheben. »Sie denken, es mit einem geheimen Komplicen dieses unglücklichen Menschen zu tun zu haben. Nein, ich weiß nicht, daß er unglücklich gewesen ist. Er hat mir nichts gesagt. Von meinem Standpunkt aus gesehen war er ein Tropf. Denn eine falsche Idee am Leben zu erhalten, ist ein größeres Verbrechen, als einen Mann zu töten. Ich hoffe, Sie werden das nicht leugnen wollen? Ich haßte ihn. Solche Phantome wirken endlos Böses auf der Welt. Ihre Utopien erzeugen in der Masse der Durchschnittsgeister einen Widerwillen gegen das Wirkliche und eine Verachtung für die Jahrhunderte alte Logik der menschlichen Entwicklung.«

Rasumoff zuckte die Schultern und sah starr vor sich hin. »Was für eine Tirade«, dachte er. Die schweigende Reglosigkeit des Rates Mikulin bedrückte ihn. Der bärtige Bürokrat saß an seinem Platz in einer geheimnisvollen Selbstbeherrschung, wie ein Götze, und mit trüben, undurchdringlichen Augen. Rasumoff wechselte unwillkürlich den Ton.

»Wenn Sie mich fragen, woraus sich für mich die Notwendigkeit ergibt, Leute wie Haldin zu hassen, so würde ich Ihnen antworten: dieser Haß ist frei von jeder Sentimentalität. – Ich haßte ihn nicht, weil er das Verbrechen des Mordes begangen hatte. Abscheu ist kein Haß. Ich haßte ihn einfach, weil ich gesund bin, und diese Eigenschaft in mir lehnte sich gegen ihn auf. Sein Tod … «

Rasumoff fühlte, wie ihm die Stimme in der Kehle steckenblieb. Die Trübheit von Rat Mikulins Augen schien sich über sein ganzes Gesicht zu verbreiten und förmlich einen Schleier darüber zu ziehen. Rasumoff versuchte diese Phänomene nicht zu beachten.

»In der Tat«, fuhr er fort und betonte jedes Wort sorgfältig, »was ist mir sein Tod? Wenn er hier auf dem Boden läge, so könnte ich über seine Brust wegschreiten. Der Kerl ist ein Phantom … «

Rasumoffs Stimme brach, sehr gegen seinen Willen. Mikulin hinter dem Tisch erlaubte sich nicht die geringste Regung. Das Schweigen hielt eine kurze Zeit an, bevor Rasumoff weitersprechen konnte.

»Er ging herum und sprach über mich …, diese intellektuellen Burschen hocken beieinander und berauschen sich mit fremden Ideen, ganz ebenso wie junge Gardeoffiziere einander mit fremden Weinen bewirten. Nichts als Ausschweifung … auf mein Wort.« – Rasumoff, ganz wütend gemacht durch eine plötzliche Erinnerung an Siemianitsch, zwang sich mit Mühe, die Stimme zu dämpfen. – »Auf mein Wort, wir Russen sind

eine Horde von Trunkenen. Irgendeinen Rausch müssen wir haben: die Wut des Schmerzes oder die Sentimentalität der Entsagung. Wir liegen träg wie die Klötzer herum, oder wir zünden das Haus an. Was soll ein nüchterner Mann anfangen, möchte ich gern wissen? Sich gänzlich von seinesgleichen abzuschließen, ist unmöglich. Um in einer Wüste zu leben, muß man ein Heiliger sein. Wenn aber ein Betrunkener aus einem Schnapsladen herausstürzt, Ihnen um den Hals fällt und Sie auf beide Wangen küßt, weil irgend etwas in Ihrer Erscheinung sein Gefallen erregt hat, was dann – sagen Sie mir gütigst? Sie können vielleicht einen Knüttel auf seinem Rücken entzweischlagen, und es mag Ihnen doch nicht gelingen, ihn fortzuprügeln … «

Rat Mikulin hob die Hände und fuhr sich bedächtig über das Gesicht.

»Das … natürlich«, sagte er leise.

Die ruhige Würde dieser Bewegung ließ Rasumoff innehalten. Sie war auch so unerwartet; was wollte er damit? Es sprach ein beängstigender Abstand daraus. Rasumoff erinnerte sich an die Absicht, dem anderen in die Karten zu sehen.

»Ich habe dies alles dem Fürsten K. vorgetragen«, begann er mit gespielter Gleichgültigkeit, die er aber sofort verlor, als er Rat Mikulin leise zustimmend nicken sah. »Sie wissen das? Sie haben gehört … Warum läßt man mich dann hierher kommen, um mir Haldins Hinrichtung mitzuteilen? Wollten Sie mich mit seinem Schweigen konfrontieren? Nun, da der Mensch tot ist, was geht mich sein Schweigen an? Das ist unverständlich. Sie wollen in irgendeiner Weise mein moralisches Gleichgewicht erschüttern.«

»Nein, nicht das«, murmelte Rat Mikulin kaum hörbar. »Der Dienst, den Sie erwiesen haben, wird richtig geschätzt … «

»Wird er das«, unterbrach ihn Rasumoff ironisch.

» … und Ihre Lage ebenfalls.« Rat Mikulin erhob nicht die Stimme. »Bedenken Sie doch nur! Sie fallen in Fürst Ks Arbeitszimmer wie vom Himmel mit Ihrer Schreckensnachricht … Sie studieren noch, Herr Rasumoff – wir aber machen schon Dienst –, vergessen Sie das nicht … und natürlich wurde auch einige Neugier erweckt … «

Rat Mikulin sah auf seinen Bart hinunter. Rasumoffs Lippen zitterten.

»Ein Geschehnis dieser Art kennzeichnet einen Mann«, fuhr die leise Stimme fort. »Ich gebe zu, daß ich neugierig war, Sie zu sehen. General T. glaubte auch, es wäre gut … Denken Sie nicht, daß ich außerstande bin, Ihre Gefühle zu verstehen. Als ich jung war wie Sie, studierte ich … «

»Jawohl – Sie wünschten mich zu sehen«, sagte Rasumoff mit tiefem Widerwillen im Ton. »Natürlich haben Sie das Recht – ich meine die Macht. Es kommt alles auf dasselbe hinaus. Es ist aber ganz nutzlos, und wenn Sie mich ein Jahr lang ansehen und anhören wollten; ich beginne zu glauben, daß irgend etwas an mir ist, was die Leute scheinbar nicht herauszubringen vermögen. Ein wahres Unglück. Und doch bilde ich mir ein, daß Fürst K. es versteht. So schien es wenigstens.«

Rat Mikulin machte eine leise Bewegung und sprach:

»Fürst K. ist von allem unterrichtet, und ich will Ihnen gern sagen, daß er meine Absicht, persönlich mit Ihnen bekannt zu werden, gebilligt hat.«

Rasumoff fühlte eine ungeheure Enttäuschung und suchte sie mühsam mit spöttischer Überlegenheit zu maskieren. »Auch er ist also neugierig … Nun, schließlich kannte mich ja Fürst K. so wenig. Das ist natürlich sehr schlimm für mich, aber nicht gerade mein Fehler.«

Rat Mikulin machte mit der Hand eine hastig abwehrende Bewegung und neigte den Kopf leicht auf die Schulter.

»Nun, nun, Herr Rasumoff, müssen Sie es gerade so nehmen? Jedermann ist sicherlich imstande … «

Er sah rasch auf seinen Bart hinunter, und als er wieder aufblickte, lag einen Moment lang ein interessierter Ausdruck in seinem verschleierten Blick. Rasumoff entmutigte ihn mit einem kalten, abstoßenden Lächeln.

»Nein, das alles hat keinerlei Wichtigkeit. – Höchstens die eine, daß alle diese Neugierde durch eine so ganz einfache Tatsache erweckt wird … Was soll weiter werden? Die Neugier ist unstillbar. Ich will damit sagen, daß nichts da ist, womit sie zu stillen wäre. Ich bin zufällig als Russe mit patriotischen Instinkten geboren – ob sie ererbt sind oder nicht, vermag ich nicht zu sagen.«

Rasumoff sprach mit bewußter, gekünstelter Ruhe.

»Jawohl, patriotische Instinkte, entwickelt durch die Fähigkeit unabhängigen Denkens – losgelösten Denkens. In dieser Beziehung bin ich freier, als ich es durch irgendeine sozialdemokratische Revolution werden könnte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht ganz so denke wie Sie. Und wie könnte ich das auch? Sie denken wahrscheinlich in diesem Augenblick, daß ich verzweifelt lüge, um jede Spur von Reue zu verdecken.«

Rasumoff hielt inne. Das Herz wollte ihm die Brust zersprengen, Rat Mikulin rührte sich nicht.

»Warum so?« sagte er einfach. »Ich wohnte der Durchsuchung Ihrer Zimmer persönlich bei. Ich sah alle Papiere selbst durch. Eine Art

politisches Glaubensbekenntnis hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Ein sehr bemerkenswertes Dokument. Darf ich Sie nun fragen, zu welchem Zweck … «

»Natürlich um die Polizei irre zu führen«, sagte Rasumoff wild. »Was soll dieser ganze Firlefanz? Natürlich, Sie können mich direkt aus diesem Zimmer nach Sibirien schicken. Das wäre verständlich. Ich kann mich in alles fügen, was mir verständlich ist. Aber ich wehre mich gegen diese Komödie von Verfolgung. Die ganze Geschichte artet für meinen Geschmack zu sehr ins Komische aus. Eine Komödie von Irrungen, Phantomen und Verdächtigungen. Es ist einfach unanständig … «

Rat Mikulin horchte auf.

»Sagten Sie Phantomen?« murmelte er.

»Ich könnte auf Dutzende davon meinen Fuß setzen.« Rasumoff machte eine ungeduldige Handbewegung und sprach ungestüm weiter.

»Ich muß aber wirklich verlangen, daß man mich mit dem Mann ein für allemal in Ruhe läßt. Um das zu erreichen, werde ich mir die Freiheit nehmen … « Rasumoff verneigte sich leicht vor dem Beamten » … mich zürückzuziehen - einfach zurückzuziehen«, schloß er fest.

Er ging auf die Türe zu und dachte: »Jetzt muß er seine Karten zeigen. Er muß läuten und mich arretieren lassen, bevor ich aus dem Hause bin, oder er muß mich gehen lassen, und jedenfalls … «

Die Stimme hinter ihm sagte ohne jede Hast:

»Kyrill Sidorowitsch.«

Rasumoff an der Tür wandte den Kopf.

»Mich zurückzuziehen«, wiederholte er.

»Wohin?« fragte Rat Mikulin sanft.

Teil 2

Kapitel 1

Im Verlauf einer erfundenen Erzählung müssen zweifellos gewisse Eigentümlichkeiten beachtet werden, um die Klarheit und Wirkung zu verstärken. Ein Mann von Einbildungskraft, und sei er noch so unerfahren in der Erzählungskunst, wird sich von seinem Instinkt bei der Wahl der Worte und bei der Entwicklung der Handlung leiten lassen können. Ein Funke Talent entschuldigt viele Fehler. Doch dies ist kein Werk der Einbildungskraft; ich habe kein Talent. Meine Entschuldigung für dieses Unternehmen liegt nicht in seiner Kunst, sondern in seiner Kunstlosigkeit. Ich bin mir meiner Grenzen wohl bewußt, halte an meiner innerlichen Absicht fest und würde nie versuchen (selbst wenn ich dazu imstande wäre), irgend etwas zu erfinden. Meine Bedenken gehen so weit, daß ich nicht einmal einen Übergang erfinden wollte.

So lasse ich also Rasumoffs Erinnerungen an dem Punkt abbrechen, wo Rat Mikulins Frage »Wohin?« sich mit der Gewalt eines unlösbaren Problems aufdrängt, und stelle ganz einfach fest, daß ich die Bekanntschaft der beiden Damen ungefähr sechs Monate vorher gemacht hatte. Mit den »beiden Damen« meine ich natürlich die Mutter und die Schwester des unglücklichen Haldin.

Durch was für Vorstellungen er seine Mutter dazu gebracht hatte, ihr kleines Gut zu verkaufen und für unbestimmte Zeit außer Landes zu gehen, kann ich nicht genau angeben. Ich glaube nur, daß Frau Haldin auf den Wunsch ihres Sohnes ihr Haus auch angezündet hätte und nach dem Monde ausgewandert wäre, ohne irgendein Zeichen von Überraschung oder Bestürzung, und daß Fräulein Haldin – Natalie, mit dem Kosenamen Natalka – ihre Einwilligung dazu gegeben hätte.

Ihre zärtliche stolze Ergebenheit für den jungen Mann wurde mir nach sehr kurzer Zeit klar. Seinem Wunsche entsprechend, fuhren sie ohne Aufenthalt nach der Schweiz – nach Zürich – und blieben da ziemlich ein Jahr. Von Zürich aus, das ihnen nicht gefiel, kamen sie nach Genf. Einer meiner Freunde in Lausanne, der an der Universität Geschichte las (er hatte eine Russin geheiratet, eine entfernte Verwandte von Frau Haldin), forderte mich brieflich auf, den Damen einen Besuch zu machen. Es war

ein sehr gut gemeinter, geschäftlicher Rat. Fräulein Haldin wünschte mit einem tüchtigen Lehrer die besten englischen Autoren durchzunehmen.

Frau Haldin empfing mich überaus freundlich. Ihr schlechtes Französisch, über das sie selbst lächelte, ließ gleich bei der ersten Unterredung keine Förmlichkeit aufkommen. Sie war eine schlanke Frau in schwarzem Seidenkleid; hochgeschwungene Brauen, regelmäßige Züge und fein geschnittene Lippen zeugten von ihrer früheren Schönheit. Sie saß gerade aufgerichtet in einem Armstuhl und erzählte mir mit ziemlich leiser, freundlicher Stimme, daß der Wissensdurst ihrer Natalka einfach unersättlich sei. Ihre mageren Hände hielt sie im Schoß, und die Unbeweglichkeit ihres Gesichtes gab ihr etwas fast Mönchisches. In Rußland, fuhr sie fort, sei alles Wissen mit Lüge durchsetzt. »Nicht Chemie und die ähnlichen Fächer, sondern die Erziehung im allgemeinen«, erklärte sie. Die Regierung fälsche den Lehrplan zugunsten ihrer eigenen Zwecke. Ihre beiden Kinder hätten das erfahren müssen. Ihre Natalka habe eine höhere Töchterschule absolviert, und ihr Sohn sei Student an der Petersburger Universität. Er sei äußerst intelligent, dabei vornehm und selbstlos von Charakter, und seine Kameraden hingen blind an ihm. Zu Beginn des nächsten Jahres würde er sie, so hoffte sie, hier abholen, und sie würden zusammen nach Italien gehen. In jedem anderen als in ihrem eigenen Lande wäre einem Mann von den glänzenden Fähigkeiten und dem reinen Charakter ihres Sohnes eine große Zukunft gewiß, in Rußland aber …

Die junge Dame, die beim Fenster saß, wendete den Kopf und sagte,: »Ach, Mutter, sogar bei uns ändern sich die Dinge mit den Jahren.«

Ihre Stimme war tief, fast rauh und doch einschmeichelnd trotz ihrer Rauheit. Sie hatte eine dunkle Hautfarbe, rote Lippen und eine volle Figur und erweckte den Eindruck starker Lebenskraft. Die alte Dame seufzte.

»Ihr seid jung, ihr beide. Für euch ist es leicht, zu hoffen. Ich bin ja allerdings auch nicht hoffnungslos, wie könnte ich auch – mit einem solchen Sohne.«

Ich wandte mich an Fräulein Haldin und fragte sie, welche Autoren sie zu lesen wünschte. Sie richtete ihre grauen, von schwarzen Wimpern überschatteten Augen auf mich, und ich merkte trotz meiner Jahre, welche starke physische Anziehungskraft ihre Persönlichkeit auf einen Mann ausüben konnte, der imstande war, an einer Frau etwas mehr als die rein weibliche Grazie zu schätzen. Ihr Blick war gerade und offen, wie der eines jungen Mannes, dem die Schule des Lebens noch nichts anhaben konnte. Es sprach auch eine Furchtlosigkeit daraus, die aber nicht

aggressiv wirkte; naive und doch gedankenvolle Sicherheit wäre ein besserer Ausdruck. Sie hatte schon nachgedacht (in Rußland beginnen die Jungen früh zu denken), doch hatte sie bisher die Enttäuschung nicht kennengelernt, da sie augenscheinlich noch keiner Leidenschaft erlegen war. Sie war, das lehrte ein Blick auf sie zur Genüge, wohl imstande, sich an einer Idee oder auch nur an einer Person zu begeistern. Wenigstens urteilte ich so, mit, wie ich glaube, ungetrübter Objektivität. Denn es lag auf der Hand, daß ich nicht die Person sein konnte – und meine Ideen erst! …

Wir wurden gute Freunde im Verlaufe dieser Lesestunden. Es war sehr unterhaltend. Ohne Angst, ein Lächeln hervorzurufen, will ich gern gestehen, daß ich mich zu dem jungen Mädchen sehr hingezogen fühlte. Nach vier Monaten sagte ich ihr, daß sie nun recht gut für sich allein Englisch lesen könne. Für den Lehrer sei es Zeit, sich zurückzuziehen. Meine Schülerin schien unangenehm überrascht.

Frau Haldin, mit dem unbeweglichen Gesicht und dem gütigen Ausdruck in den Augen, sagte aus ihrem Lehnstuhl heraus in ihrem unsicheren Französisch: »Mais l'ami reviendra!« Und so wurde es abgemacht. Ich kam wieder – nicht viermal in der Woche wie früher, aber doch noch ziemlich häufig. Im Herbst machten wir zusammen und in Gesellschaft einiger anderer Russen ein paar kurze Ausflüge. Meine Freundschaft mit den beiden Damen gab mir in der russischen Kolonie eine Stellung, die ich sonst nicht erreicht hätte.

An dem Tage, an dem ich in den Zeitungen die Nachricht von der Ermordung des Herrn von P. gelesen hatte – es war ein Sonntag –, traf ich die beiden Damen auf der Straße und ging ein kurzes Stück mit ihnen. Frau Haldin trug einen schweren grauen Mantel über ihrem schwarzen Seidenkleid, daran erinnere ich mich noch, und ihre schönen Augen begegneten den meinen mit ganz ruhigem Ausdruck.

»Wir waren im zweiten Hochamt«, sagte sie. »Natalka kam mit mir; ihre Freundinnen, die Studentinnen hier, tun das natürlich nicht … Bei uns in Rußland identifiziert man die Kirche so mit der Unterdrückung, daß es für einen, der in diesem Leben frei sein will, fast notwendig erscheint, auch jede Hoffnung auf ein ewiges Leben aufzugeben. Ich kann es aber nicht lassen, für meinen Sohn zu beten.«

Sie fügte mit einer steinernen Ruhe und leicht errötend auf französisch hinzu: »Ce n'est peut-être qu'une habitude« (es ist vielleicht nur eine Gewohnheit).

Fräulein Haldin trug das Gebetbuch. Sie sah ihre Mutter nicht an.

»Du und Viktor, ihr seid beide tief gläubig.«

Ich teilte ihnen die Neuigkeiten aus ihrem Lande mit, die ich eben in einem Café gelesen hatte. Eine volle Minute lang schritten wir nebeneinander, in recht plötzlichem Schweigen, dann murmelte Frau Haldin:

»Nun wird es noch mehr Aufregungen, noch mehr Verfolgungen deswegen geben. Vielleicht schließt man sogar die Universität. In Rußland gibt es für niemand Frieden und Ruhe, außer im Grabe.«

»Ja. Das ist hart«, ließ sich die Tochter hören und sah starr auf die schneebedeckten Juraketten, die wie eine weiße Mauer das Ende der Straße abschlossen. »Doch der Tag der Einigkeit ist nicht mehr so weit entfernt.«

»So denken meine Kinder«, bemerkte Frau Haldin mir zugewandt.

Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen, daß es meiner Ansicht nach ein merkwürdiger Zeitpunkt sei, von Einigkeit zu sprechen. Natalie Haldin überraschte mich durch die Erwiderung, daß die Abendländer die Lage nicht verstünden. Sie schien über die Frage viel nachgedacht zu haben und war ganz ruhig und voll jugendlicher Überlegenheit. »Sie glauben, es ist ein Klassenstreit oder ein Interessenkampf, wie es eben die sozialen Kämpfe bei Ihnen in Europa sind. Es ist aber nichts der Art, sondern etwas ganz anderes.«

»Es ist sehr wohl möglich, daß ich es nicht verstehe«, gab ich zu. Diese Neigung, jedes Problem durch irgendeinen mystischen Ausdruck aus dem Gebiete des Verständlichen hinauszuheben, ist ganz russisch. Ich kannte sie gut genug, um zu wissen, wie sehr sie alle praktischen Formen politischer Freiheit verachtete, die in der westlichen Welt bekannt waren. Ich glaube, man muß Russe sein, um die russische Einfachheit zu verstehen. Eine furchtbar ätzende Einfachheit, wenn ich so sagen darf, bei der mystische Phrasen einen naiven und hoffnungslosen Zynismus verkleiden. Ich glaube mitunter, daß das psychologische Geheimnis der Grundverschiedenheit dieses Volkes darin liegt, daß sie das Leben verachten, das unverbesserliche Leben dieser Welt, wie es ist, während wir vom Westen es vielleicht in gleichem Maße lieben und dabei seine sentimentalen Werte in gleicher Weise überschätzen. Doch ich verliere den Faden …

Ich half den Damen in die Straßenbahn, und sie forderten mich auf, sie nachmittags zu besuchen. Wenigstens Frau Haldin sprach die Einladung aus, während sie einstieg, und ihre Natalka lächelte von der rückwärtigen Plattform des abfahrenden Wagens nachsichtig auf den begriffsstutzigen Westeuropäer herunter. Das Licht des klaren Wintermorgens strahlte gedämpft aus ihren grauen Augen.

Rasumoffs Tagebuch erweckt in mir, wie das offene Buch des Schicksals, die Erinnerung an jenen Tag wieder, und wieder fühlte ich die furchtbare Grausamkeit, die in dem Ausbleiben jedes Vorzeichens lag. Viktor Haldin war noch unter den Lebenden, doch unter den Lebenden, deren einzige Berührung mit dem Leben die Erwartung des Todes bildet. Er durchlebte damals wohl schon die letzte seiner irdischen Heimsuchungen, die Stunden jenes hartnäckigen Schweigens, das ihn in die Ewigkeit hinüberführte …

An jenem Nachmittag hatten die Damen eine große Anzahl ihrer Landsleute zu Gast – weit mehr, als sie sonst auf einmal zu empfangen pflegten –, und das Wohnzimmer im Erdgeschoß des großen Hauses im Boulevard des Philosophes war ziemlich überfüllt.

Ich blieb bis ganz zuletzt, und als ich mich erhob, stand auch Fräulein Haldin auf. Ich nahm ihre Hand und fühlte den Wunsch, das Gespräch, das wir am Morgen in der Straße gehabt hatten, wieder aufzunehmen.

»Zugegeben, daß wir westlichen Menschen den Charakter Ihres Volkes nicht verstehen … «, begann ich.

Es war, als sei sie durch irgendeine geheimnisvolle Vorahnung auf meine Frage vorbereitet gewesen. Sie unterbrach mich freundlich.

»Seine Impulse – seine … «, sie suchte nach dem richtigen Ausdruck und fand ihn, aber im Französischen … »seine mouvements d'âme.« Ihre Stimme war nicht viel mehr als ein Flüstern.

»Ganz recht«, sagte ich, »aber dennoch sind wir Zeugen eines Konfliktes. Sie sagen, dieser Konflikt spielt nicht zwischen den Klassen oder Interessen. Nehmen wir an, ich gäbe das zu. Sind denn aber widerstreitende Ideen leichter zu versöhnen – kann man sie mit Blut und Gewalt zu der Einigkeit verschweißen, die, wie Sie behaupten, so nahe ist?«

Sie sah mich mit ihren klaren grauen Augen forschend an und antwortete nicht auf meine vernünftige Frage, die so klar gestellt und doch nicht zu beantworten war.

»Es ist unfaßbar«, fügte ich hinzu, mit einem Anflug von Ärger.

»Alles ist unfaßbar«, sagte sie. »Die ganze Welt ist dem streng logischen Denken unfaßbar, und doch besteht sie für unseren Sinn, und wir bestehen mit ihr. Es muß eine Notwendigkeit geben, die über unserem Begriffsvermögen steht. Es ist eine ganz elende und ganz verkehrte Sache, einfach zur Masse zu gehören. Wir Russen werden einmal eine würdigere Form nationaler Freiheit finden als den künstlichen Konflikt von Parteien – der falsch ist, weil er ein Konflikt, und verächtlich, weil er künstlich ist. Uns Russen ist es vorbehalten, einen besseren Weg zu finden.«

Frau Haldin hatte zum Fenster hinausgesehen. Nun wandte sie mir die fast leblose Schönheit ihres Gesichts und den belebten, gütigen Blick ihrer großen dunklen Augen zu.

»So denken meine Kinder«, erklärte sie.

»Ich vermute«, sagte ich zu Fräulein Haldin, »daß Sie empört sein werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht verstanden habe – nicht etwa ein einzelnes Wort. Ich habe alle Worte verstanden. … aber was Sie unter dieser erhofften Ära körperloser Einigkeit verstehen … Das Leben ist eine Frage der Form. Es hat seine plastische Gestalt und seine scharf umrissenen begrifflichen Grenzen. Die idealsten Begriffe von Liebe und Verzeihung müssen erst Fleisch und Blut gewinnen, bevor sie verständlich werden.«

Ich verabschiedete mich von Frau Haldin, deren schöne Lippen reglos blieben. Sie lächelte nur mit den Augen. Natalie Haldin kam mit mir bis zur Tür und war sehr liebenswürdig.

»Mutter glaubt, daß ich das sklavische Echo meines Bruders Viktor bin. Das ist nicht so. Er versteht mich besser, als ich ihn verstehen kann. Wenn er hier zu uns kommt und Sie ihn kennenlernen, dann werden Sie sehen, was für ein Ausnahmemensch er ist.« Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: »Er ist kein starker Mann im landläufigen Sinn, sein Charakter aber ist fleckenlos.«

»Ich hoffe, daß es mir nicht schwerfallen soll, mit Ihrem Bruder Viktor Freund zu werden.«

»Erwarten Sie nicht, ihn ganz zu verstehen«, sagte sie ein wenig boshaft. »Er ist im Grunde ganz und gar nicht … . ganz und gar nicht … *westlich*.«

Und nach dieser unnötigen Warnung verließ ich den Raum, mit einer zweiten Verbeugung, von der Türe aus, gegen Frau Haldin, die in ihrem Lehnstuhl beim Fenster saß. Die Autokratie hatte schon, ohne daß ich es bemerkt hatte, auf den Boulevard des Philosophes ihre Schatten geworfen, in der freien, unabhängigen und demokratischen Stadt Genf, deren einer Bezirk »La Petite Russie« heißt. Wo immer zwei Russen zusammenkommen, da ist der Schatten der Autokratie mit ihnen, färbt ihre Gedanken, ihre Ansichten, ihre eigensten Gefühle, ihr inneres Leben, ihr offizielles Auftreten – spukt bis in das Geheimnis ihres Schweigens hinein.

Was mir im Laufe der nächsten Woche auffiel, war das Schweigen der Damen. Ich pflegte sie beim Spazierengehen in den öffentlichen Gärten neben der Universität zu treffen. Sie begrüßten mich mit gewohnter Freundlichkeit, ich konnte aber nicht umhin, ihre Schweigsamkeit zu bemerken. Um diese Zeit war es ganz allgemein bekannt, daß der Mörder

des Herrn von P. gefaßt, abgeurteilt und hingerichtet worden war. So viel war von Amts wegen den Telegraphenagenturen mitgeteilt worden.

Für die große Welt aber blieb sein Name ein Geheimnis. Die amtliche Verschwiegenheit enthielt ihn dem Publikum vor. Den Grund dafür kann ich mir allerdings nicht vorstellen.

Eines Tages traf ich Fräulein Haldin, die allein auf den Bastionen unter den entlaubten Bäumen spazierenging. »Mutter ist nicht ganz wohl«, erklärte sie mir.

Da Frau Haldin bisher, soviel ich wußte, nicht einen Tag lang krank gewesen war, so war dieses Unwohlsein beunruhigend. Es handelte sich aber um nichts Bestimmtes.

»Ich glaube, sie sorgt sich, weil wir schon sehr lange von meinem Bruder ohne Nachricht sind.«

»Keine Nachricht – gute Nachricht«, sagte ich aufmunternd, und wir begannen langsam nebeneinander herzugehen.

»Das gilt nicht für Rußland«, meinte sie so leise, daß ich kaum noch die Worte verstehen konnte. Ich sah sie aufmerksam an.

»Sind Sie auch in Angst?«

Sie gab es nach einem kurzen Zögern zu.

»Es ist wirklich schon sehr lange her, seit wir hörten … «

Und bevor ich die in solchen Fällen angebrachten Trostworte finden konnte, vertraute sie sich mir an.

»Oh, es ist ja weit Schlimmeres als nur das. Ich habe nach Petersburg an eine bekannte Familie geschrieben. Sie hatten ihn mehr als einen Monat nicht gesehen und glaubten, er sei schon bei uns. Sie schienen sogar ein wenig beleidigt, daß er Petersburg verlassen haben sollte, ohne ihnen einen Abschiedsbesuch zu machen. Der Gemahl der Dame ging sofort in seine Wohnung. Viktor war ausgezogen, und die Leute wußten seine Adresse nicht.«

Ich erinnere mich noch, daß sie dabei recht bedrückt schien. Ihr Bruder war auch sehr lange nicht mehr in den Vorlesungen gesehen worden. Er kam nur dann und wann an das Tor der Universität und fragte den Portier nach Briefen, und der befreundete Herr erhielt die Auskunft, daß der Student·Haldin die beiden letzten Briefe nicht mehr geholt habe. Dagegen sei die Polizei erschienen, um nachzuforschen, ob der Student Haldin jemals an die Universität Post bekommen habe, und habe sie beschlagnahmt.

»Meine beiden letzten Briefe«, sagte sie.

Wir sahen einander an. Ein paar vereinzelte Schneeflocken tanzten in dem nackten Geäst. Der Himmel war dunkel.

»Was, glauben Sie, kann geschehen sein?« fragte ich.

Sie bewegte nur leise die Schultern.

»Das kann man gar nicht sagen – in Rußland.«

Da sah ich wieder den Schatten der Autokratie über dem russischen Leben liegen, ganz gleich, ob es in Ergebenheit oder Aufruhr verfloß. Ich sah, wie er das junge offene Gesicht des Mädchens verdunkelte, das aus dem großen Pelzkragen hervorsah, sah, wie er den Blick ihrer klaren Augen trübte. »Gehen wir weiter«, sagte sie. »Es ist heute zu kalt zum Stehen.«

Sie fröstelte leise und stampfte mit den kleinen Füßen. Wir gingen schnell bis zum Ende der Allee und zurück bis zum großen Tor des Gartens.

»Haben Sie es Ihrer Mutter gesagt?« fragte ich.

»Nein, noch nicht. Ich lief hier heraus, um den Eindruck dieses Briefes loszuwerden.«

Ich hörte ein Papier rascheln. Es kam aus ihrem Muff; sie hatte den Brief bei sich.

»Wovor fürchten Sie sich eigentlich?«

Uns Westeuropäern scheint jeder Gedanke an politische Verschwörungen kindisch, eine plumpe Erfindung für das Theater oder für eine Schauergeschichte. Ich wollte meine Fragen nicht genauer stellen.

»Für mich und besonders für meine Mutter gibt es nur eine Angst, die vor der Ungewißheit. Leute können verschwinden. Jawohl, sie verschwinden einfach. Ich überlasse es Ihnen, sich auszudenken, was das heißt. Die grausame Spannung der Wochen – Monate – Jahre. Der Freund, von dem ich Ihnen sagte, hat seine Nachforschungen eingestellt, sobald er hörte, daß die Polizei die Briefe beschlagnahmt habe. Ich vermute, er fürchtet, sich selbst zu kompromittieren. Er hat eine Frau und Kinder – und warum sollte er schließlich … überdies hat er keine einflußreichen Verbindungen und ist nicht reich. Was konnte er tun … Ja, ich fürchte das Schweigen – für meine arme Mutter. Sie wird es nicht ertragen können. Für meinen Bruder fürchte ich … « – sie vollendete fast unhörbar – » … alles … «

Wir waren nun nahe an dem Tor, das dem Theater gegenüberliegt. Sie hob die Stimme.

»Aber sogar in Rußland tauchen verlorene Leute wieder auf. Wissen Sie, was meine letzte Hoffnung ist? Vielleicht kommt er dieser Tage einmal zu uns hereingeschneit.«

Ich zog den Hut, sie neigte leicht den Kopf und verließ den Garten, die Hände im Muff, wohl um den grausamen Petersburger Brief

geschlossen. Aus ihrer Erscheinung sprach eine merkwürdige Mischung von Zartheit und Kraft.

Zu Hause angekommen, schlug ich die Zeitung auf, die mir aus London nachgeschickt wurde, überblickte die Nachrichten aus Rußland – nicht die Telegramme, sondern die Nachrichten –, und das erste, was mir dabei in die Augen fiel, war der Name Haldin. Herrn von P.s Tod war nicht mehr aktuell. Der unternehmungslustige Korrespondent war aber stolz darauf, über dieses Ereignis der Zeitgeschichte eine weitere Information aufgespürt zu haben. Er hatte Haldins Namen aufgeschnappt und desgleichen auch die Geschichte der Verhaftung um Mitternacht in der Straße. Die Sensation, vom journalistischen Gesichtspunkte aus, war aber schon reichlich abgeflaut. Er widmete der Sache nicht mehr als zwanzig Zeilen von einer ganzen Spalte. Doch genügte auch das, mir eine schlaflose Nacht zu verschaffen. Ich machte mir klar, daß es eine Art Verrat wäre, Fräulein Haldin unvorbereitet diese journalistische Entdeckung unter die Augen kommen zu lassen, denn zweifellos würde die Nachricht am nächsten Morgen in französischen und Schweizer Blättern nachgedruckt werden. Ich quälte mich damit bis zum Morgen, konnte vor nervöser Erregung nicht schlafen und hatte gleichzeitig das niederdrückende Gefühl, in irgendein theatralisches und krankhaftes Schicksal mit verwickelt zu sein. Die Erkenntnis, welche krasse Dissonanz dieser Vorfall in das Leben der beiden Frauen tragen mußte, peinigte mich die ganze Nacht und setzte sich in quälende Angstzustände um. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß ihnen vielleicht, um ihres überfeinerten Seelenlebens willen, das ganze Ereignis besser auf immer verborgen bliebe. Als ich am nächsten Morgen zu ganz unglaublich früher Stunde mich bei ihnen melden ließ, war mir, als stände ich im Begriff, einen Akt des Vandalismus zu begehen …

Das ältliche Dienstmädchen führte mich ins Wohnzimmer; auf einem Stuhl lag ein Wischlappen, und gegen den Mitteltisch lehnte ein Besen. Die Sonnenstäubchen wirbelten in der Luft,. Ich bedauerte es, daß ich nicht lieber einen Brief geschrieben hatte, anstatt selbst zu kommen, und genoß doch dankbar den schönen Tag. Fräulein Haldin kam, in einem einfachen schwarzen Kleid, mit leichten Schritten aus dem Zimmer ihrer Mutter, ein Lächeln ungewisser Erwartung auf den Lippen.

Ich zog die Zeitung aus der Tasche. Ich hätte nie gedacht, daß eine Nummer des »Standard« eine Wirkung hervorrufen könnte wie das Haupt der Medusa. In einem Augenblick wurde ihr ganzes Gesicht steinern – ihre Augen – ihre Glieder. Das gräßlichste dabei war, daß sie bei aller Erstarrung doch lebendig blieb. Man merkte deutlich, wie ihr Herz

pochte. Ich hoffe, daß sie mir die Verzögerung verziehen hat, die durch meine plumpen vorbereitenden Worte bedingt wurde. Der Aufschub währte nicht lange; sie hätte ja auch nicht für länger als höchstens eine oder zwei Sekunden in solcher Reglosigkeit verharren können; dann hörte ich, wie sie Atem holte. Als ob der Schock ihre moralische Widerstandskraft gelähmt und die Festigkeit ihrer Muskeln gebrochen hätte, so schienen die Züge ihres Gesichtes zu verschwimmen. Sie war furchtbar verändert. Sie sah gealtert aus – zerstört. Doch nur einen Augenblick lang, dann sagte sie fest:

»Ich will es meiner Mutter sofort sagen.«

»Ist das rätlich, bei ihrem Zustand?« warf ich ein.

»Was kann schlimmer sein als der Zustand, in dem sie den letzten Monat über war. Wir haben darüber eine ganz andere Auffassung. Für uns ist nicht er der Verbrecher; glauben Sie aber nicht, daß ich ihn vor Ihnen verteidigen will.«

Sie ging auf die Tür des Schlafzimmers zu, kam aber nochmals zurück und flüsterte mir zu, ich sollte nicht früher weggehen, als bis sie wiedergekommen sei. Zwanzig endlose Minuten lang hörte ich keinen Laut. Schließlich trat Fräulein Haldin heraus und ging mit ihren raschen leichten Schritten durch das Zimmer. Bei dem Armstuhl angekommen, ließ sie sich schwer hineinfallen, als sei sie völlig erschöpft.

Frau Haldin, erzählte sie mir, habe keine Träne vergossen. Sie sei aufrecht im Bett gesessen, und ihre Reglosigkeit, ihr Schweigen, seien äußerst beunruhigend gewesen. Schließlich habe sie sich langsam zurücksinken lassen und ihrer Tochter zugewinkt, sie möchte gehen.

»Sie wird mich jeden Augenblick rufen«, fügte Fräulein Haldin hinzu, »ich habe ihr eine Glocke ans Bett gestellt.«

Ich gestehe, daß sich für meine aufrichtige, starke Sympathie doch kein richtiger Anhaltspunkt bot. Die Leser aus dem Westen, für die diese Geschichte geschrieben ist, werden verstehen, was ich meine. Mir fehlte, wenn ich so sagen darf, die Erfahrung. Der Tod ist ein unbarmherziger Räuber, und der Schmerz über einen unersetzlichen Verlust ist uns allen vertraut. Kein Leben ist so einsam, daß es gegen diese Erfahrung gefeit wäre. Der Schmerz aber, den ich den beiden Damen zugefügt, hatte grausame Begleiterscheinungen – Bomben und Galgen – eine grauenerregende russische Staffage, die keine rechte Basis für meine Sympathie bot.

Ich war Fräulein Haldin dankbar dafür, daß sie mich nicht durch irgendeinen heftigen Gefühlsausbruch in Verlegenheit setzte. Ich bewunderte sie um dieser unerhörten Selbstbeherrschung willen, wenn ich

darüber auch ein wenig erschrocken war. Es war die Ruhe einer furchtbaren Spannung. Wie, wenn plötzlich die Auslösung kam? Selbst die Türe von Frau Haldins Zimmer, hinter der die alte Mutter allein sich befand, erweckte furchtbare Vorstellungen.

Natalie Haldin murmelte traurig:

»Ich glaube, Sie fragen sich, was wohl meine Gefühle sein mögen?«

Das war im Grunde richtig. Ebendiese erstaunte Frage war es, die mich begriffsstutzigen Abendländer in meiner Sympathie verwirrte. Mir fiel beim besten Willen nichts ein als ein paar banale Trostworte, ein paar jener durchsichtigen Phrasen, in denen sich so recht unsere Ohnmacht vor fremdem Schmerz zeigt. Ich murmelte etwas der Art, daß das Leben für die Jungen immer noch Hoffnungen und Belohnung berge. Auch Pflichten – doch war ich ganz gewiß, daß ich sie daran nicht zu erinnern brauchte.

Sie hielt ihr Taschentuch in der Hand und zerrte nervös daran. »Ich vergesse sicher meine Mutter nicht«, sagte sie. »Wir waren immer drei, solange ich denken kann. Nun sind wir zu zweit – zwei Frauen. Sie ist nicht sehr alt, sie kann noch recht lange leben. Worauf sollen wir unsere Zukunft aufbauen, auf welcher Hoffnung oder welchem Trost?«

»Sie müssen weiter schauen«, sagte ich entschlossen, aus der Überzeugung heraus, daß dies der Ton war, den man diesem Ausnahmegeschöpf gegenüber anschlagen mußte. Sie sah mich einen Augenblick lang unverwandt an, und dann strömten die Tränen, die sie niedergehalten hatte, ungehemmt hervor. Sie sprang auf, trat in die Fensternische und wandte mir den Rücken zu.

Ich ging fort, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, mich ihr zu nähern. Am nächsten Tag erfuhr ich an der Tür, daß es Frau Haldin besser ging. Das ältliche Dienstmädchen teilte mir mit, daß eine Menge Leute – Russen – vorgesprochen hätten, daß aber Fräulein Haldin niemand empfangen habe. Zwei Wochen später, als ich wie gewöhnlich Nachfrage hielt, wurde ich hereingebeten und fand Frau Haldin auf ihrem gewöhnlichen Platz beim Fenster sitzen.

Auf den ersten Blick hätte man glauben können, daß nichts verändert sei. Ich erblickte über das Zimmer weg das vertraute Profil, etwas scharf geworden und von einer tiefen Blässe überzogen, wie man sie bei einer Kranken erwarten möchte. Keine Krankheit aber hätte die Veränderung in ihren schwarzen Augen hervorrufen können, die nicht mehr in freundlicher Ironie lächelten. Sie hob den Blick, als sie mir die Hand gab. Ich bemerkte, daß die drei Wochen alte Nummer des »Standard« zusammengefaltet obenauf auf einem Stoß von Briefschaften aus Rußland lag,

auf einem kleinen Tisch neben dem Lehnstuhl. Frau Haldins Stimme war erschreckend schwach und farblos. Ihr erstes Wort an mich war eine Frage.

»War noch irgend etwas darüber in Ihren Zeitungen?«

Ich ließ ihre lange, abgemagerte Hand los, schüttelte verneinend den Kopf und setzte mich nieder.

»Die englische Presse ist wunderbar. Ihr kann nichts verborgen bleiben, und die ganze Welt muß es erfahren. Nur unsere russischen Nachrichten sind nicht immer leicht zu verstehen. Nicht immer leicht … Aber englische Mütter schauen ja auch nicht nach solchen Nachrichten aus … «

Sie legte die Hand auf die Zeitung und zog sie wieder weg. Ich sagte:

»Auch wir hatten tragische Perioden in unserer Geschichte.«

»Vor längerer Zeit, vor sehr langer Zeit.«

»Ja.«

»Es gibt Nationen, die mit dem Schicksal einen Handel geschlossen haben«, sagte Fräulein Haldin, die zu uns getreten war. »Wir brauchen Sie nicht zu beneiden.«

»Warum diese Verachtung?« fragte ich freundlich. »Mag sein, daß unser Handel nicht sehr ruhmvoll war. Die Zugeständnisse aber, die Männer und Nationen vom Schicksal erwirken, werden durch den Preis geheiligt, der dafür zu zahlen ist.«

Frau Haldin wandte den Kopf und sah eine Weile zum Fenster hinaus, mit diesem neuen, düsteren, erloschenen Blick ihrer eingesunkenen Augen, der eine so ganz andere Frau aus ihr machte.

»Dieser Engländer, dieser Korrespondent«, fragte sie mich plötzlich, »halten Sie es für möglich, daß er meinen Sohn gekannt hat?«

Auf diese befremdliche Frage konnte ich ihr nur antworten, daß es natürlich möglich sei. Sie merkte mir die Überraschung an.

»Wenn man wüßte, was es für ein Mensch wäre, könnte man ihm vielleicht schreiben.«

»Mutter glaubt«, erklärte Fräulein Haldin, die zwischen uns stand, eine Hand auf die Lehne des Stuhles gestützt, »daß mein armer Bruder vielleicht nicht versuchte, sich zu retten.«

Ich sah in einiger Bestürzung zu Fräulein Haldin auf, doch sie blickte ruhig auf ihre Mutter hinunter, die eben fortfuhr.

»Wir kennen nicht die Adresse irgendeines seiner Freunde. Eigentlich wissen wir überhaupt nichts von seinen Petersburger Kameraden. Er hatte eine ganze Reihe junger Freunde, sprach aber niemals viel von ihnen. Man konnte nur erraten, daß sie sich als seine Schüler fühlten und

ihn abgöttisch verehrten. Aber er war so bescheiden. Man sollte doch glauben, daß bei so viel Ergebenen … «

Wieder wendete sie den Kopf ab und sah auf den Boulevard des Philosophes hinaus, der sich dürr und staubig hinzog und auf dem im Augenblick weiter nichts zu sehen war als zwei Hunde, ein kleines Mädchen in einer Umhangschürze, das auf einem Bein tanzte, und, ganz weit weg, ein radfahrender Arbeiter.

»Sogar unter den Aposteln Christi fand sich ein Judas«, flüsterte sie wie für sich, doch in der augenscheinlichen Absicht, von mir gehört zu werden.

Die russischen Besucher sammelten sich unterdessen in kleinen Gruppen und unterhielten sich untereinander in leisem Flüsterton und mit kurzen Seitenblicken auf uns. Es war ein scharfer Gegensatz zu der sonstigen lauten Fröhlichkeit dieser Zusammenkünfte. Fräulein Haldin begleitete mich in das Vorzimmer.

»Es werden noch mehr kommen«, sagte sie, »wir können ihnen nicht die Türe vor der Nase zumachen.«

Während ich meinen Überrock anzog, begann sie von ihrer Mutter zu sprechen. Die arme Frau Haldin sehnte sich nach genaueren Nachrichten. Sie wollte immer mehr über ihren unglücklichen Sohn hören. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn dem großen Schweigen zu überantworten, das ihn umfangen hielt. Sie beharrte darauf, seinen Spuren dahin zu folgen, während all der langen Tage, die sie in stummer Unbeweglichkeit angesichts des leeren Boulevard des Philosophes zubrachte. Sie konnte es nicht verstehen, warum er nicht geflohen war –, wie so viele andere Revolutionäre und Verschwörer es fertig gebracht hatten, in anderen Fällen dieser Art. Es war tatsächlich unverständlich, daß die Mittel der geheimen revolutionären Organisationen gerade in diesem einen Fall so unverzeihlich versagt haben sollten, wo es sich darum gehandelt hätte, ihren Sohn zu retten. Was sie aber in Wirklichkeit am härtesten packte, das war nichts anderes als der Gedanke, daß der Tod sie selbst übergangen und mit so grausamer Härte nach jenem jungen und teuren Menschen gelangt hatte.

Fräulein Haldin übergab mir mechanisch und mit zerstreutem Blick meinen Hut. Ich entnahm aus ihren Worten, daß die arme Frau von der düsteren Vorstellung verfolgt wurde, ihr Sohn sei umgekommen, weil er nicht gerettet sein wollte. Es war unmöglich, daß er an der Zukunft seines Landes verzweifelt sein konnte. Das war ausgeschlossen. War es möglich, daß seine Mutter und seine Schwester sich sein Vertrauen nicht zu verdienen gewußt hatten und daß sich nach Vollbringung der Tat, zu

der es ihn gedrängt, ein unerträglicher Zweifel über seine Seele gelegt und ein plötzliches Mißtrauen seinen Verstand verwirrt hatte?

Ich war über diese ganz eigenartige Auffassung sehr bestürzt.

»Das Leben von uns dreien war so … « Dabei verschränkte Fräulein Haldin die Finger ihrer beiden Hände, trennte sie dann wieder langsam und sah mir starr ins Gesicht.

»Das ist es nun, was meine arme Mutter gefunden hat, um sich und mich durch alle die kommenden Jahre zu quälen«, fügte das merkwürdige Mädchen hinzu. In diesem Augenblick, unter dem doppelten Eindruck von Leidenschaft und Stoizismus, ging mir das volle Verständnis für ihren unbeschreiblichen Reiz auf. Ich versuchte mir auszumalen, wie sich wohl ihr Leben gestalten müßte an der Seite von Frau Haldin, die in furchtbarer Starrheit nur dieser einen fixen Idee lebte. Mein Mitgefühl blieb aber stumm, da ich ihre Gefühle ja so gar nicht kannte. Ein Unterschied in der Nationalität ist ein furchtbares Hindernis für uns komplizierte Menschen aus dem Westen. Fräulein Haldin war aber wohl zu einfach, um meine Verwirrung auch nur zu ahnen. Sie schien gar keine Äußerung von mir zu erwarten, fuhr aber, als hätte sie mir die Gedanken vom Gesicht gelesen, mutig fort:

»Im ersten Augenblick war meine arme Mutter wie betäubt; dann aber begann sie zu denken und wird jetzt weiter grübeln und·grübeln über diesen einen unglücklichen Punkt. Sie sehen selbst, wie hart das ist … «

Nie in meinem Leben war es mir tieferer Ernst mit einem Gefühl, als da ich ihr nun zustimmte, daß es unsagbar traurig werden würde. Sie holte angstvoll Atem.

»Aber alle die merkwürdigen Umstände, die die englische Zeitung nennt«, rief sie plötzlich aus. »Was soll das alles nur heißen? Ich denke mir, daß sie wahr sind. Und ist es denn nicht entsetzlich, daß mein armer Bruder verhaftet worden sein soll, während er ganz allein durch die Straßen irrte, in der Nacht, wie verzweifelt … «

Wir standen so nahe nebeneinander in dem dunklen Vorzimmer, daß ich sehen konnte, wie sie sich auf die Lippen biß, um ihr tränenloses Schluchzen zurückzuhalten. Nach einer kurzen Pause sagte sie:

»Ich legte meiner Mutter nahe, daß er vielleicht von einem falschen Freund oder einfach von irgendeinem Schuft verraten worden sein könnte. Vielleicht wird es ihr leichter, das zu glauben.«

Nun verstand ich, was die arme Frau von einem Judas geflüstert hatte.

»Es mag ihr leichter fallen«, gab ich zu und bewunderte im stillen die Denkschärfe und Feinfühligkeit des Mädchens. Sie nahm das Leben, wie es sich für sie aus den politischen Zuständen ihres Landes ergab. Sie

nahm Stellung zu grausamen Wirklichkeiten, nicht zu krankhaften Ausgeburten ihrer eigenen Phantasie. Ich konnte ein Gefühl der Hochachtung nicht unterdrücken, als sie schlicht hinzufügte:

»Man sagt, daß die Zeit jede Bitterkeit mildern kann. Ich kann aber nicht glauben, daß sie über die Reue irgendeine Macht hat. Es ist besser für Mutter, zu glauben, daß irgendein Mensch an Viktors Tod Schuld trägt, als daß sie eine Schwäche ihres Sohnes vermuten oder sich selbst einer Unzulänglichkeit bezichtigen sollte.«

»Aber Sie, Sie selbst glauben doch nicht … «, begann ich.

Sie preßte die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. Sie hegte keine üblen Gedanken gegen irgend jemand, versicherte sie – und vielleicht war nichts von allem, was geschehen war, unnötig. Nach diesen leise gesprochenen Worten, die geheimnisvoll durch das Halbdunkel des Zimmers klangen, verabschiedeten wir uns mit einem vielsagenden, warmen Händedruck. Der Griff ihrer starken, festen Hand erweckte den Eindruck einer wunderbaren Freimütigkeit, wirkte im besten Sinn männlich. Ich weiß nicht, warum sie für mich irgendwelche freundschaftlichen Gefühle hätte haben sollen. Vielleicht glaubte sie, ich verstünde sie weit besser, als ich es tatsächlich imstande war. Selbst ihre klarsten Aussprüche schienen mir immer einen rätselhaften Doppelsinn zu haben, der irgendwie über meinen Horizont hinausging. Ich habe mich mit der Vermutung abgefunden, daß sie meine Aufmerksamkeit und mein Schweigen schätzte. Sie konnte selbst sehen, daß die Aufmerksamkeit echt war, und schloß den Gedanken aus, daß das Schweigen in Kälte seinen Grund haben könnte. Das schien sie zu befriedigen, und es muß bemerkt werden, daß sie, wenn sie sich mir anvertraute, es augenscheinlich nicht in der Erwartung tat, einen Rat zu erhalten, um den sie auch tatsächlich nie bat.

Kapitel 2

Bald darauf wurde unser täglicher Verkehr für ungefähr zwei Wochen unterbrochen. Ich mußte Genf unerwartet verlassen. Nach meiner Rückkehr sprach ich unverweilt am Boulevard des Philosophes vor.

Es erfüllte mich mit einigem Ärger, daß ich durch die offene Tür des Wohnzimmers den gemessenen, salbungsvollen Baß eines Besuchers hörte.

Frau Haldins Stuhl beim Fenster stand leer. Vom Sofa her grüßte mich Natalie Haldin mit einem Blick ihrer wunderbaren grauen Augen und mit der leisen Andeutung eines Willkommlächelns, machte aber keine Bewegung. Ihre kräftigen weißen Hände lagen gefaltet im Schoße ihres Trauerkleides, und sie war einem Manne zugewendet, von dem ich nur den starken Rücken sah, der gut zu der tiefen Stimme paßte. Er wandte den Kopf scharf über die Schulter, doch nur für einen Augenblick.

»Ah, Ihr englischer Freund. Ich weiß, ich weiß; das macht nichts.«

Er trug schwarze Augengläser, und neben seinem Stuhl stand ein Zylinderhut auf dem Boden. Mit einer leichten Bewegung seiner großen weichen Hand fuhr er in seinem Sermon fort, aber etwas rascher.

»Ich bin nie an dem Glauben irre geworden, den ich hatte, während ich noch durch die Wälder und Sümpfe Sibiriens wanderte. Er hat mich damals aufrecht erhalten – und hält mich heute aufrecht. Die Großmächte Europas müssen verschwinden –, und der Grund ihres Zusammenbruches wird sehr einfach sein. Sie werden sich in dem Kampfe gegen ihr Proletariat erschöpfen. In Rußland ist es anders. In Rußland haben wir keine Klassen, die sich untereinander bekämpfen und von denen die eine den materiellen Besitz in der Hand hat, während die andere durch die Masse wirkt. Wir haben nur eine korrupte Bürokratie, die dem Volke gegenübersteht, das groß ist und unverderbbar wie der Ozean. Nein, wir haben keine Klassen, aber wir haben die russische Frau, die wunderbare russische Frau. Ich erhalte ganz bemerkenswerte Briefe von Frauen, so erhaben im Ton, so mutig und von einem so edlen Diensteifer durchglüht. Unsere stärksten Hoffnungen ruhen auf der Frau. Ich erkenne ihren Wissensdurst an; er ist bewundernswert. Sehen Sie selbst, wie sie

aufsaugen, wie sie sich alles zu eigen machen. Es ist wunderbar. Doch was ist Wissen? … Ich denke, daß Sie kein bestimmtes Studium ergriffen haben – Medizin zum Beispiel. Nein? Das ist recht. Hätten Sie mich nach Ihrer Ankunft hier mit einer Bitte um Rat beehrt, so hätte auch ich mich durchaus gegen ein solches Studium ausgesprochen. Jedes Spezialwissen ist nur Schlacke.«

Er hatte eines dieser bärtigen russischen Gesichter, ohne bestimmte Form, ein Durcheinander von Haut und Haaren, ohne einen einzigen, ausgesprochenen Zug. Da seine Augen hinter den dunklen Gläsern verborgen waren, so wirkte seine Miene auffallend ausdruckslos. Ich kannte ihn vom Sehen. Er war ein berühmter russischer Flüchtling. Ganz Genf kannte seine stämmige Gestalt in dem schwarzen Rock. Eine Zeitlang hallte Europa wider von seiner Geschichte, die er selbst geschrieben hatte und die in sieben oder noch mehr Sprachen übersetzt worden war. In seiner Jugend hatte er ein müßiges, zerfahrenes Leben geführt. Dann starb eine junge Dame der Gesellschaft, die er heiraten wollte, ganz plötzlich, und daraufhin kehrte er der eleganten Welt den Rücken, wendete sich aus einer Art Reue heraus der revolutionären Bewegung zu, und nachher sorgte die Autokratie seines Landes schon dafür, daß ihm die übelsten Dinge widerfuhren. Er wurde in Festungen eingekerkert, zu drei Vierteln tot geprügelt und zur Zwangsarbeit in Minen, in Gesellschaft gemeiner Verbrecher, verurteilt. Was seinem Buch aber am allermeisten zu Erfolg verhalf, das war die Kette.

Ich erinnere mich jetzt nicht mehr genau an das Gewicht und die Länge der Fesseln, die ihm auf Regierungsbefehl angeschmiedet wurden. – Die Zahl der Pfunde und die Stärke der Kettenglieder bildeten aber ein furchtbares Zeugnis für die göttliche Berechtigung der Selbstherrschaft. Furchtbar und doch auch lächerlich, denn dieser große Mann brachte es fertig, das einfache Regierungswerkzeug mit sich durch die Wälder zu schleppen. Das aufreizende Klirren dieser Fesseln tönt durch alle die Kapitel, die seine Flucht beschreiben, und war ein Gegenstand der Verwunderung für zwei Erdteile. Es hatte damit begonnen, daß er sich mit Erfolg vor seiner Wache in einer Uferhöhle verbarg. Es war Abend; mit unsäglicher Mühe gelang es ihm, einen Fuß frei zu machen. Darüber brach die Nacht herein. Er war eben dabei, den anderen Fuß freizubekommen, als ihm ein furchtbares Unglück zustieß: seine Feile fiel ihm aus der Hand.

Ein mystischer Schimmer liegt über diesen genauen Daten, und die Feile hatte ihre pathetische Geschichte. Sie wurde ihm ganz unerwartet eines Abends von einem stillen, bleichen Mädchen gegeben. Das arme Geschöpf war in die Minen herausgekommen, um einem seiner

Mitgefangenen Gesellschaft zu leisten, einem zarten jungen Menschen, mit breiten Backenknochen und großen starren Augen, gewesenem Mechaniker und Sozialdemokraten. Sie hatte sich mühselig durch halb Rußland und fast ganz Sibirien durchgekämpft, um ihm nahe zu sein und, wie es scheint, in der Hoffnung, ihm zur Flucht zu verhelfen. Doch sie kam zu spät. Ihr Geliebter war eine Woche vorher gestorben. Durch diese, wie er es nennt, »dunkle Episode in der Geschichte der ideellen Entwicklung Rußlands« kam die Feile in seine Hände und erweckte in ihm den brennenden Entschluß, seine Freiheit wiederzugewinnen. Als ihm das Werkzeug aus den Fingern gefallen war, schien es, als habe die Erde es verschluckt. Es wollte und wollte ihm nicht gelingen, es im Dunkeln mit der Hand wieder zu fassen. Er suchte systematisch danach, in dem losen Erdreich, im Schlamm, im Wasser; inzwischen verging die Nacht, die kostbare Nacht, auf die er gerechnet hatte, um in die Wälder entkommen zu können, was die einzige Möglichkeit einer Flucht war. Einen Augenblick lang war er aus Verzweiflung versucht, alles aufzugeben. Doch dann rief er sich das ruhige, traurige Gesicht des heldenhaften Mädchens zurück und fühlte sich tief beschämt über seine Schwäche. Sie hatte ihn für die Gabe der Freiheit ausersehen, und er mußte sich der Gunst würdig erweisen, die ihre weibliche, unbezwingbare Seele ihm zugewendet hatte. Ihre Zuversicht mußte ihm heilig sein. Versagte er, so wäre das eine Art Verrat an der Weihe der Selbstaufopferung und der Liebe des Weibes gewesen.

Ganze Seiten seines Buches sind mit einer Selbstanalyse angefüllt, aus der, wie eine weiße Erscheinung auf dunkler aufgeregter See, die Überzeugung von der geistigen Überlegenheit der Frau hervorging – sein neuer Glaube, den er seither in vielen Bänden bekannte. Die ersten Anfänge und der große Akt der Bekehrung selbst fallen in die Zeit, in der er in den endlosen Wäldern der Ochotskprovinz ein wildes Leben führte, das lose Ende der Kette um die Hüften geschlungen und mit einem von seinem Sträflingsgewand losgerissenen Streifen festgebunden; andere Streifen hielten die Kette an seinem linken Bein fest, um das Klirren zu dämpfen und das Hängenbleiben der Glieder im Buschwerk zu verhüten. Er verwilderte vollständig und entwickelte ungeahnte Instinkte für die tausend Kniffe eines vogelfreien Daseins. Er lernte es, in Dörfer zu kriechen, ohne seine Anwesenheit durch mehr als höchstens ein schwaches Klirren zu verraten. Er brach in Nebengebäude ein, mit einer Axt, die er in einem Holzmacherlager entlehnt hatte. In den wüsten Landstrichen lebte er von wilden Beeren und suchte nach Honig. Nach und nach fielen ihm die Kleider vom Leibe. Da und dort tauchte seine nackte,

lohfarbene Gestalt in den Büschen auf; Wolken von Moskitos umschwärmten den zottigen Kopf, und die Schauermär davon verbreitete sich über ganze Distrikte. Im Laufe der Tage kam die richtige Raubtiernatur in ihm zum Durchbruch, und er freute sich darüber, denn nur davon konnte er Rettung erhoffen. Es war, als stünden bei dem ganzen Unternehmen zwei menschliche Wesen unlösbar verbunden nebeneinander: der zivilisierte Mensch, der enthusiastische Vorkämpfer hoher menschlicher Ideale, mit dem unstillbaren Verlangen nach dem Triumph der Nächstenliebe und der politischen Freiheit, und der verschlagene, urzeitliche Wilde, der erbarmungslos und mit allen Mitteln von Tag zu Tag für seine Freiheit kämpfte wie ein gehetztes Raubtier.

Dieses Raubtier schlug aus Instinkt den Weg nach Westen, zur Küste des Stillen Ozeans ein, und das zivilisierte Wesen in ihm verfolgte in ehrfürchtiger und ängstlicher Abhängigkeit die gemachten Fortschritte. In allen diesen Wochen konnte er sich nie entschließen, das Mitleid der Menschen anzurufen. Bei dem stets kampfbereiten, urzeitlichen Wilden mochte diese Scheu natürlich sein, doch auch in dem anderen, zivilisierten Geschöpf, dem Denker, dem entsprungenen »Politischen«, hatte sich eine absurde Form von krankhaftem Pessimismus ausgebildet, eine Art vorübergehenden Irrsinns, die vielleicht in den körperlichen Beschwerden ihren Grund haben mochte, die ihm die Kette verursachte. Diese Fesseln, glaubte er, mußten ihn dem Rest der Menschheit widerwärtig machen. Ihr Träger mußte gebrandmarkt erscheinen. Niemand konnte auch nur die Spur von Mitleid empfinden bei dem abstoßenden Anblick eines Menschen, der eine zerbrochene Kette auf seiner Flucht mitschleppte. Diese Fesseln beeinflußten seine Einbildungskraft in einer ganz bestimmten, eindeutigen Richtung. Es schien ihm unmöglich, daß irgend jemand sollte der Versuchung widerstehen können, das lose Ende an einen Ring in der Mauer anzuschließen und zur nächsten Polizeistation zu laufen. Während er in Erdlöchern herumkroch oder sich im Dickicht verbarg, versuchte er in den Gesichtern ahnungsloser, freier Ansiedler zu lesen, die an den Lichtungen arbeiteten oder auf den Wegen wenige Handbreit vor ihm vorbeigingen. Er hatte das Gefühl, daß er keinen Menschen auf der Welt vor die Versuchung stellen dürfe, die die Kette bedeutet hätte.

Eines Tages aber kam er in die Nähe einer einsamen Frau. Es war auf einer offenen, mit rauhem Gras bestandenen Halde vor dem Wald. Sie saß am Ufer eines schmalen Flusses, hatte ein rotes Taschentuch um den Kopf gebunden, und ein kleines Körbchen lag neben ihr auf dem Boden. Ein wenig weiter weg sah man ein paar Blockhäuser und ein Wasserrad

unter dem Stauweiher, der von schattigen Birken umstanden war und im Dämmerlicht wie ein Spiegel glänzte. Er schlich sich lautlos näher, einen dicken Knüppel in der Hand, die Axt in seinen eisernen Gürtel gesteckt. Laub und Zweige hingen in seinem verwirrten Haar und seinem Bart. Um die Lenden flatterten zerlumpte Fetzen, die er um die Kette gewickelt hatte. Ein leichtes Klirren der Fesseln ließ die Frau umschauen. Die wilde Erscheinung erschreckte sie zu sehr, als daß sie hätte aufspringen oder auch nur schreien können, doch war sie auch zu starkherzig, um einfach in Ohnmacht zu fallen … Da sie nicht anders dachte, als er würde sie auf dem Fleck umbringen, so bedeckte sie die Augen mit den Händen, um die niedersausende Axt nicht sehen zu müssen. Als sie endlich den Mut fand, wieder aufzublicken, sah sie den zottigen wilden Mann zwei Schritte von ihr weg am Ufer sitzen. Seine dünnen sehnigen Arme hielten die nackten Beine umklammert. Der lange Bart bedeckte die Knie, auf die er sein Kinn stützte. Diese ganz zusammengekrümmten Glieder, die bloßen Schultern, der wilde Kopf mit den roten stieren Augen zitterten und bebten heftig, während das vertierte Geschöpf sich anstrengte, zu sprechen. Es war sechs Wochen her, seit er den Klang seiner eigenen Stimme gehört hatte. Es schien, als habe er die Sprache verloren. Er war zum stumpfen, verzweifelten Tier geworden, bis die Frau plötzlich und ganz unerwartet einen Schrei tiefsten Mitleids ausstieß. Mit dem Scharfblick weiblichen Mitgefühls hatte sie das namenlose Elend des Mannes unter der entsetzlichen Maske des Ungeheuers erkannt; das gab ihn der Menschheit wieder. Mit unwiderstehlicher Beredsamkeit hat er diesen einen Punkt in seinem Buch herausgearbeitet. Schließlich weinte sie über ihn heilige, erlösende Tränen, während auch er weinte, doch aus Freude, wie ein bekehrter Sünder. Sie wies ihn an, sich in den Büschen zu verbergen und geduldig zu warten (eine Polizeipatrouille wurde in der Ansiedlung erwartet). Dann ging sie den Häusern zu und versprach, nachts wiederzukommen.

Die Vorsehung schien es so eingerichtet zu haben, daß sie das jung verheiratete Weib des Dorfschmiedes war; also überredete die Frau ihren Mann, mit ihr hinauszugehen und ein paar seiner Werkzeuge, einen Hammer, einen Meißel und einen kleinen Amboß mitzunehmen …

»Meine Fesseln«, sagt das Buch, »wurden an den Ufern des Stromes gesprengt, im Sternenlicht einer klaren Nacht, von einem riesenhaften, schweigsamen jungen Mann aus dem Volke, der zu meinen Füßen kniete, während die Frau, wie ein befreiender Genius, mit gefalteten Händen dabeistand.« Ganz offensichtlich eine symbolische Gruppe. Zugleich halfen sie seiner wiedergewonnenen Menschlichkeit mit ein paar

anständigen Kleidungsstücken auf und gaben ihm neuen Mut mit der Eröffnung, daß die Küste des Stillen Ozeans nur ganz wenige Meilen entfernt sei. Man konnte sie tatsächlich von der Spitze des nächsten Hügels aus sehen …

Das Ende seiner Flucht bietet keine Anhaltspunkte mehr für mystische Ausschmückungen oder symbolische Deutungen. Er kam schließlich nach dem Westen zurück, auf dem ganz gewöhnlichen Wege durch den Suezkanal. Als er die Küste von Südeuropa erreicht hatte, setzte er sich nieder und schrieb seine Autobiographie. Es war der große literarische Erfolg des Jahres. Diesem Buch folgten andere, die alle in der ausdrücklichen Absicht geschrieben waren, die Menschheit zu erziehen. In diesen Werken predigte er ganz allgemein den Kult der Frau. Er für seine Person übte ihn in Form einer ganz besonderen Verehrung für die transzendentalen Verdienste einer gewissen Madame de S. Diese Dame war im Denken, doch leider auch in gleicher Weise an Jahren fortgeschritten und war seinerzeit einmal die intrigante Gattin eines nun toten und vergessenen Diplomaten gewesen. Sie hatte (wie Voltaire und Madame de Staël) sich in den Schutz des republikanischen Genf begeben und erhob von da aus laut den Anspruch, für eine der Führerinnen der modernen Ideen- und Gefühlsrichtungen genommen zu werden. Wenn sie in ihrem großen Landauer durch die Straßen fuhr, so bot sie den gleichgültigen Eingeborenen und den gaffenden Touristen den Anblick einer langleibigen, jugendlichen Gestalt von priesterlicher Steifheit. Ein paar große, überglänzende Augen rollten ruhelos hinter dem kurzen schwarzen Spitzenschleier, der nur bis zu den lebhaft roten Lippen reichte und an eine Maske erinnerte. Gewöhnlich begleitete sie der »heldenhafte Flüchtling«. Dieser Beiname war ihm in einer Besprechung der englischen Ausgabe seines Buches verliehen worden. Der »heldenhafte Flüchtling« also, mit dem mächtigen Bart und den dunklen Augengläsern, saß nicht neben ihr, sondern ihr gegenüber auf dem Rücksitz, und wenn sie einander so ansahen, ganz allein in dem geräumigen Gefährt, hatte man den Eindruck einer bewußten, öffentlichen Schaustellung. Vielleicht war sie auch unbewußt. Die russische Einfalt reicht oft aus irgendeinem erhabenen Beweggrund bis hart an die Grenze des Zynismus. Es ist ja auch ein müßiges Beginnen, dem sophistisch verseuchten Europa das Verständnis für diese Handlungsweise erschließen zu wollen. Wenn man nur den tiefen Ernst betrachtete, der sich sogar bis auf das Gesicht des Kutschers und die Gangart der Galapferde erstreckte, so hätte man dem ganzen wunderlichen Aufzug eine gewisse mystische Bedeutung zuerkennen

mögen. Für die korrupte Frivolität eines westeuropäischen Verstandes wie des meinen schien er aber kaum noch anständig.

Wie immer dem auch sei, es steht einem namenlosen Sprachlehrer nicht zu, an einem heldenhaften Flüchtling von nationaler Berühmtheit Kritik zu üben. Ich wußte vom Hörensagen, daß er so recht das war, was man einen »G'schaftelhuber« nennt; er suchte seine Landsleute in Hotels und Privatwohnungen auf und beehrte sie zeitweilig auch, wie man mir sagte, in den öffentlichen Gärten mit seiner auszeichnenden Gesellschaft, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu bot.

Ich hatte den Eindruck, daß er mehrere Monate zuvor nach einem oder zwei Besuchen die Damen Haldin aufgegeben hatte – zweifellos mit Widerstreben, denn er war ganz gewiß kein Mann von raschen Entschlüssen. Vielleicht war es ja zu erwarten, daß er nun bei diesem furchtbaren Anlaß wieder auftauchte, als Russe und als Revolutionär, um das rechte Wort zu sprechen, um den wahren, vielleicht tröstlichen Ton zu finden. Es gefiel mir aber doch nicht, daß ich ihn da sitzen fand. Ich bin der festen Überzeugung, daß dabei keinerlei unangebrachte Eifersucht meiner Sonderstellung wegen im Spiel war. Ich leitete aus meiner stummen Freundschaft keinerlei Vorrechte ab. Der Unterschied im Alter und in der Nationalität entrückte mich gleichsam in eine andere Sphäre, und ich selbst sogar konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, daß ich ein stummes, hilfloses Gespenst sei, ein angsterfülltes und körperloses Wesen, das nur herumspuken konnte, ohne die Macht zu haben, auch nur mit einem Flüstern eine Warnung oder einen Rat zu erteilen. Da Fräulein Haldin mit ihrem sicheren Instinkt es unterlassen hatte, mich der stämmigen Berühmtheit vorzustellen, so hätte ich mich ruhig zurückgezogen und wäre später wieder zurückgekehrt, hätte ich nicht den merkwürdigen Ausdruck in ihren Augen wahrgenommen, den ich als eine Aufforderung zum Bleiben auffaßte, in der Absicht vielleicht, einen unwillkommenen Besuch abzukürzen.

Er nahm seinen Hut auf, doch nur, um ihm auf die Knie zu setzen.

»Wir werden uns wiedertreffen, Natalia Viktorowna. Heute habe ich Sie nur besucht, um Ihnen und Ihrer verehrten Mutter gegenüber Gefühlen Ausdruck zu geben, über deren Natur Sie nicht im Zweifel sein können. Es bedurfte keines Anspornes für mich, doch Eleanor – Madame de S. – selbst hat mich sozusagen hergeschickt. Sie bietet Ihnen die Hand fraulicher Freundschaft. Ganz unbedingt gibt es in der reichen Abstufung menschlicher Gefühle keine Freude und keinen Kummer, den diese Frau nicht verstehen könnte, läutern und vergeistigen durch ihre Teilnahme. Der junge Mann, der da kürzlich von St. Petersburg

angekommen ist und den ich schon erwähnte, steht bereits unter dem Bann ihrer Persönlichkeit.«

In diesem Augenblick stand Fräulein Haldin unvermittelt auf. Ich war froh. Er hatte augenscheinlich keine derartige Entschiedenheit erwartet, warf in der ersten Überraschung den Kopf zurück und schob in blanker Neugier die dunklen Augengläser hoch. Bald aber hatte er sich gefaßt und stand hastig auf.

»Wie kommt es nur, Natalia Viktorowna, daß Sie sich so lange von einem Kreis ferngehalten haben, in dem sich schließlich doch – mögen die bösen Zungen sagen, was sie wollen – die geistige Freiheit sammelt und der Ihnen die Möglichkeit bietet, sich neue Ideen für Ihre Zukunft zu formen? Im Falle Ihrer verehrten Mutter verstehe ich es ja einigermaßen. In ihrem Alter sind neue Ideen, neue Gesichter, vielleicht nicht … Aber Sie: War es Mißtrauen – oder Gleichgültigkeit? Sie müssen aus Ihrer Zurückhaltung heraustreten. Wir Russen haben kein Recht, gegeneinander zurückhaltend zu sein. In unseren Verhältnissen ist das fast ein Verbrechen gegen die Menschheit. Wir dürfen uns den Luxus geheimen Schmerzes nicht erlauben. In unseren Tagen bekämpft man den Teufel nicht mit Beten und Fasten. Und was ist Fasten denn schließlich anderes als Verhungern? Sie dürfen sich nicht aushungern, Natalia Viktorowna. Was wir brauchen, ist Stärke. Geistige Stärke, meine ich. Denn die andere Stärke haben wir ja, und wer könnte uns widerstehen, wenn wir Russen uns entschließen wollten, sie auszunützen? Der Begriff der Sünde hat sich in unseren Tagen verschoben und damit auch der Weg zum Heil für die reinen Seelen. Er führt nicht mehr durch Klöster, sondern durch die Welt … «

Unterirdische Klänge schienen unter dem Boden hervorzudringen, und man fühlte sich davon bis zu den Lippen umspült. Die Bemerkung, die Fräulein Haldin einwarf, schien die letzte Anstrengung eines Ertrinkenden, sich über Wasser zu halten. Sie sagte mit leichter Ungeduld im Ton:

»Aber Peter Iwanowitsch, ich denke nicht daran, mich in ein Kloster zurückzuziehen. Wer würde das Heil dort suchen?«

»Ich sprach bildlich«, säuselte er.

»Gut also, dann spreche ich auch bildlich. Aber Schmerz ist Schmerz, und Kummer ist Kummer, wie es immer war. Sie stellen ihre Ansprüche an die Menschen. Man muß ihnen so gut man kann entgegentreten. Ich weiß wohl, daß der Schlag, der uns so unerwartet getroffen hat, nur eine Episode ist in dem Geschick eines Volkes. Sie können versichert sein, daß ich das nicht vergesse. Doch gerade jetzt habe ich an meine Mutter

zu denken. Wie können Sie glauben, daß ich sie sich selbst überlasse … ?«

»Sie drücken sich etwas zu hart aus«, sagte er mit seiner mächtigen Stimme.

Fräulein Haldin wartete nicht, bis die Schwingungen erstorben waren:

» … und herumlaufe, um einer Reihe von fremden Leuten Besuche zu machen. Der Gedanke ist mir widerwärtig. Und ich kann mir nicht vorstellen, was Sie sonst meinen könnten.«

Er türmte sich vor ihr auf, ungeheuer und doch demütig, mit dem nach Sträflingsart kurzgeschnittenen Haar; und sein großer roter Kopf erweckte in mir die Vorstellung eines wüsten Schädels mit wirren Haarsträhnen, der durch geteilte Büsche spähte, die Vorstellung von nackten, lederfarbenen Gliedern, die sich hinter dem Laubdickicht unter Schwärmen von Fliegen und Moskitos regten. Es war ein unwillkürlicher Tribut an die Wucht seiner Schreibweise. Niemand konnte daran zweifeln, daß er die sibirischen Wälder durchwandert hatte, nackt und mit einer Kette gegürtet. Der Rock aus feinem schwarzem Tuch gab seiner Persönlichkeit etwas Würdiges und Ergebenes, das an einen Missionar erinnerte.

»Wissen Sie, was ich will, Natalia Viktorowna?« sprach er feierlich. »Ich will, daß Sie eine Fanatikerin werden.«

»Eine Fanatikerin?«

Seine Stimme wurde noch um einen Ton tiefer. Einen Augenblick lang erhob er einen dicken Arm, der andere hing schlaff an der Seite herab, mit dem gebrechlichen Glanzhut am Ende.

»Ich will Ihnen nun etwas sagen, was ich Sie ernsthaft zu überlegen bitte. Hören Sie: wir brauchen eine Macht, die Himmel und Erde in Bewegung setzt – nichts weniger als das.«

Der tiefe unterirdische Klang dieses »nichts weniger als das« durchzitterte die Luft, als ob der Wind in den Pfeifen einer Orgel heulte.

»Und werden wir diese Macht im Salon von Madame de S. finden? Verzeihen Sie, Peter Iwanowitsch, wenn ich mir erlaube, daran zu zweifeln. Kommt diese Dame nicht aus der Großen Welt? Ist sie nicht eine Aristokratin?«

»Vorurteil«, schrie er. »Sie setzen mich in Erstaunen. Und gesetzt den Fall, sie wäre alles das – sie ist auch ein Weib von Fleisch und Blut. In jedem von uns gibt es ein Gegengewicht gegen das Geistige. Daraus aber einen Vorwurf zu schmieden, ist etwas, was ich von Ihnen nicht erwartet hätte. Nein! Das hätte ich nicht erwartet. Man möchte glauben, daß Sie irgendeinem böswilligen Geschwätz Ihr Ohr geschenkt haben.«

»Ich habe keinen Klatsch gehört, versichere ich Ihnen. Wie wäre das auch möglich gewesen, in unserer Provinz. Doch die Welt spricht von ihr. Was kann es Gemeinsames geben zwischen einer Frau dieser Art und einem unbedeutenden Landmädchen wie mir?«

»In ihr betätigt sich unablässig ein edler und einziger Geist«, fiel er ein. »Ihr Charme – nein – ich will nicht von ihrem Charme sprechen, genug, daß jeder, der ihr in die Nähe kommt, unter ihren Bann gerät … Widersprüche verschwinden, jeder Druck läßt nach … Wenn ich mich nicht irre – aber ich irre mich nie in geistigen Fragen –, so haben Sie einen seelischen Druck, Natalia Viktorowna.«

Fräulein Haldins klare graue Augen blickten fest in sein weiches großes Gesicht. Ich hatte plötzlich den Eindruck, daß er hinter seinen dunklen Augengläsern so unverschämt sein konnte, wie er nur wollte.

»Neulich abends erst, als ich mit unserem letzten interessanten Ankömmling aus St. Petersburg vom Château Borel nach der Stadt zurückging, konnte ich den stark beruhigenden – ich möchte sagen, versöhnenden Einfluß beobachten … Den ganzen weiten Weg am See entlang schwieg er, wie ein Mann, dem man den Weg zum Frieden gewiesen hat. Ich konnte fühlen, wie es in seiner Seele gärte. Sie verstehen mich. Er hörte mich geduldig an. Ich war an jenem Abend begeistert von dem starken Genius Eleanors – von Madame de S., meine ich. Es war Vollmond, und ich konnte sein Gesicht beobachten. Ich bin nicht zu täuschen.«

Fräulein Haldin sah zu Boden und schien zu zögern.

»Nun gut, ich werde daran denken, was Sie gesagt haben, Peter Iwanowitsch, und will versuchen, bei Ihnen vorzusprechen, sobald ich mit gutem Gewissen Mutter auf eine oder zwei Stunden allein lassen kann.«

So kalt diese Worte auch gesagt wurden, so war ich durch das Zugeständnis doch überrascht. Er ergriff ihre rechte Hand mit solchem Eifer, daß ich nicht anders dachte, als er würde sie an seine Lippen oder an seine Brust drücken. Doch er hielt sie nur bei den Fingerspitzen in seiner großen Pranke und schüttelte sie leise, während er die letzte Breitseite von Worten von sich gab.

»Das ist recht, das ist recht. Noch habe ich nicht Ihr volles Vertrauen errungen, Natalia Viktorowna, doch das wird kommen. Alles zu seiner Zeit. Die Schwester von Viktor Haldin kann nicht ohne Bedeutung sein … das ist einfach unmöglich. Und keine Frau kann auf der Galerie sitzen bleiben. Blumen, Tränen, Applaus – die haben ihre Zeit gehabt; es waren mittelalterliche Begriffe. Die Arena selbst ist der Platz für die Frauen.«

Er gab mit einem leichten Schwung ihre Hand frei, als wollte er sie ihr zum Geschenk machen, und blieb dann still stehen, das Haupt leicht gebeugt, in würdiger Unterwerfung unter ihre Weiblichkeit.

»Die Arena! … Sie müssen in die Arena hinabsteigen, Natalia.«

Er trat einen Schritt zurück, neigte seinen mächtigen Körper und ging schnell hinaus. Die Tür schloß sich hinter ihm. Doch unmittelbar darauf hörte man den mächtigen Widerhall seiner Stimme, während er im Vorzimmer mit dem ältlichen Dienstmädchen sprach, das ihn hinausbegleitete. Ob er auch sie ermahnte, in die Arena hinabzusteigen, kann ich nicht sagen. Es hörte sich an wie eine Predigt, und das leichte Zuklappen der Außentür schnitt sie plötzlich ab.

Kapitel 3

Eine Zeitlang sahen wir uns schweigend an.

»Wissen Sie, wer er ist?«

Fräulein Haldin kam auf mich zu und richtete diese Frage auf englisch an mich.

Ich nahm die dargebotene Hand.

»Jedermann weiß das. Er ist ein revolutionärer Feminist, ein großer Schriftsteller, wenn Sie wollen, und, wie soll ich sagen, der – der – Stammgast in Madame de S.s mystisch-revolutionärem Salon.«

Fräulein Haldin strich sich mit der Hand über die Stirn.

»Sie müssen wissen, er war über eine Stunde bei mir, bevor Sie hereinkamen. Ich war so froh, daß Mutter sich niedergelegt hatte. Sie schläft oft ganze Nächte nicht und ruht dann manchmal mitten am Tag ein paar Stunden. Es ist offensichtlich Erschöpfung – und doch bin ich dankbar … wenn diese Pausen nicht wären … «

Sie sah mich an mit jenem Ausdruck rücksichtsloser Einsicht, der mich an ihr immer so verwirrte, und schüttelte den Kopf.

»Nein, sie würde nicht irrsinnig werden.«

»Mein liebes Fräulein«, rief ich abwehrend aus und war doppelt erschreckt, weil ich in meinem Innersten weit davon entfernt war, Frau Haldin für ganz normal zu halten.

»Sie wissen nicht, was für einen scharfen und durchdringenden Verstand meine Mutter hatte«, fuhr Natalie fort, mit der ruhigen, verständigen Einfachheit, die mir immer wie eine Art Heroismus vorkam.

»Ich bin sicher … «, murmelte ich.

»Ich verdunkelte Mutters Zimmer und kam hier heraus. Ich hatte es mir so lange gewünscht, ruhig nachdenken zu können.«

Sie unterbrach sich und fügte dann ohne irgendein Zeichen von Trauer hinzu: »Es ist sehr schwer.« Dabei sah sie mich seltsam starr an, als erwartete sie irgendeine Äußerung der Zustimmung oder Überraschung. Ich äußerte keines von beiden. Ich fühlte mich unwiderstehlich gedrängt, zu sagen:

»Der Besuch jenes Herrn hat es um nichts leichter gemacht, fürchte ich.«

Fräulein Haldin stand vor mir mit einem eigentümlichen Ausdruck in den Augen.

»Ich will nicht behaupten, daß ich Peter Iwanowitsch vollständig verstehe. Man muß irgendeine Führung haben, wenn man ihm auch nicht die Oberaufsicht über sein ganzes Leben in die Hand gibt, Ich bin ein unerfahrenes Mädchen, aber ich bin keine Sklavennatur. Davon haben wir in Rußland zu viele gehabt. Warum sollte ich nicht auf ihn hören? Es kann nicht schlimm sein, wenn man seine Gedanken leiten läßt. Aber ich will Ihnen gestehen, daß ich Peter Iwanowitsch gegenüber nicht ganz unbefangen bin. Ich weiß nicht recht, was mich im Augenblick hindert … «

Sie ging plötzlich von mir weg in eine entfernte Ecke des Zimmers. Sie öffnete rasch eine Schublade, schob sie wieder zu und kam mit einem Stück Papier in der Hand zurück. Es war dünn und mit engen Schriftzügen bedeckt. Augenscheinlich ein Brief.

»Ich wollte es Ihnen wörtlich vorlesen«, sagte sie. »Es ist einer der Briefe meines armen Bruders. Er zweifelte nie. Wie konnte er zweifeln? Sie sind ja nur eine kleine Handvoll Leute, die Unterdrücker, gegen den einmütigen Willen unseres Volkes.«

»Ihr Bruder glaubte daran, daß der Wille eines Volkes alles erreichen könne?«

»Es war seine Religion«, erklärte Fräulein Haldin.

Ich sah auf ihr ruhiges Gesicht und ihre belebten Augen.

»Natürlich muß der Wille geweckt werden, gesammelt und aufgestachelt«, fuhr sie fort. »Das ist die wahre Aufgabe richtiger Agitatoren. Man muß sein ganzes Leben daran setzen. Die Erniedrigung, die Knechtschaft, die absolutistischen Lügen müssen entwurzelt und fortgeschwemmt werden. Eine Reform ist unmöglich. Es gibt nichts zu reformieren. Wir haben keine Gesetze, keine Institutionen, wir haben nur eigenmächtige Entscheidungen; nur eine Handvoll grausame, vielleicht blinde Beamte stehen gegen ein Volk.«

Der Brief raschelte leise in ihrer Hand. Ich sah auf die bekritzelten Blätter herunter, deren Handschrift allein schon kabbalistisch schien, unverständlich für das westliche Europa.

»Wenn man es so darstellt«, gab ich zu, »so erscheint das Problem recht einfach. Ich fürchte aber, daß ich seine Lösung nicht erleben werde. Wenn Sie nach Rußland zurückgehen, dann weiß ich, daß ich Sie nie wiedersehen werde; und doch sage ich nochmals: Gehen Sie zurück!

Glauben Sie nicht, daß ich nur auf Ihre Erhaltung bedacht bin. Nein, ich weiß, daß eine Rückkehr Sie die persönliche Sicherheit kosten würde. Doch ich will Sie mir weit lieber dort in Gefahr vorstellen, als dem ausgesetzt, was hier vielleicht an Sie herantreten möchte.«

»Ich will Ihnen etwas sagen«, sagte Fräulein Haldin mit kurzer Überlegung. »Ich glaube, Sie hassen die Revolution. Sie halten sie nicht für anständig. Sie gehören einem Volke an, das einen Pakt mit dem Schicksal abgeschlossen hat und nun nicht dagegen verstoßen möchte. Wir aber haben keinen Pakt geschlossen. Es hat sich uns nie die Gelegenheit dazu geboten – so viel Freiheit für so viel bare Münze. Sie schrecken vor dem Gedanken zurück, daß irgend jemand, von dem Sie etwas halten, sich revolutionär betätigen könnte, als wäre das – wie soll ich sagen – etwas Unehrenhaftes.«

Ich senkte den Kopf.

»Sie haben ganz recht«, sagte ich. »Ich halte sehr viel von Ihnen.«

»Glauben Sie nicht, daß ich das nicht weiß«, fiel sie hastig ein. »Ihre Freundschaft war mir von höchstem Wert.«

»Ich habe wenig mehr getan, als zugesehen.«

Sie errötete ganz leicht unter den Augen.

»Es gibt eine Art zuzusehen, die wertvoll ist. Ich habe mich dadurch weniger einsam gefühlt. Es ist schwer zu erklären.«

»Wirklich? Nun, auch ich habe mich weniger einsam gefühlt. Und das ist leicht zu erklären. Aber ich will nicht weiter darüber sprechen. Nur eines möchte ich Ihnen noch sagen: in einer wirklichen Revolution – nicht einem einfachen Dynastiewechsel oder einer Reform der staatlichen Grundlagen –, in einer wirklichen Revolution kommen die besten Charaktere nicht obenauf. Eine heftige Revolution fällt zunächst einmal engsichtigen Fanatikern und tyrannischen Heuchlern in die Hände. Dann kommt die Reihe an alle die anspruchsvollen, intellektuellen Bankerotteure der Zeit. Das sind die Häupter und Führer. Sie werden bemerken, daß ich die einfachen Schurken nicht mitgenannt habe. – Die gründlichen und gerechten, die edlen, menschlichen und hingebungsvollen Naturen, die Selbstlosen und Intelligenten mögen eine Bewegung beginnen – sie gleitet ihnen aber aus der Hand. sie sind nicht die Führer einer Revolution –, sie sind ihre Opfer: Opfer des Abscheus, der Enttäuschung – oft der Reue. Schmählich verratene Hoffnungen, verzerrte Ideale, das ist die Definition revolutionären Erfolges. Bei jeder Revolution sind Herzen gebrochen an solchen Erfolgen. Doch genug davon. Ich will nur sagen, daß ich nicht wünsche, daß Sie ein Opfer werden möchten.«

»Selbst wenn ich alles glauben könnte, was Sie gesagt haben, so wollte ich doch immer noch nicht an mich selbst denken«, wehrte Fräulein Haldin ab. »Ich würde Freiheit aus jeder Hand nehmen, wie ein Hungriger nach einem Stück Brot greift. Der wahre Fortschritt muß nachher einsetzen, und dafür werden sich die rechten Leute finden lassen. Sie sind schon unter uns. Man trifft sie da und dort in ihrer Abgeschiedenheit und Namenlosigkeit, wie sie sich vorbereiten … «

Sie breitete den Brief aus, den sie die ganze Zeit über in der Hand gehalten hatte, wiederholte mit einem Blick darauf: »Ja! man trifft solche Leute«, und las dann laut die Worte vor: »Fleckenlose, hochgesinnte und einsame Existenzen.«

Sie faltete den Brief zusammen und erklärte, während ich sie fragend ansah:

»Das sind die Worte, in denen mein Bruder von einem jungen Mann spricht, den er in Petersburg kennengelernt hat. Ein vertrauter Freund, vermute ich. Es muß so sein. Sein Name ist der einzige, den mein Bruder in seiner ganzen Korrespondenz mit mir erwähnt. Durchaus der einzige, und – würden Sie es glauben – der Mann ist hier. Er kam kürzlich in Genf an.«

»Haben Sie ihn gesehen?« forschte ich. »Aber natürlich müssen Sie ihn gesehen haben.«

»Nein, nein, das habe ich nicht, ich wußte nicht, daß er hier ist. Peter Iwanowitsch selbst hat es mir gesagt. Sie haben es ja auch gehört, wie er einen neuen Ankömmling aus St. Petersburg erwähnte … Nun gut, das ist der Mann mit der ›fleckenlosen, hochgesinnten und einsamen Existenz‹. Meines Bruders Freund!«

»Politisch kompromittiert, vermute ich«, warf ich ein.

»Das weiß ich nicht. Ja, es muß wohl so sein. Wer weiß. Vielleicht war es ebendiese Freundschaft mit meinem Bruder … aber nein, das ist kaum möglich. Ich weiß eigentlich nichts weiter von ihm, als was Peter Iwanowitsch mir gesagt hat. Er hat ein Empfehlungsschreiben von Vater Zosim gebracht. – Sie kennen ihn doch, den priesterlichen Demokraten; Sie haben von Vater Zosim gehört?«

»O ja, der berühmte Vater Zosim war vor ungefähr einem Jahr etwas über zwei Monate hier in Genf«, sagte ich. »Nach seiner Abreise von hier scheint er verschwunden zu sein.«

»Es hat den Anschein, daß er wieder in Rußland an der Arbeit ist. Irgendwo im Zentrum«, sagte Fräulein Haldin lebhaft. »Aber bitte, erwähnen Sie das zu niemand, lassen Sie ja nichts davon verlauten, denn wenn etwas davon in die Zeitungen käme, so wäre es für ihn gefährlich.«

»Sie sind natürlich begierig, diesen Freund Ihres Bruders kennenzulernen?« fragte ich.

Fräulein Haldin steckte den Brief in die Tasche. Ihre Augen wanderten über mich weg nach der Tür von ihrer Mutter Zimmer.

»Nicht hier«, murmelte sie, »nicht zum ersten Male wenigstens.«

Nach einem kurzen Schweigen empfahl ich mich, doch Fräulein Haldin folgte mir in das Vorzimmer und schloß behutsam die Tür hinter uns.

»Sie vermuten wohl schon, wo ich morgen hingehen will?«

Sie haben sich entschlossen, bei Madame de S. Besuch zu machen.«

»Ja. Ich gehe ins Chateau Borel. Ich muß.«

»Was, glauben Sie, werden Sie dort hören?« fragte ich leise.

Ich vermutete, daß sie sich mit irgendeiner unerfüllbaren Hoffnung trug. Es war aber nicht das.

»Denken Sie nur – so ein Freund. Der einzige Mann, den er in seinen Briefen nannte. Er muß mir etwas zu geben haben, und seien es auch nur ein paar arme Worte. Vielleicht etwas, was er in jenen letzten Tagen gesagt oder gedacht hat. Können Sie wollen, daß ich allem, was von meinem armen Bruder übrig ist, den Rücken kehre – einem Freunde?«

»Gewiß nicht«, sagte ich. »Ich verstehe Ihre pietätvolle Neugier durchaus.«

»Fleckenlose, hochgesinnte und einsame Existenzen«, murmelte sie vor sich hin. »Es gibt welche! Es gibt welche! Nun gut, lassen Sie mich eine davon über den geliebten Toten befragen.«

»Wie wissen Sie aber, daß Sie ihn dort treffen werden? Wohnt er als Gast im Schloß, glauben Sie?«

»Ich kann es wirklich nicht sagen«, gab sie zu. »Er brachte ein Empfehlungsschreiben von Vater Zosim, der, wie es scheint, ebenfalls ein Freund von Madame de S. ist. Schließlich muß sie doch keine gar so wertlose Frau sein.«

»Eine Zeitlang waren über Vater Zosim selbst alle möglichen Gerüchte im Umlauf«, bemerkte ich.

Sie zuckte die Schultern.

»Auch Verleumdung ist eine Waffe unserer Regierung, das ist gut bekannt. O ja, es ist Tatsache, daß Vater Zosim die Protektion des Gouverneurs einer gewissen Provinz genoß. Ich sprach darüber mit meinem Bruder vor ungefähr zwei Jahren, wie ich mich erinnere. Aber seine Arbeit war gut. Und jetzt ist er proskribiert. Kann man einen besseren Beweis verlangen? Doch einerlei, was der Priester war oder ist. Alles das hat mit dem Freunde meines Bruders nichts zu tun. Wenn ich ihn dort

nicht treffe, dann werde ich die Leute nach seiner Adresse fragen, und natürlich muß ihn meine Mutter später auch kennenlernen. Er kann uns vielleicht alles mögliche zu sagen haben. Es wäre eine Wohltat, wenn Mutter etwas beruhigt werden könnte. Sie wissen ja, was sie sich vorstellt. Vielleicht kann man eine Erklärung finden – oder erfinden sogar; es wäre keine Sünde.«

»Gewiß«, sagte ich, »es wäre keine Sünde, nur – nur – ein Fehler vielleicht.«

»Ich möchte nur, daß sie einen Teil ihrer alten geistigen Frische zurück gewinnt. Solange sie so ist wie jetzt, kann ich nichts in Ruhe überdenken.«

»Denken Sie daran, irgendeinen frommen Betrug zum Wohl Ihrer Mutter zu ersinnen?« fragte ich.

»Warum Betrug? Ein solcher Freund muß unbedingt etwas über die letzten Tage meines Bruders wissen. Er könnte uns sagen … Es ist irgend etwas in den Tatsachen, was mir keine Ruhe läßt. Ich bin sicher, daß er uns hier ins Ausland nachkommen wollte – daß er irgendwelche Pläne hatte, irgendeine große patriotische Tat im Auge; nicht nur für sich allein, sondern für uns beide. Ich glaubte daran; ich erwartete freudig die Zeit, oh, mit so viel Hoffnung und Ungeduld … Ich hätte helfen können. Und jetzt plötzlich dieser Anschein von Rücksichtslosigkeit – als wäre ihm nichts daran gelegen gewesen … «

Sie schwieg eine Zeit und schloß dann eigensinnig: »Ich will wissen … «

Als ich später langsam den Boulevard des Philosophes hinunterschritt, überdachte ich das Gespräch und fragte mich selbst, was es denn im Grunde sein könnte, was sie wissen wollte. Ich wußte genug von ihrer Geschichte, um einen Anhaltspunkt zu finden. In der Höheren Töchterschule, in der Fräulein Haldin ihre Studien beendet hatte, war sie mit recht mißgünstigen Augen betrachtet worden. Man hatte sie im Verdacht, daß sie eigene Ansichten habe über Fragen, die im offiziellen Lehrplan gelöst schienen. Als später die beiden Damen sich auf ihr Landgut zurückzogen, hatten beide, Mutter und Tochter, bei offiziellen Zusammenkünften ihre Meinung geäußert und sich dabei in den Ruf von Liberalismus gebracht. Das Dreigespann des Polizeikapitäns des Distriktes wurde immer häufiger in ihrem Dorfe gesehen. »Ich muß die Bauern im Auge behalten«, so erklärte er seine Besuche oben im Herrenhaus. »Nach zwei alleinstehenden Damen muß man sich ein bißchen umsehen.« Er inspizierte dann die Wände, als wollte er sie mit den Augen durchdringen, sah die Photographien an, drehte nachlässig die

Bücher im Wohnzimmer um und verabschiedete sich nach der üblichen Erfrischung. Eines Abends aber kam der alte Priester aus dem Dorf in der größten Betrübnis und Aufregung und berichtete, daß er, der Priester, den Auftrag erhalten habe, alles, was in dem Hause vorging, scharf zu überwachen, auch auf andere Weise (so zum Beispiel unter Ausnützung seines geistlichen Einflusses auf die Dienerschaft), ganz besonders aber auf Besuche zu achten, die die Damen erhielten, wer es war, wie lange sie blieben, ob manche davon in der Gegend fremd waren, und so weiter. Der einfache alte Mann war aufs tiefste erniedrigt und erschreckt. »Ich bin gekommen, um Sie zu warnen. Seien Sie vorsichtig in Ihrer Lebensweise, um der Liebe Gottes willen. Ich schäme mich zu Tode. Aber für mich gibt es kein Entrinnen. Ich werde ihnen sagen müssen, was ich sehe, denn täte ich es nicht, so ist da mein Diakonus. Der ist zu allem imstande, wenn es sich darum handelt, sich in Gunst zu setzen. Und dann mein Schwiegersohn, der Mann meiner Parascha, der Schreiber im kaiserlichen Domänenamt ist; sie würden ihn schnell hinauswerfen – und vielleicht irgendwohin weit wegschicken.« Der alte Mann jammerte über die harten Zeiten, »wenn die Leute irgendwie mißfallen«, und trocknete sich die Augen. Er wünschte nicht, seinen Lebensabend mit kahlgeschorenem Kopf in der Büßerzelle irgendeines Klosters zu verbringen – der ganzen Strenge der kirchlichen Strafen unterworfen, »denn die würden kein Mitleid haben mit einem alten Mann«, stöhnte er. Er bekam förmlich einen Weinkrampf, und die beiden Damen versuchten, voller Mitleid und so gut es ging, ihn zu trösten, bevor sie ihn in sein Dorf zurückgehen ließen. Übrigens bekamen sie tatsächlich wenig Besuch. Die Nachbarn, darunter ein paar alte Freunde, begannen sich fernzuhalten. Einige aus Ängstlichkeit, andere mit deutlicher Verachtung – das waren große Leute, die nur für den Sommer kamen, erklärte mir Fräulein Haldin, Aristokraten, Reaktionäre, Es war ein einsames Leben für ein junges Mädchen. Ihre Beziehungen zu ihrer Mutter waren von der zärtlichsten und offenherzigsten Art; doch Frau Haldin hatte sich die Erfahrungen ihrer Zeit zu eigen gemacht. Ihre Leiden, ihre Enttäuschungen. ihre Apostasien; ihre Zuneigung zu ihren Kindern äußerte sich darin, daß sie jedes Anzeichen von Angst unterdrückte. Sie behielt eine heldenhafte Zurückhaltung bei. Der einzige sichtbare Vertreter der geächteten Freiheit war für Natalie Haldin ihr Bruder, mit seinem Petersburger Leben, das zwar durchaus nicht rätselhaft (denn über seine Gefühle und Gedanken konnte kein Zweifel bestehen), aber in gewissen Einzelheiten in Geheimnis gehüllt war. Das innerste Wesen der Freiheit, ihre zahllosen Versprechungen lebten in ihren langen Gesprächen auf, die die kühnsten

Tathoffnungen und den Glauben an Erfolg atmeten. Dann plötzlich kamen die Taten und die Hoffnungen zu einem Ende infolge der Einzelheiten, die ein englischer Journalist herausgebracht hatte. Die konkrete Tatsache, die Tatsache seines Todes blieb bestehen. Ihre tieferen Gründe aber schienen unerfindlich. Sie fühlte sich verlassen, ohne Aufklärung, und doch hatte sie keinen Verdacht gegen ihn. Ihr einziger Wunsch war, jetzt um jeden Preis zu erfahren, wie sie seinem abgeschiedenen Geist die Treue wahren könne.

Kapitel 4

Es vergingen mehrere Tage, bevor ich Natalie Haldin wieder traf. Ich kreuzte eben den Platz vor dem Theater, als ich ihre schmiegsame Gestalt erblickte, wie sie zwischen die Torpfeiler der reizlosen öffentlichen Promenade auf den Bastionen einbog. Sie schritt von mir weg, aber ich wußte, daß wir uns treffen würden, wenn sie die Hauptallee zurückkam, außer sie ging nach Hause. In diesem Fall, glaube ich, hätte ich sie noch nicht besucht. Mein Wunsch, sie von jenen Leuten fernzuhalten, war so stark wie nur je, doch gab ich mich über die Macht meines Einflusses keiner Täuschung hin. Ich war ja nur ein Mensch aus dem Westen, und es lag auf der Hand, daß Fräulein Haldin meine Weisheit weder anhören wollte noch konnte; und was meine Sehnsucht betraf, ihre Stimme zu hören, so hielt ich es für besser, mir dieses Vergnügen nicht allzuoft zu gestatten. Nein, ich wäre nicht nach dem Boulevard des Philosophes gegangen. Als ich aber ungefähr in der Mitte der Hauptallee Fräulein Haldin auf mich zukommen sah, da war ich zu neugierig und vielleicht zu ehrlich, wegzulaufen.

Eine herbe Frühlingsstimmung lag in der Luft. Der Himmel war von hartem Blau, doch die jungen Blätter legten sich wie ein leichter Nebel über das kahle Geäst der Bäume, und die klare Sonne warf kleine goldene Punkte in Fräulein Haldins offene Augen, die sich mir mit freundlichem Grüßen zuwandten.

Ich erkundigte mich nach der Gesundheit ihrer Mutter. Sie antwortete nur mit einer leichten Bewegung der Schultern und mit einem kurzen, traurigen Seufzer.

»Aber, sehen Sie, ich habe mich doch zu einem Spaziergang aufgerafft … ›for exercise‹, wie ihr Engländer sagt.«

Ich lächelte zustimmend, und sie fügte eine unerwartete Bemerkung hinzu:

»Es ist ein glorreicher Tag.«

In ihrer Stimme, die leicht rauh und männlich und doch unsagbar reizvoll, wie ein Vogelruf, klang, lag ehrliches Entzücken. Ich freute mich darüber. Es war, als wäre ihr ihre Jugend zum Bewußtsein gekommen –

denn es war wenig lenzliche Pracht zu spüren in dem rechtwinklig eingefaßten Raum voll Gras und Bäume, rings von den regelmäßigen Häuserreihen dieser Stadt umstanden, die so hübsch war ohne Anmut und gastlich ohne Sympathie. Auch in der Luft lag wenig Wärme. Und der Himmel, dieser Himmel eines Landes ohne Horizonte, von den Aprilschauern reingewaschen, dehnte sich in grausamem, kaltem Blau, ohne Höhe, und plötzlich eingeengt von den häßlichen dunklen Mauern des Jura, auf denen da und dort noch ein paar kümmerliche Schneeflecken lagen. Die ganze Pracht der Jahreszeit mußte in ihr selbst liegen – und ich war froh, daß dieses Gefühl in ihr Leben getreten war, sei es auch nur für kurze Zeit.

»Ich freue mich, Sie das sagen zu hören.«

Sie warf mir einen raschen Blick zu, rasch, nicht verstohlen. Wenn es etwas gab, dessen sie absolut unfähig war, so war es Verstohlenheit. Sogar im Rhythmus ihres Ganges äußerte sich ihre Offenherzigkeit. Ich war es, der sie heimlich betrachtete, wenn ich so sagen kann. Ich wußte, wo sie gewesen war, wußte aber nicht, was sie in diesem Nest aristokratischer Verschwörer gehört oder gesehen hatte. Ich gebrauche das Wort »aristokratisch« in Ermangelung eines besseren Ausdruckes. Das Château Borel, unter den Bäumen und Büschen des verwilderten Parkes verborgen, hatte damals seinen Ruf, so wie ihn der Wohnsitz jener anderen gefährlichen und verbannten Frau, der Madame de Staël, zu Napoleons Zeiten gehabt hat. Nur war der Napoleonische Despotismus, der in Reiterstiefeln das Erbe der Revolution angetreten und jene kluge Frau für einen Feind gehalten hatte, der Mühe wert, beobachtet zu werden, etwas ganz anderes als die Autokratie in mystischen Gewändern, in der die Sklavenhalterinstinkte der tatarischen Eroberer nachlebten. Und Madame de S. war weit davon entfernt, der begabten Verfasserin von »Corinne« ähnlich zu sein. Sie machte viel Lärm darüber, daß sie verfolgt würde. Ich weiß nicht, ob man sie in gewissen Kreisen für gefährlich hielt. Und was die Überwachung anbelangt, so glaube ich, daß das Château Borel nur aus ziemlicher Entfernung beobachtet werden konnte. In seiner Abgeschlossenheit bot es einen idealen Unterschlupf für Verschwörungen aller Art, ob sie nun ernst oder nichtig waren. Doch alles das interessierte mich nicht. Ich wollte nur wissen, welche Wirkung seine ungewöhnlichen Bewohner und die ganz besondere Atmosphäre auf ein Mädchen wie Fräulein Haldin hervorgebracht hatten, das so wahr und ehrlich, doch auch so gefährlich unerfahren war. Ihr unbewußt erhabenes Nichtwissen um die niedrigen Instinkte der Menschheit überlieferte sie waffenlos ihren eigenen Impulsen. Und da war auch noch jener

Freund ihres Bruders, der bedeutende Neuankömmling aus Rußland… Ich war neugierig zu wissen, ob sie es fertiggebracht hatte, ihn zu treffen.

Wir gingen eine Strecke Weges langsam und schweigend.

»Wissen Sie«, fing ich plötzlich an, »wenn Sie die Absicht hatten, mir nichts zu erzählen, dann sagen Sie mir das ganz unverblümt, und ich werde natürlich nicht weiter fragen. Ich will aber nicht den Delikaten spielen, und frage Sie ganz offen um alle Einzelheiten.«

Sie lächelte leicht über meinen drohenden Ton.

»Sie sind neugierig wie ein Kind.«

»Nein, ich bin nur ein besorgter alter Mann«, gab ich ernsthaft zurück.

Sie ließ ihren Blick auf mir ruhen, als wollte sie sich über den Grad meiner Besorgnis oder die Zahl meiner Jahre vergewissern. Mein Gesicht war niemals ausdrucksvoll, glaube ich. Und was meine Jahre angeht, so bin ich noch nicht alt genug, auffallend greisenhaft zu erscheinen. Ich habe keinen langen Bart wie der gute Eremit aus den romantischen Balladen, mein Gang ist nicht schlotternd, meine ganze Erscheinung nicht die eines abgeklärten, ehrwürdigen Weisen. Ich verfüge nicht über diese moralischen Vorzüge. Ich bin alt, leider Gottes, in eindeutiger und gewöhnlicher Art. Und mir schien es, als läge in Fräulein Haldins Blick etwas wie Mitleid. Sie schritt schneller aus.

»Sie fragen nach allen Einzelheiten. Lassen Sie mich nachdenken. Ich muß mich erst besinnen. Es war neu genug für ein – ein Landmädel wie mich.«

Nach einem kurzen Schweigen sagte sie zunächst, daß das Château Borel im Inneren fast ebenso vernachlässigt sei wie äußerlich. Das war nicht weiter verwunderlich. Wenn ich nicht irre, war ein Hamburger Bankier, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, der Erbauer. Er hatte wohl gedacht, darin in Ruhe seine letzten Tage zu verbringen, im Angesicht dieses Sees, dessen klare, ruhige und wohltuende Schönheit auf die unromantische Phantasie eines Geschäftsmannes eine starke Anziehungskraft haben mochte. Doch er starb bald. Seine Frau fuhr auch ab (aber nur nach Italien), und dieser kostspielige Ruhesitz, ganz augenscheinlich unverkäuflich, hatte mehrere Jahre lang leergestanden. Man gelangte dahin auf einem bekiesten Fahrweg, der rund um einen großen ungepflegten Rasenplatz führte und einem alle Zeit ließ, den Verfall der stuckverzierten Fassade zu bemerken; Fräulein Haldin sagte, der Eindruck sei peinlich gewesen und habe sich verstärkt, als sie näher kam. Sie sah grüne Moosflecken auf der Stufe der Terrasse. Die Vordertür stand weit offen. Es war niemand zu sehen. Sie kam in eine weite, hohe und gänzlich leere Halle mit einer Unmenge Türen. Die Türen waren alle

geschlossen. Ein breites, kahles steinernes Treppenhaus lag vor ihr, und das Ganze machte den Eindruck eines unbewohnten Hauses. Sie blieb still stehen, etwas verwirrt durch die Einsamkeit. Nach einer Zeit aber wurde sie inne, daß irgendwo eine Stimme unaufhörlich sprach.

»Sie wurden wahrscheinlich die ganze Zeit über beobachtet«, warf ich ein. »Ringsum waren wohl Augen … «

»Ich wüßte nicht, wie das möglich gewesen wäre«, gab sie zurück. »Ich habe nicht einmal einen Vogel im Garten gesehen. Ich kann mich nicht erinnern, das leiseste Zwitschern in den Bäumen gehört zu haben. Der ganze Ort schien völlig verödet, bis auf die Stimme.«

Sie konnte die Sprache nicht erkennen – Russisch, Französisch oder Deutsch. Niemand schien zu antworten. Sie hatte den Eindruck, als hätten die fortgezogenen Einwohner die Stimme zurückgelassen, um zu den kahlen Wänden zu sprechen. Die Stimme tönte fort, mit einer kleinen Pause dann und wann. Sie klang einsam und traurig. Die Zeit erschien Fräulein Haldin recht lang. Ein unbesieglicher Widerwille hielt sie ab, eine der Türen in der Halle zu öffnen. Es war so hoffnungslos; niemand würde kommen, die Stimme würde nie aufhören. Sie gestand mir, daß sie mit Mühe den Wunsch unterdrückte, sich umzudrehen und ungesehen, wie sie gekommen war, wegzugehen.

»Wirklich, hatten Sie den Wunsch?« rief ich voll Bedauern. »Wie schade, daß Sie ihm nicht nachgaben!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Was für eine merkwürdige Erinnerung wäre das gewesen! Der verödete Garten, die leere Halle, die unpersönliche, geläufige Stimme und – niemand, nichts, keine Seele.«

Die Erinnerung wäre einzigartig und harmlos gewesen. Aber sie war nicht das Mädchen, vor dem einschüchternden Eindruck von Einsamkeit und Geheimnis davonzulaufen. »Nein, ich bin nicht weggelaufen. Ich blieb, wo ich war, und sah endlich eine Seele. Eine so merkwürdige Seele.«

Während sie noch das breite Stiegenhaus hinaufsah und feststellte, daß die Stimme irgendwoher von oben käme, hatte ein Rauschen von Kleidern ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie sah zurück und erblickte eine Frau, die die Halle durchschritt und augenscheinlich aus einer der vielen Türen gekommen war. Ihr Gesicht war abgewendet, so daß sie zunächst Fräulein Haldin nicht erblickt hatte.

Als sie sich umdrehte und eine Fremde erblickte, schien sie zunächst ungemein erschreckt. Nach ihrer schmächtigen Gestalt hätte sie Fräulein Haldin für ein junges Mädchen gehalten; doch wenn ihr Gesicht auch

kindlich rund schien, so war es doch eingefallen und runzlig, mit dunklen Ringen unter den Augen. Ein dichter Schopf staubig-braunen Haares war nach Knabenart auf der Seite gescheitelt, und eine Haarwelle lag über der trockenen, gefurchten Stirn. Nach einem kurzen verständnislosen Anstarren hockte sie sich plötzlich auf den Boden nieder.

»Was meinen Sie mit dem Niederhocken«, fragte ich erstaunt. »Das ist ja ganz merkwürdig.«

Fräulein Haldin erklärte den Grund. Die Person hatte eine kleine Schüssel in der Hand getragen und hatte sich niedergekauert, um sie vor eine große Katze hinzusetzen, die hinter ihren Röcken auftauchte und gierig den Kopf in die Schüssel versenkte. Die Frau stand auf, kam auf Fräulein Haldin zu und fragte sie mit nervöser Schärfe:

»Was wollen Sie, wer sind Sie?«

Fräulein Haldin nannte ihren Namen und auch den von Peter Iwanowitsch. Die mädchenhafte ältliche Frau nickte und zwang ein kurzes Lächeln von Sympathie auf ihr Gesicht. Ihre schwarzseidene Bluse war alt und stellenweise sogar durchgewetzt. Der Rock von schwarzem Serge war kurz und abgetragen. Sie fuhr fort, sie aus nächster Nähe anzustarren; selbst ihre Wimpern und Augenbrauen schienen abgetragen. Fräulein Haldin sprach freundlich zu ihr, wie zu einem unglücklichen und überempfindlichen Wesen, und versuchte ihr klarzumachen, daß ihr Besuch für Madame de S. nicht so ganz unerwartet sein könne.

»Oh! Peter Iwanowitsch hat Ihnen eine Einladung überbracht? Wie hätte ich das wissen sollen? – Eine ›dame de compagnie‹ wird nicht um ihren Rat gefragt, wie Sie sich leicht denken können.« Die schäbige Frau lachte; ihre Zähne, die glänzend weiß und wunderbar ebenmäßig waren, schienen bei ihr ganz lächerlich und unangebracht, wie eine Perlenschnur etwa am Halse eines zerlumpten Landstreichers. »Peter Iwanowitsch ist vielleicht das größte Genie des Jahrhunderts, aber er ist auch der rücksichtsloseste Mann, der lebt. Wenn Sie also eine Verabredung mit ihm haben, so müssen Sie sich nicht wundern, wenn er vielleicht nicht hier ist.«

Fräulein Haldin erklärte, daß sie keine Verabredung mit Peter Iwanowitsch habe. Ihr Interesse für dieses merkwürdige Wesen war augenblicklich erwacht ..

»Warum sollte er sich in Unkosten stürzen für Sie oder sonst jemand? Oh, diese Genies! Wenn Sie nur wüßten! Jawohl! Und ihre Bücher – ich meine natürlich die Bücher, die die Welt bewundert, die von göttlichem Geiste beseelten Bücher. Aber Sie haben noch nicht hinter die Kulissen gesehen. Warten Sie, bis Sie einmal einen halben Tag vor einem Tisch

sitzen müssen, mit einer Feder in der Hand. Er kann Stunden und Stunden in seinem Zimmer auf und ab gehen. Ich wurde gewöhnlich so steif und gefühllos, daß ich immer fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und mit einem Mal vom Stuhl herunterzufallen.«

Sie hielt die Hände gefaltet vor sich hin, und ihre Augen, die auf Fräulein Haldins Gesicht gerichtet waren, verrieten keinerlei Erregung. Fräulein Haldin vermutete, daß die Dame, die sich selbst eine »dame de compagnie« nannte, stolz darauf war, Peter Iwanowitsch als Sekretärin gedient zu haben. Daher machte sie eine freundliche Bemerkung.

»Sie können sich keine aufreibendere Stellung denken«, erklärte das Fräulein. »Es ist eben ein anglo-amerikanischer Journalist da, der Madame de S. interviewt. Sonst würde ich Sie hinaufführen«, fuhr sie in verändertem Ton fort und sah zur Treppe hin. »Ich fungiere auch als Zeremonienmeisterin.«

Es stellte sich heraus, daß Madame de S. keine Schweizer Dienstboten um sich duldete. Und tatsächlich wollte auch kein Dienstbote lange im Château Borel bleiben. Es gab ewig Schwierigkeiten. Fräulein Haldin hatte schon bemerkt, daß die Halle trotz Marmor und Stuckverkleidung eher eine staubige Scheune schien, mit Spinnweben in allen Ecken und Schmutzspuren auf dem schwarz und weiß eingelegten Boden.

»Mir obliegt auch die Sorge für dieses Tier«, erzählte die Dame de compagnie weiter und richtete ihre trüben Augen auf die Katze. »Das macht mir nichts aus. Tiere haben ihr Recht; obwohl ich, genau genommen, nicht einsehe, warum sie nicht ebenso gut leiden sollten wie Menschen. Meinen Sie nicht? Aber natürlich leiden sie nicht so sehr. Das ist unmöglich. Nur fordert es in ihrem Fall mehr zu Mitleid heraus, weil sie sich nicht empören können. Ich war einmal eine Republikanerin. Ich vermute, Sie sind es auch?«

Fräulein Haldin gestand mir, daß ihr keine Antwort eingefallen sei. Sie habe nur leicht genickt und ihrerseits gefragt:

»Und Sie sind nicht mehr für die Republik?«

»Da ich mir nun zwei Jahre lang von Peter Iwanowitsch habe diktieren lassen, ist es schwer für mich, irgend etwas zu sein. Zunächst einmal müssen Sie völlig reglos dasitzen. Die leiseste Bewegung, die Sie machen, bringt Peter Iwanowitsch aus dem Konzept. Sie wagen kaum zu atmen. Und nun gar husten – Gott behüte! Peter Iwanowitsch stellte den Tisch um, gegen die Wand, weil ich mich anfangs nicht enthalten konnte, auf und zum Fenster hinauszusehen, während ich darauf wartete, daß er weiterdiktierte. Das war nicht erlaubt. Er sagte, ich gaffte so blöde. Desgleichen war es mir nicht erlaubt, mich über die Schulter nach ihm

umzusehen. Da stampfte er sofort mit dem Fuß auf und brüllte: ›Sehen Sie auf das Papier hinunter.‹ Es scheint, daß mein Gesicht ihn verwirrte. Nun weiß ich ja, daß ich nicht schön bin und daß mein Ausdruck nicht hoffnungsfroh ist. Er sagte, daß diese dumme Erwartung ihn wütend mache. Das sind seine eigenen Worte.«

Fräulein Haldin war empört, gab mir aber doch zu, daß sie nicht eigentlich überrascht gewesen sei.

»Ist es möglich, daß Peter Iwanowitsch irgendeine Frau so roh behandeln sollte«, rief sie aus.

Die Dame de compagnie nickte wiederholt in diskreter Bejahung und versicherte dann, daß sie sich gar nichts daraus mache. Das Reizvolle dabei war, daß ihr das Geheimnis der Konzeption enthüllt wurde, daß sie sehen konnte, wie der berühmte Autor des revolutionären Evangeliums mühsam nach Worten suchte, als sei er im unklaren über das, was er eigentlich sagen wollte.

»Ich bin gern bereit, das blinde Werkzeug für höhere Zwecke abzugeben. Es hat nichts auf sich, sein Leben für die Sache hinzugeben. Nur – wenn man alle seine Illusionen zerstört sieht, so ist das fast mehr, als man tragen kann. Ich übertreibe wirklich nicht«, beharrte sie. »Mein innerster Glaube schien in mir einzufrieren – und das um so mehr, da Peter Iwanowitsch, wenn wir im Winter arbeiteten, bei seinem ewigen Auf- und Abgehen keine künstliche Heizung brauchte, um sich warm zu halten. Sogar wenn wir nach Südfrankreich reisen, gibt es bitter kalte Tage, besonders wenn man sechs Stunden hintereinander stillsitzen muß. Die Wände dieser Villen an der Riviera sind so papierdünn. Peter Iwanowitsch schien von alledem nichts zu merken. Es ist wahr, daß ich meine Frostschauer unterdrückte, aus Angst, ihn aus dem Konzept zu bringen. Gewöhnlich biß ich die Zähne zusammen, bis ich den Krampf in die Backen bekam. Wenn Peter Iwanowitsch sein Diktat unterbrach – und manchmal dauerten die Pausen sehr lange, oft nicht weniger als zwanzig Minuten –, da fühlte ich, während er hinter meinem Rücken auf und ab schritt und vor sich hin murmelte, wie ich Zoll um Zoll abstarb, versichere ich Ihnen. Vielleicht hätte Peter Iwanowitsch meine üble Lage bemerkt, wenn ich meine Zähne hätte klappern lassen. Doch hätte auch das keinen praktischen Erfolg gehabt, glaube ich. Er ist unglaublich filzig in diesen Sachen.«

Die Dame de compagnie sah weder in das Treppenhaus hinauf. Die große Katze war mit der Milch fertig und rieb nun ihr bärtiges Gesicht bettelnd am Kleide der Frau. Sie bückte sich, um das Tier vom Boden aufzunehmen.

»Geiz ist übrigens eher ein Vorzug als sonst etwas, müssen Sie wissen«, fuhr sie fort und hielt die Katze in beiden Armen. »Bei uns sind es die Geizigen, die Geld für edle Zwecke übrig haben – nicht die sogenannten großherzigen Naturen. Aber bitte glauben Sie nicht, daß ich eine Sybaritin bin. Mein Vater war Beamter im Finanzministerium, ohne jeden Einfluß. Daraus allein können Sie schon entnehmen, daß unser Heim alles eher als luxuriös war, wenn wir auch nicht buchstäblich unter der Kälte zu leiden hatten. Ich rannte meinen Eltern davon, sobald ich angefangen hatte, selbständig zu denken. Ein solches Denken ist nicht so leicht. Man muß dazu gezwungen und zur Wahrheit erweckt werden. Ich danke meine Errettung einer alten Äpfelfrau, die ihre Höhle unter dem Torweg des Hauses hatte, in dem wir wohnten. Sie hatte ein gütiges, runzliges Gesicht und die freundlichste Stimme, die sich denken läßt. Eines Tages sprachen wir zufällig über ein Kind, ein zerlumptes kleines Mädchen, das wir abends in der Straße Männer anbetteln gesehen hatten. Ein Wort gab das andere, und mir gingen nach und nach die Augen auf über die Schrecken, unter denen unschuldige Leute auf dieser Weit zu leiden haben, nur damit die Regierungen bestehen können. Sobald ich einmal das Verbrechen der oberen Klassen erkannt hatte, konnte ich nicht länger mehr bei meinen Eltern leben. Nicht ein einziges Wort des Mitleids war in unserem Heim zu hören, jahraus, jahrein; es wurde über nichts sonst gesprochen als über erbärmliche Bürointrigen, über Gehälter und Beförderung und wie man sich das Wohlwollen des Chefs erschleichen könnte. Der bloße Gedanke, eines Tages eben so einen Mann zu heiraten, wie mein Vater es war, machte mich schaudern. Ich sage nicht, daß irgend jemand da war, der mich hätte heiraten mögen; es war nicht die leiseste Aussicht dazu. War es aber nicht schon schändlich genug, von Regierungssold zu leben, während halb Rußland vor Hunger starb? Das Finanzministerium! Was für ein unsinniger Greuel ist es doch! Wozu braucht das verhungernde, unwissende Volk ein Finanzministerium? Ich küßte meine beiden alten Leute auf beide Backen und ging weg von ihnen, um in Kellern mit dem Proletariat zu leben. Ich versuchte, mich den gänzlich Hoffnungslosen nützlich zu machen. Ich vermute, Sie verstehen, was ich meine. Ich meine die Leute, die nichts in diesem Leben zu erwarten und keinen Fleck haben, wo sie hingehen können. Fühlen Sie nicht, wie entsetzlich das ist, nichts zu erwarten zu haben? Manchmal denke ich, daß es nur in Rußland solche Leute geben kann und ein so unerhörtes Maß von Elend. Ich also tauchte da hinein, und wissen Sie, man kann nicht viel dabei tun. Nein, wirklich nicht – wenigstens nicht, solange es Finanzministerien und ähnliche Greuel gibt, die im

Wege stehen. Ich glaube, ich wäre verrückt geworden, während ich dort versuchte, gegen die Pest anzukämpfen, hätte ich nicht einen Mann getroffen. Es war meine alte Freundin und Lehrmeisterin, das arme ehrwürdige Äpfelweib, das ihn ganz zufällig für mich entdeckte. Eines Abends kam sie in ihrer ruhigen Art und holte mich ab. Ich folgte ihr, wohin sie mich führte. Jener Teil meines Lebens lag ganz in ihren Händen, und ohne sie wäre mein Geist elend zugrunde gegangen. Der Mann war ein junger Arbeiter, ein Lithograph seines Zeichens, und er war in Schwierigkeiten gekommen, infolge jener Geschichte mit der Abstinenzpropaganda, Sie erinnern sich. Es wurden damals eine Menge Leute deswegen eingesperrt. Oh, das Finanzministerium! Was würde aus dem werden, wenn die Armen aufhören wollten, im Suff zu vertieren. Auf mein Wort, ich glaube fest, daß Finanzen und alles, was dazu gehört, eine Erfindung des Teufels sind; nur braucht man gar nicht an eine übernatürliche Quelle alles Bösen zu glauben. Menschen allein sind jeder Verruchtheit fähig. Oh, die Finanzen!«

Es klang nach Haß und Verachtung, wie sie das Wort »Finanzen« hervorzischte. Zu gleicher Zeit aber streichelte sie zärtlich die Katze, die in ihren Armen ruhte. Sie hob die Arme sogar ein wenig, neigte den Kopf und rieb ihre Wange gegen das Fell des Tieres, das die Liebkosung gänzlich unbeteiligt über sich ergehen ließ, wie es die Eigentümlichkeit seiner Art ist. Dann sah sie nach Fräulein Haldin und entschuldigte sich nochmals deswegen, daß sie sie nicht zu Madame de S. hinaufführe. Das Interview dürfe nicht unterbrochen werden. Der Journalist werde aber jeden Augenblick die Stufen herunterkommen. Es sei das Beste, in der Halle zu warten; und außerdem seien ja alle diese Zimmer (sie blickte im Kreise auf die vielen Türen), alle diese Zimmer im Erdgeschoß seien nicht eingerichtet.

»Es ist wirklich nicht einmal ein Stuhl da, den ich Ihnen anbieten könnte«, fuhr sie fort. »Wenn Sie aber Ihre eigenen Gedanken meinem Geschwätz vorziehen, so will ich mich hier auf die unterste Stufe setzen und mich still verhalten.«

Fräulein Haldin beeilte sich, ihr zu versichern, daß sie im Gegenteil an der Geschichte des Lithographengesellen regen Anteil nähme. Er sei doch natürlich ein Revolutionär gewesen.

»Ein Märtyrer, ein einfacher Mensch«, sagte die Dame de compagnie mit einem leisen Seufzer und sah verträumt durch die offene Eingangstür. Dann wandte sie ihre trüben Augen Fräulein Haldin zu.

»Ich habe vier Monate mit ihm gelebt. Es war wie ein böser Traum.«

Als Fräulein Haldin sie forschend ansah, begann sie das verfallene Gesicht des Mannes zu beschreiben, seine fleischlosen Glieder, seine Verkommenheit. Das Zimmer, in das sie die Äpfelfrau geführt hatte, war eine winzige Mansarde, ein elendes Loch unter dem Dach eines schmutzigen Hauses. Der Mörtel war von den Wänden gefallen und bedeckte den Boden, und als die Tür aufging, wehte eine Unmenge schwarzer Spinnweben im Luftzuge. Er war wenige Tage vorher freigelassen worden – aus dem Gefängnis auf die Straße geworfen –, und Fräulein Haldin schien es, als sehe sie zum ersten Male einen Namen und ein Gesicht auf dem Körper dieses leidenden Volkes, dessen hartes Schicksal das Thema für so viele Unterredungen zwischen ihr und ihrem Bruder gebildet hatte, im Garten ihres Landhauses.

Er war mit einem Haufen anderer Leute in der Geschichte mit dem lithographierten Abstinenzaufruf verhaftet worden. Da die Polizei eine Unmenge verdächtiger Personen festgenommen hatte, so kam sie unglückseligerweise auf den Gedanken, sie könnte aus einigen davon irgendwelche Geständnisse in bezug auf revolutionäre Propaganda erpressen.

»Sie prügelten ihn so unbarmherzig während der Untersuchung«, fuhr die Dame de compagnie fort, »daß sie ihm einen innerlichen Schaden zufügten. Als sie mit ihm fertig waren, war er ein Todgeweihter. Er konnte nichts für sich tun. Ich fand ihn auf einer hölzernen Bettstatt liegen, ohne irgendwelches Bettzeug, den Kopf auf einem Bündel schmutziger Lumpen, die ihm ein alter Lumpensammler, der im Keller desselben Hauses wohnte, aus Barmherzigkeit geliehen hatte. Da lag er, unbedeckt, glühend vor Fieber, und es gab nicht einmal einen Wasserkrug im Zimmer, aus dem er seinen Durst hätte stillen können. Es gab überhaupt nichts – nur die Bettstelle und den kahlen Boden.«

»Gab es gar niemand in der großen Stadt, unter den Liberalen und Revolutionären, der ihm eine hilfreiche Hand hätte bieten können?« fragte Fräulein Haldin empört.

»Ja. Aber Sie kennen nicht die furchtbarste Seite von jenes Mannes Elend. Hören Sie: wie es scheint, mißhandelte man ihn so grauenhaft, daß zuletzt seine Standhaftigkeit nachgab und er irgendwelche Enthüllungen machte. Arme Seele, das Fleisch ist schwach, Sie wissen ja. Was es war, sagte er mir nicht. Ein gebrochener Geist lebte in dem verstümmelten Körper. Nichts, was ich auch sagte, konnte ihn wieder aufrichten. Als sie ihn herausließen, kroch er in jenes Loch und trug in stoischer Ruhe seine Reue. Er wollte niemandem von seinen Bekannten in die Nähe kommen. Ich hätte gern irgendwo Hilfe für ihn gesucht, aber wo hätte

ich damit anfangen können? Wo hätte ich irgend jemand finden sollen, der etwas übrig hatte oder überhaupt die Fähigkeit, zu helfen? Die Leute, die ringsum lebten, waren alle am Verhungern und betrunken, es waren die Opfer des Finanzministeriums. Fragen Sie mich nicht, wie wir lebten, ich könnte es Ihnen nicht sagen. Es war ein Wunder, daß wir dieses Elend durchhalten konnten. Ich hatte nichts zu verkaufen, und glauben Sie mir, meine Kleider waren in einem derartigen Zustande, daß ich unmöglich unter Tags ausgehen konnte. Es war einfach unanständig. Ich mußte warten, bis es dunkel war, bevor ich mich in die Straßen hinauswagte, um eine Brotkruste zu erbetteln, oder was ich sonst bekommen konnte, um ihn und mich am Leben zu erhalten. Oft bekam ich gar nichts, und dann kroch ich zurück und legte mich auf den Fußboden neben seinem Lager. Das ist nichts, und ich erzähle es Ihnen nur, damit Sie nicht glauben sollen, ich sei eine Sybaritin. Es war weit weniger grauenhaft als die Pflicht, Stunden um Stunden in einem kalten Arbeitszimmer vor einem Tisch zu sitzen und sich die Bücher von Peter Iwanowitsch diktieren zu lassen. Aber Sie werden ja selbst sehen, was das heißt, also brauche ich nichts weiter darüber zu sagen.«

»Es ist durchaus nicht gewiß, daß ich mir jemals von Peter Iwanowitsch werde diktieren lassen«, sagte Fräulein Haldin.

»Nicht«, rief die andere ungläubig, »nicht gewiß? Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich noch nicht entschlossen haben?«

Als Fräulein Haldin ihr versicherte, daß zwischen ihr und Peter Iwanowitsch niemals die Rede davon gewesen sei, preßte die Frau mit der Katze einen Augenblick die Lippen fest zusammen.

»Oh, Sie werden sich vor dem Tisch wiederfinden, bevor Sie überhaupt wissen, daß Sie sich entschlossen haben. Geben Sie sich keinen Illusionen hin, es ist grausam enttäuschend, Peter Iwanowitsch diktieren zu hören, und doch liegt auch ein eigener Zauber darin. Er ist ein Genie. Ihr Gesicht wird ihn sicher nicht irritieren; vielleicht helfen Sie sogar seiner Inspiration, machen es ihm leichter, seine Botschaft auszusprechen. Wenn ich Sie ansehe, so fühle ich ganz genau, daß Sie die Art Frau sind, die schwerlich seinen Gedankenfluß hemmen wird.«

Fräulein Haldin hielt es für unnötig, allen diesen Vermutungen zu widersprechen.

»Aber dieser Mann, dieser Arbeiter – starb er unter Ihrer Pflege?« fragte sie nach einer kurzen Pause.

Die Dame de compagnie horchte nach dem Stiegenhaus hinauf, von wo jetzt zwei Stimmen leicht erregt durcheinander klangen, und gab eine Zeitlang keine Antwort. Als die laute Unterhaltung zu einem fast

unhörbaren Murmeln herabgesunken war, wandte sie sich Fräulein Haldin zu.

»Ja, er starb, aber nicht geradezu in meinen Armen, wie Sie vielleicht glauben. Ich schlief nämlich gerade, als er seinen letzten Atemzug tat. So kann ich jetzt noch sagen, daß ich niemand sterben gesehen habe. Wenige Tage vor dem Ende fanden uns ein paar junge Leute in unserer bitteren Notlage auf. Es waren Revolutionäre, wie Sie wohl erraten haben. Er hätte sich ruhig auf seine politischen Freunde verlassen sollen, als er aus dem Gefängnis herauskam. Er war vorher beliebt und geachtet gewesen, und niemand wäre es im Traum eingefallen, ihm aus seiner Indiskretion vor der Polizei einen Vorwurf zu machen. Jedes Kind weiß, wie sie zu Werke gehen, und der stärkste Mann hat Anwandlungen von Schwäche bei körperlichem Schmerz. Es genügt ja Hunger allein, um einen auf merkwürdige Gedanken darüber zu bringen, was zu geschehen hat. Ein Arzt kam, und unser Los wurde erleichtert, soweit äußerliche Bequemlichkeiten in Betracht kamen, sonst aber war er nicht zu trösten, der arme Mann. Ich versichere Ihnen, Fräulein Haldin, daß er aller Liebe wert war, aber ich hatte nicht die Kraft, zu weinen. Ich war selbst halb tot. Doch es gab gütige Menschen, die sich meiner annahmen. Man gab mir ein Kleid, um meine Blöße zu bedecken – ich sagte Ihnen schon, daß ich nicht mehr anständig aussah –, und nach einiger Zeit brachten mich die Revolutionäre als Gouvernante in einer jüdischen Familie unter, die ins Ausland reiste. Natürlich konnte ich die Kinder unterrichten, ich hatte ja die sechste Klasse des Lyzeums absolviert. Aber der wahre Zweck war der, daß ich wichtige Papiere über die Grenze bringen sollte. Man vertraute mir ein Paket an, das ich an meinem Herzen trug. Die Gendarmen auf der Grenzstation hatten keinen Verdacht gegen die Gouvernante einer jüdischen Familie, die sich eifrig mit drei Kindern beschäftigte. Ich glaube nicht, daß die Juden wußten, was ich bei mir trug, denn ich war ihnen auf großen Umwegen durch Leute vorgestellt worden, die nicht der revolutionären Bewegung angehörten, und natürlich hatte man mir befohlen, mich mit einem sehr kleinen Gehalt zufriedenzugeben. Als wir Deutschland erreicht hatten, verließ ich diese Familie und übergab meine Papiere einem Revolutionär in Stuttgart. Hernach wurde ich in verschiedenen Angelegenheiten verwendet, aber das alles wollen Sie sicher nicht hören. Ich hatte nie das Gefühl, wirklich nütze zu sein, aber ich lebe in der Hoffnung, einmal alle Ministerien gestürzt zu sehen, Finanzen und alles. Es war die größte Freude meines Lebens, als ich hörte, was Ihr Bruder getan hat.«

Wieder wandte sie ihre runden Augen dem Sonnenschein draußen zu, während die Katze in ihren gefalteten Armen ruhte, in olympische Beschaulichkeit und sphinxhaftes Nachsinnen versunken.

»Ja, ich freute mich«, hob sie wieder an. »Für mich hat der bloße Name Haldin einen heroischen Klang. Sie müssen in ihren Ministerien vor Angst gezittert haben, alle diese Leute mit den feindseligen Herzen. Da stehe ich und spreche mit Ihnen, und wenn ich an alle die Grausamkeiten, Bedrückungen und Ungehörigkeiten denke, die in diesem Augenblick geschehen, dann dreht sich mir der Kopf. Ich habe aus nächster Nähe Dinge mit angesehen, die unfaßbar scheinen müßten, wenn man nicht gezwungen wäre, seinen eigenen Augen zu trauen. Ich habe Dinge mit angesehen, daß ich mich selbst für meine Hilflosigkeit haßte. Ich haßte meine Hand, die keine Kraft hatte, meine Stimme, die sich nicht Gehör verschaffen konnte, sogar meinen Verstand, weil er sich nicht umnachten wollte. Oh, ich habe Dinge gesehen! Und Sie?«

Fräulein Haldin war gerührt, sie schüttelte leicht den Kopf. »Nein, ich selbst habe noch nichts gesehen«, murmelte sie, »wir haben immer auf dem Lande gelebt, mein Bruder wünschte es so.«

»Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, das zwischen Ihnen und mir«, fuhr die andere fort. »Glauben Sie an Zufall, Fräulein Haldin? Wie hätte ich erwarten können, Sie, seine Schwester, mit meinen eigenen Augen zu sehen? Wissen Sie, daß die Revolutionäre hier bis zum letzten Mann ganz gleich überrascht und erfreut waren, als die Nachricht hier eintraf? Niemand schien irgend etwas von Ihrem Bruder zu wissen. Peter Iwanowitsch selbst hatte nicht vorhergesehen, daß ein solcher Schlag geführt werden sollte. Ich glaube, Ihr Bruder hatte einfach den Geist über sich. Ich für meinen Teil glaube, daß solche Taten nur durch Inspiration zu vollbringen sind. Es ist ein großer Vorzug, die Inspiration zu haben, und die Möglichkeit War er Ihnen irgendwie ähnlich? Freuen Sie sich nicht, Fräulein Haldin?«

»Sie müssen nicht zuviel von mir erwarten«, sagte Fräulein Haldin und versuchte, eine Anwandlung zum Weinen zu unterdrücken, die sie plötzlich überkam. Als ihr das gelungen war, fügte sie ruhig hinzu: »An mir ist nichts Heldenhaftes.«

»Sie glauben vielleicht, daß Sie selbst nicht imstande gewesen wären, so etwas zu tun?«

»Ich weiß nicht; das darf ich mich nicht einmal fragen, bevor ich nicht länger gelebt, mehr gesehen habe … «

Die andere bewegte zustimmend den Kopf. Das Schnurren der Katze erweckte in der leeren Halle einen lauten Widerhall. Von oben tönte kein Stimmenklang mehr. Fräulein Haldin brach das Schweigen.

»Können Sie mir eigentlich sagen, was die Leute hier über meinen Bruder sprachen? Sie sagen, sie seien überrascht gewesen. Ja, das glaube ich wohl; aber ist es ihnen nicht auch merkwürdig vorgekommen, daß es meinem Bruder nicht gelungen sein sollte, sich zu retten, nachdem der schwierigste Teil der Aufgabe – das ist, vom Tatort wegzukommen – gelungen war? Verschwörer sollten diese Sachen gut verstehen. Es ist meine aufrichtige Sorge, zu erfahren, wie es möglich war, daß die Flucht mißlang.«

Die Dame de compagnie war in die offene Eingangstür getreten und warf über die Schulter einen raschen Blick auf Fräulein Haldin, die in der Halle stehengeblieben war.

»Flucht mißlang«, wiederholte sie geistig abwesend. »Hatte er nicht sein Leben aufgeopfert? War er nicht einfach inspiriert? War es nicht ein Akt der Selbstverleugnung? Sind Sie dessen nicht gewiß?«

»Was ich ganz sicher weiß«, sagte Fräulein Haldin, »ist, daß es keine Verzweiflungstat war. Haben Sie gar keine Äußerungen über die kläglichen Umstände seiner Gefangennahme gehört?«

Die Dame de compagnie stand in der offenen Tür und schien zu grübeln. »Ob ich etwas gehört habe? Natürlich, hier wird ja alles besprochen. Hat nicht die ganze Welt über Ihren Bruder gesprochen? Ich für mein Teil gerate in eine Ekstase des Neides, sobald ich seine Heldentat auch nur erwähnen höre. Warum sollte ein Mann sich um sein Leben sorgen, dem die Unsterblichkeit gewiß ist?«

Sie hielt Fräulein Haldin den Rücken zugekehrt. Hinter einer großen, schmutzigen, weiß und goldenen Tür hervor, die man hinter der Balustrade des ersten Stockwerkes erblickte, hörte man jetzt eine tiefe Stimme dröhnen; es klang, als würden irgendwelche Aufzeichnungen verlesen. Die Stimme setzte mehrmals aus und brach endlich ab.

»Ich glaube, ich kann nun nicht länger bleiben«, sagte Fräulein Haldin, »ich kann ja an einem anderen Tag wiederkommen.«

Sie schien zu erwarten, daß ihr die Dame de compagnie den Ausgang freigebe; doch die Frau war augenscheinlich in die Betrachtung des Sonnenscheins und der Schatten versunken, die sich in die verlassene Öde des Parkes teilten. Sie verstellte Fräulein Haldin den Ausblick auf die Zufahrtsstraße. Plötzlich sagte sie:

»Das wird nicht nötig sein; da kommt eben Peter Iwanowitsch selbst. Aber er ist nicht allein; er ist selten allein jetzt.«

Als sie hörte, daß Peter Iwanowitsch komme, war Fräulein Haldin nicht ganz so erfreut, wie es vielleicht zu erwarten gewesen wäre. Sie hatte irgendwie den Wunsch verloren, den »heldenhaften Flüchtling« wie auch Madame de S. zu sehen, und der Grund für den leisen Widerwillen, der sie im letzten Augenblick befiel, mochte in dem Gefühl liegen, daß diese beiden Leute die Frau mit der Katze nicht gütig behandelt hatten.

»Wollen Sie mich vorbei lassen«, sagte Fräulein Haldin endlich und berührte die Dame de compagnie leicht an der Schulter.

Die andere aber preßte die Katze an die Brust und rührte sich nicht.

»Ich weiß, wer mit ihm ist«, sagte sie, ohne sich auch nur umzudrehen.

Noch stärker als zuvor fühlte Fräulein Haldin den unerklärlichen Wunsch, das Haus zu verlassen.

»Madame de S. wird ja vielleicht noch eine Zeit beschäftigt sein, und was ich Peter Iwanowitsch zu sagen habe, ist eine einfache Frage, die ich ebensogut vorbringen kann, wenn ich ihn beim Weggehen im Park treffe. Ich glaube wirklich, ich muß gehen. Ich habe mich ziemlich lange hier aufgehalten und möchte eiligst zu meiner Mutter zurück. Wollen Sie mich vorbei lassen?«

Die Dame de compagnie wandte endlich den Kopf.

»Ich habe nie vermutet, daß Sie wirklich Madame de S. zu sehen wünschten«, sagte sie mit unerwartetem Scharfblick, »keinen Augenblick lang.« Es lag etwas Vertrauliches und Geheimnisvolles in ihrem Ton. Sie ging, von Fräulein Haldin gefolgt, durch die Tür auf die Terrasse hinaus, und dann schritten sie nebeneinander die moosbewachsenen Steinstufen hinunter. Auf dem Teil der Zufahrtsstraße, der vom Hauseingang aus zu übersehen war, war niemand zu erblicken.

»Sie sind jetzt von den Bäumen da drüben verborgen«, erklärte Fräulein Haldins neue Bekanntschaft. »Aber Sie werden sie gleich sehen. Ich weiß nicht, wer der junge Mensch ist, für den Peter Iwanowitsch eine solche Vorliebe gefaßt hat. Er muß einer von uns sein, sonst würde er hier nicht zugelassen werden, wenn die anderen kommen. Sie wissen, wen ich mit ›den anderen‹ meine. Aber ich muß gestehen, daß er mir gar keine mystischen Neigungen zu besitzen scheint. Ich könnte nicht behaupten, daß ich ihn schon durchschaut habe, denn natürlich bin ich ja niemals lange im Wohnzimmer. Es gibt immer etwas für mich zu tun, obwohl der ganze Betrieb hier lange nicht so umständlich ist wie in der Villa an der Riviera. Aber doch gibt es eine ganze Reihe Möglichkeiten, mich nützlich zu machen.«

Von links hinter der efeuumwachsenen Ecke der Ställe hervor tauchten Peter Iwanowitsch und sein Begleiter auf. Sie gingen sehr langsam und schienen sich angeregt zu unterhalten. Sie blieben einen Augenblick stehen, und man sah Peter Iwanowitsch gestikulieren, während der junge Mann regungslos zuhörte, mit schlaff herabhängenden Armen und leicht gesenktem Kopf. Er trug einen dunkelbraunen Anzug und einen schwarzen Hut. Die runden Augen der Dame de compagnie waren auf die beiden Gestalten gerichtet, die ihren langsamen Gang wieder aufgenommen hatten.

»Ein ungemein höflicher junger Mann«, sagte sie. »Sie werden sehen, wie er sich verbeugen wird; und das wird gar nichts Ungewöhnliches sein. Er verbeugt sich ganz ebenso, wenn er mich allein in der Halle trifft.«

Sie stieg noch ein paar Stufen hinunter, Fräulein Haldin folgte ihr, und alles kam, wie sie es vorhergesagt hatte. Der junge Mann nahm seinen Hut ab, verbeugte sich tief und richtete sich wieder auf, während Peter Iwanowitsch rasch vortrat, die dicken schwarzen Arme herzlich ausgestreckt, Fräulein Haldins beide Hände faßte, sie schüttelte und sie hinter seinen schwarzen Brillengläsern anstarrte.

»Das ist recht, das ist recht«, rief er zweimal zustimmend aus, »Sie waren also in der Gesellschaft von … « Er blickte mit leichtem Stirnrunzeln nach der Dame de compagnie, die immer noch die Katze liebkoste. »Ich schließe daraus, daß Eleanor, Madame de S., verhindert ist. Ich weiß, daß sie heute jemand erwartete. Der Zeitungsmensch hat also vorgesprochen, was? Sie ist beschäftigt?«

Als ganze Antwort wandte die Dame de compagnie den Kopf weg.

»Das ist sehr unglücklich – ganz und gar unglücklich. Ich bedaure unendlich, daß Sie so … «, er senkte plötzlich die Stimme, »Aber wie ist das, Sie wollen doch nicht etwa schon weg, Natalia Viktorowna? Das Warten hat Sie gelangweilt, nicht wahr?« »Nicht im geringsten«, wehrte Fräulein Haldin ab. »Ich bin nur einige Zeit hier gewesen und möchte nun eiligst zu meiner Mutter.«

»Die Zeit ist Ihnen lang geworden, was? Ich fürchte, unsere würdige Freundin hier« (dabei machte Peter Iwanowitsch eine ruckweise Kopfbewegung nach rechts), »unsere würdige Freundin hier hat nicht die Gabe, jemand die Wartezeit abzukürzen. Nein, sie hat gewiß nicht die Gabe; und in diesem Falle nützt der gute Wille allein gar nichts.«

Die Dame de compagnie ließ die Arme sinken, und die Katze befand sich plötzlich auf dem Boden. Das Tier blieb nach dem Sprung ganz reglos stehen, das eine Hinterbein nach rückwärts ausgestreckt. Fräulein

Haldin war über die Behandlung der Gesellschaftsdame ehrlich entrüstet.

»Glauben Sie mir, Peter Iwanowitsch, daß die Augenblicke, die ich in der Vorhalle dieses Hauses verbracht habe, wirklich lehrreich und alles eher als uninteressant waren. Sie sind denkwürdig. Ich bedaure das Warten nicht, aber ich sehe, daß ich den Zweck meines Besuches erreichen kann, ohne Madame de S.s Zeit in Anspruch zu nehmen.« –

Hier unterbrach ich Fräulein Haldin. Der obenstehende Bericht beruht auf ihrer Erzählung, an deren dramatischer Färbung ich weit weniger Anteil habe, als man glauben möchte. Sie hatte ungemein ausdrucksvoll und anschaulich fast die Sprechweise der Schülerin der alten Äpfelfrau wiedergegeben, mit ihrem unversöhnlichen Haß gegen Ministerien und der liebevollen Dienstwilligkeit für die Armen. Fräulein Haldins warme und zarte Menschlichkeit hatte sich empört aufgelehnt angesichts des unverdienten Schicksals ihrer neuen Bekannten, dieser Gesellschaftsdame oder Sekretärin oder was sie war. Ich für meinen Teil entdeckte darin mit Vergnügen ein neues Hindernis für irgendwelche Intimität mit Madame de S. Ich hatte den eindeutigsten Widerwillen gegen die bemalte, aufgeputzte, starräugige Egeria von Peter Iwanowitsch. Ich weiß nicht, wie sie sich den Unsichtbaren gegenüber benahm. Aber das weiß ich, daß sie sich in den Angelegenheiten dieser Welt geizig, habgierig und rücksichtslos zeigte. Ich wußte davon, daß sie in einem unsauberen und verzweifelten Rechtsstreit über Geldangelegenheiten mit der Familie ihres verstorbenen Gatten, des Diplomaten, unrecht behalten hatte. Einige sehr hochstehende Persönlichkeiten (die sie in ihrer Wut unbedingt in ihre Angelegenheiten auf die skandalöseste Art hatte verwickeln wollen) hatten sich ihren Haß zugezogen. Ich halte es für durchaus glaubhaft, daß man sie um ein Haar aus Staatsgründen in irgendeinem Maison de Santé unschädlich gemacht hätte, einer Art Irrenhaus, um den richtigen Namen zu gebrauchen. Es scheint aber wiederum, daß sich gewisse hochstehende Persönlichkeiten dem widersetzten, aus Gründen, die …

Aber es hat keinen Zweck, auf Einzelheiten einzugehen.

Es mag wundernehmen, daß ein Mann in der Stellung eines Sprachlehrers über alles dies mit solcher Genauigkeit unterrichtet ist. Ein Schriftsteller sagt dies und das von seinen Personen, und wenn er es nur ernsthaft genug zu sagen versteht, so wird es niemand einfallen, ihn über die Gestalten seiner Phantasie zu fragen; sein eigener Glaube an sie spricht hinreichend aus irgendeinem beschreibenden Satz, einem poetischen Bild und aus der Gefühlsbetonung. Die Kunst ist groß! Ich aber habe keine Kunst, und da ich Madame de S. nicht erfunden habe, so fühle

ich mich verpflichtet, zu erklären, wieso ich so viel über sie in Erfahrung bringen konnte.

Ich hatte mein Wissen von der russischen Frau eines meiner Freunde, des Professors an der Universität zu Lausanne, den ich schon erwähnte. Von ihr erfuhr ich auch die letzte Tatsache aus Madame de S.s Geschichte, mit der ich meine Leser zu belästigen gedenke. Sie erzählte mir mit großer Bestimmtheit, wie jemand, der sich auf seine Quellen verläßt, von dem Grund für Madame de S.s Flucht aus Rußland, einige Jahre zuvor. Es war nicht mehr und nicht weniger als dies: daß sie der Polizei in Verbindung mit der Ermordung des Kaisers Alexander verdächtig geworden war. Der Grund für diesen Verdacht war entweder irgendeine unbedachte Äußerung, die sie in Gesellschaft hatte fallenlassen, oder irgendein Gespräch, das in ihrem Salon belauscht worden war. Belauscht, wie wir glauben müssen, von einem Gast, von einem Freund vielleicht, der sich vermutlich beeilt hatte, den Angeber zu spielen. Wie dem auch sei – diese erlauschte Bemerkung schien es zu beweisen, daß sie vorher um das Ereignis gewußt hatte, und ich glaube, sie tat durchaus recht daran, die Untersuchung um einer solchen Anklage willen nicht abzuwarten. Einige meiner Leser mögen sich an ein kleines Buch aus ihrer Feder erinnern, das in Paris verlegt wurde, ein mystisches, giftiges, hohles und unglaublich zusammenhangloses Geschreibsel, worin sie ihr Vorwissen so gut wie zugibt, dessen übernatürliche Quelle unverhohlen andeutet und in gehässigen Andeutungen der Vermutung Ausdruck gibt, daß die Schuld für die Tat nicht den Terroristen, sondern einer Palastintrige beizumessen sei. Als ich meiner Freundin, der Professorsfrau, entgegenhielt, daß das Leben der Madame de S. mit seinen inoffiziellen Diplomatenstreichen, den Intrigen, Prozessen, mit Hofgunst, Ungnade und Landesverweisung, mit der ganzen Atmosphäre von Skandal, Okkultismus und Scharlatanismus weit eher in das achtzehnte Jahrhundert zu passen scheine als in den Rahmen unserer Zeit, da stimmte sie mir mit einem Lächeln bei, fügte aber kurz darauf nachdenklich hinzu: »Scharlatanismus? – Ja, in gewisser Beziehung; und doch, die Zeiten haben sich geändert. Es sind nun Kräfte am Werk, die es im achtzehnten Jahrhundert nicht gab. Ich sollte nicht überrascht sein, wenn sie gefährlicher wäre, als ein Engländer glauben möchte, und was mehr sagen will, sie wird als wirklich gefährlich angesehen, von gewissen Leuten – chez nous.«

»Chez nous« meinte in diesem Zusammenhang Rußland im allgemeinen und die russische politische Polizei im besonderen. – Ich habe den Bericht, den Fräulein Haldin mir in klaren Worten von ihrem Besuch auf

dem Château Borel gab, unterbrochen, um diese Bemerkung meiner Freundin, der Professorsfrau, einzuflechten. Es lag mir daran, aus dem einfachen Grunde, weil ich das, was ich nun über Herrn Rasumoffs Besuch in Genf erzählen will, etwas glaubhaft machen wollte – denn dies ist eine russische Geschichte für Leser aus dem Westen, die, wie ich schon bemerkt habe, den Sinn für gewisse zynische grausame Färbungen und sogar in höherem Grade für moralisches Elend verloren haben, weil alles dies in unserem Teile von Europa schwerlich mehr anzutreffen ist. Ich stelle dies fest, um eine Entschuldigung dafür zu haben, daß ich die Erzählung an dem Punkt abbrach, wo Fräulein Haldin mit den beiden Herren und der Gesellschaftsdame auf der Terrasse des Château Borel stand.

Alle die angeführten Bemerkungen meiner Freundin waren mir lebhaft gegenwärtig, als ich, wie gesagt, Fräulein Haldin ins Wort fiel. Ich rief voll innerster Befriedigung aus: »Sie haben also Madame de S. schließlich gar nicht gesehen?«

Fräulein Haldin schüttelte den Kopf. Ich fühlte eine lebhafte Genugtuung. Sie hatte Madame de S. nicht gesehen! Das war ausgezeichnet, ausgezeichnet! Ich wiegte mich in der Zuversicht, daß sie nun Madame de S. überhaupt nicht kennenlernen würde. Ich hätte keinen anderen Grund für diese Zuversicht angeben können als den einen, daß Fräulein Haldin dem wunderbaren Freund ihres Bruders von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte. Als Begleiter und Führer dieses jungen Mädchens, das durch das elende Ende seines Bruders in seiner Unerfahrenheit hilflos dastand, schien er mir vor Madame de S. den Vorzug zu verdienen; denn, wie man es auch ansehen mochte, jenes nun vernichtete Leben war aufrichtig gewesen, von kühnen Gedanken getragen und von einem tiefen seelischen Leid durchsetzt, das in einem wahren Opfer sein Ende gefunden hatte. Nicht uns, die wir im Besitze einer hart erkämpften Freiheit satte Ruhe gefunden haben, nicht uns steht es an, ohne weitere Prüfung die Ausbrüche eines ungestillten Verlangens zu beurteilen.

Ich schäme mich nicht meines warmen Gefühles für Fräulein Haldin. Es war, wie man zugeben wird, ehrlich uneigennützig und trug seine Belohnung in sich selbst. Der tote Viktor Haldin erschien mir unter dem Einfluß dieses Gefühls nicht als ein finsterer Verschwörer, sondern als ein armer Enthusiast. Ich hatte wirklich nicht die Absicht, ihn zu verurteilen; die bloße Tatsache aber, daß er nicht entfloh, diese Tatsache, die seiner Mutter und seiner Schwester so viel Kummer machte, schien mir zu seinen Gunsten zu sprechen.

Und nun mußte ich fürchten, das Mädchen unter den Einfluß des revolutionären Feminismus geraten zu sehen, wie er im Château Borel gepflegt wurde, und setzte also doppelt gern meine ganze Hoffnung auf jenen Freund des toten Viktor Haldin. Er war für mich nicht mehr als ein Name, wird man einwenden. Gewiß! Ein Name! Und was mehr ist, der einzige Name; der einzige Name, der in dem Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester zu finden war. Der junge Mann war hergekommen. Sie hatten einander getroffen und, durch einen glücklichen Zufall, ohne die direkte Vermittlung von Madame de S. Was wird daraus folgen? Was wird sie mir weiter erzählen? fragte ich mich.

Es war nur natürlich, daß meine Gedanken sich mit dem jungen Mann beschäftigten, der als der einzige in den phantastischen Gesprächen über eine glorreiche Zukunft, wie sie durch eine Revolution geschaffen werden sollte, Erwähnung gefunden hatte. Diese Gedanken drängten mir die Frage auf, warum der junge Mann bei den Damen nicht Besuch gemacht hatte. Er war schon mehrere Tage in Genf gewesen, bevor Fräulein Haldin zufällig in meiner Gegenwart durch Peter Iwanowitsch von ihm hörte. Es tat mir leid, daß dieser letztere bei ihrem Zusammentreffen zugegen gewesen war. Es wäre mir lieber gewesen, wenn es irgendwo außerhalb der Reichweite seiner Brillengläser stattgefunden hätte. Ich vermutete aber, daß er, da er die beiden jungen Leute gerade unter der Hand hatte, sie miteinander bekannt gemacht hatte.

Ich brach das Schweigen, um eine Frage hierüber anzubringen.

»Ich vermute, daß Peter Iwanowitsch … «

Fräulein Haldin ließ ihrer Entrüstung freien Lauf. Unmittelbar, nachdem Peter Iwanowitsch ihre Antwort erhalten hatte, sei er in der unbarmherzigsten Weise über die Dame de compagnie hergefallen.

»Hergefallen?« fragte ich erstaunt. »Wieso? Warum?«

»Es war unerhört, es war schändlich«, fuhr Fräulein Haldin mit zornblitzenden Augen fort, »il lui a fait une scene – nur so, vor Fremden. Und weswegen? Sie würden nie darauf kommen. Wegen ein paar Eiern … «

Ich war verblüfft. »Eier, sagten Sie?«

»Für Madame de S. Die Dame befolgt eine besondere Diät oder so etwas dergleichen. Es scheint, daß sie sich tags zuvor bei Peter Iwanowitsch beklagt hatte, daß die Eier nicht richtig zubereitet würden. Nun erinnerte sich Peter Iwanowitsch plötzlich daran und fiel über die arme Frau her. Es war einfach widerwärtig; ich stand wie versteinert.«

»Wollen Sie damit sagen, daß der große Feminist sich erlaubte, eine Frau zu beschimpfen?« fragte ich.

»Oh, nicht das! Sie können sich keinen Begriff davon machen, was es war. Es war eine einfach ekelhafte Szene. Denken Sie nur, er lüftete zunächst einmal den Hut und machte seine Stimme sanft und flehend. ›Ach, Sie sind nicht gütig zu uns, Sie wollen nicht geruhen, sich zu erinnern … !‹ Mit solchen Worten und in diesem Ton. Das arme Geschöpf war ganz außer sich. Die Tränen schossen ihr in die Augen, und sie wußte nicht, wohin sie sehen sollte. Ich weiß nicht, ob ihr nicht Schimpfworte oder sogar Schläge lieber gewesen wären.«

Ich unterdrückte die Bemerkung, daß sie höchstwahrscheinlich beides schon erlebt haben dürfte, wenn niemand sonst zugegen war. Fräulein Haldin schritt neben mir her und hatte in ärgerlichem Schweigen den Kopf hochgeworfen. »Große Männer haben ihre überraschenden Eigenheiten«, bemerkte ich, da ich nichts Besseres zu sagen wußte. »Ganz genau wie Männer, die nicht groß sind. Aber so etwas kann ja nicht lange dauern. Wie zog sich denn schließlich der große Feminist aus der so bezeichnenden Situation?«

Fräulein Haldin sagte mir, ohne mich anzusehen, daß die Szene durch das Erscheinen des Interviewers unterbrochen wurde, der bei Madame de S. gewesen war. Er war rasch und unbemerkt herausgekommen, grüßte flüchtig und sagte im Vorübergehen: »Die Baronin hat mir für den Fall, daß ich beim Hinausgehen eine Dame treffen sollte, aufgetragen, sie zu bitten, gleich zu ihr zu kommen.«

Dann hastete er die Zufahrtsstraße hinunter. Die Dame de compagnie eilte dem Hause zu, und Peter Iwanowitsch folgte ihr eilig und verlegen. Fräulein Haldin fand sich auf einmal allein mit dem jungen Mann, der ganz zweifellos der neue Ankömmling aus Rußland sein mußte. Sie war neugierig zu wissen, ob ihres Bruders Freund nicht schon erraten habe, wer sie sei.

Ich bin in der Lage festzustellen, daß er es tatsächlich erraten hatte. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Peter Iwanowitsch aus irgendeinem Grund es unterlassen hatte, die Anwesenheit der beiden Damen in Genf zu erwähnen. Rasumoff hatte es erraten. »Das treue Mädel!« Jedes von Haldins Worten war in Rasumoffs Gedächtnis eingegraben. Sie verfolgten ihn wie gespenstische Schatten; er konnte sie nicht bannen. Am lebendigsten war das, was er über die Schwester gesagt hatte. Er hatte das Mädchen seither lebhaft vor sich gesehen, und doch erkannte er sie nicht sofort. Während er mit Peter Iwanowitsch näher kam, beobachtete er sie. Ihre Augen hatten sich sogar getroffen. Er hatte, wie es ja unwillkürlich jeder tun mußte, den starken harmonischen Reiz ihrer ganzen Erscheinung empfunden, ihre Kraft, ihre Anmut, ihre ruhige Offenheit –

und hatte dann den Blick abgewendet. Er sagte sich, daß all dies nicht für ihn sei. Die Schönheit von Frauen und die Freundschaft von Männern waren nicht für ihn. Diese Erkenntnis machte er sich mit erzwungener Kälte nochmals klar und versuchte darüber hinwegzukommen. Erst als sie ihm die Hand entgegenstreckte. merkte er, wer sie war. In den Blättern seiner Beichte steht es verzeichnet, wie ihn dabei eine Aufwallung von Haß und Schmerz fast physisch im Halse würgte, als wäre ihre Erscheinung die Verkörperung eines gelungenen Verrats.

Er sah um sich. Die ziemlich hohe Vorderwand der Terrasse schützte sie vor den Blicken von Leuten, die sich vielleicht an der Haustüre herumtrieben; nicht einmal von den Fenstern des ersten Stockwerkes aus waren sie zu sehen. Durch die wuchernden Buschgruppen und die Kronen der Bäume, die die sanftgeneigten Rasenplätze umstanden, schimmerte da und dort kalt und ruhig ein Stückchen See. Ein glücklicher Zufall hatte den beiden Menschen zu einem ungestörten Alleinsein verholfen, und ich war neugierig zu erfahren, wie sie es ausgenützt hatten.

»Hatten Sie Zeit für mehr als ein paar Worte?« fragte ich.

Die Erregung, mit der sie mir von den anfänglichen Ergebnissen ihres Besuches erzählt hatte, war vollständig verschwunden. Sie ging nachlässig neben mir her und sah gerade vor sich hin. Ich bemerkte, daß sie leicht errötet war. Sie antwortete mir nicht.

Nach einer kurzen Pause bemerkte ich, es sei eigentlich nicht anzunehmen gewesen, daß man sie für längere Zeit vergessen würde, außer vielleicht die andern beiden hätten Madame de S. ohnmächtig vor Übermüdung angetroffen oder nervös überreizt nach dem langen Interview. In beiden Fällen wären ihre Dienste notwendig gewesen. Ich sah förmlich Peter Iwanowitsch vor mir, wie er, mit bloßem Kopfe vielleicht und fliegenden Armen, aus dem Hause schoß, quer über die Terrasse, während die schwarzen Rockschöße um die leichten grauen Hosenbeine flatterten. Ich gestehe, daß ich den Eindruck hatte, die beiden jungen Leute seien die wehrlose Beute des »heldenhaften Flüchtlings«,· und daß es ihnen unmöglich sein würde, sich freizumachen. Doch davon sagte ich Fräulein Haldin nichts, nur als sie verschlossen blieb, drang ich ein wenig in sie.

»Ja aber – Sie können mir doch wenigstens von Ihren Eindrücken erzählen?«

Sie sah mich an und wandte den Kopf wieder weg.

»Eindrücke?!« fragte sie leise, wie verträumt, und fügte dann rascher hinzu:

»Er kommt mir vor wie ein Mensch, der mehr unter seinen Gedanken zu leiden hat als unter einem harten Schicksal.«

»Unter seinen Gedanken, sagen Sie?«

»Und das ist natürlich genug bei einem Russen«, unterbrach sie mich, »bei einem jungen Russen! Viele unter ihnen sind unfähig zu einer Tat und doch auch unfähig, ruhig zu bleiben.«

»Und glauben Sie, er ist einer von diesen?«

»Nein, ich erlaube mir kein Urteil über ihn. Wie könnte ich das auch, so schnell? Sie haben mich nach meinem Eindruck gefragt. Ich erkläre meinen Eindruck. Ich – ich – kenne die Welt nicht, ebensowenig die Menschen darin; ich war zu einsam – ich bin zu jung, um mich auf mein Urteil verlassen zu können!«

»Verlassen Sie sich auf Ihren Instinkt!« rief ich. »Die meisten Frauen tun das und machen dabei nicht schlimmere Fehler als die Männer. In diesem Falle kann Ihnen ja der Brief Ihres Bruders zu Hilfe kommen.«

Sie holte tief Atem, daß es wie ein Seufzer klang.

»Fleckenlose, hochgesinnte und einsame Existenzen«, flüsterte sie, wie für sich selbst. Ich verstand die Worte aber doch deutlich.

»Ein hohes Lob«, gab ich leise zurück.

»Das höchste, das sich denken läßt.«

»So hoch, daß man eigentlich damit, wie mit der Glücklichpreisung, bis zum Lebensende warten soll. Immerhin steht aber fest, daß ein gewöhnlicher oder gar unwürdiger Mensch eine so übertriebene Anerkennung wohl schwerlich herausgefordert hätte … «

»Oh«, unterbrach sie mich feurig, »und hätten Sie nur das Herz gekannt, aus dem dieses Urteil kam.«

Damit verstummte sie, und ich fand Zeit, über den Sinn der Worte nachzudenken, die, wie ich wohl spürte, die Gefühle des Mädchens für jenen jungen Mann günstig beeinflussen mußten. Sie klangen nicht wie eine zufällige Äußerung. Für mich mit meinem westeuropäischen Verstand und Begriffsvermögen schienen sie recht vage. Ich durfte aber nicht vergessen, daß ich neben Fräulein Haldin war wie ein Reisender in einem fremden Land. Es war mir ferner klargeworden, daß Fräulein Haldin nicht die Absicht hatte, auf den einzigen wesentlichen Teil ihres Besuches in Château Borel näher einzugehen. Ich war aber nicht verletzt, denn ich fühlte irgendwie, daß es nicht ein Mangel an Vertrauen war, was sie hemmte. Es war eine andere Hemmung, eine Hemmung, über die ich mir nicht klarwerden konnte. Und es lag wirklich gar keine Empfindlichkeit darin, als ich sagte:

»Ganz recht. Aber Sie müssen sich doch, wie jeder andere in der gleichen Lage, auf Grund dieses hohen Lobspruches, den ich durchaus nicht anfechten möchte, ein Bild von diesem ganz ausgezeichneten Freund gemacht haben. Und sagen Sie mir, bitte – waren Sie nicht enttäuscht?«

»Was meinen Sie? Seine persönliche Erscheinung?«

»Ich meine ja nicht gerade, ob er hübsch ist oder nicht … «

Wir kehrten am Ende der Allee um und machten ein paar Schritte, ohne einander anzusehen.

»Seine Erscheinung ist nicht alltäglich«, sagte Fräulein Haldin endlich.

»Nein, das habe ich mir schon gedacht, nach dem, was Sie mir von Ihrem ersten Eindruck erzählt haben. Schließlich müssen wir ja doch wieder auf das Wort zurückgreifen: ›Eindruck‹. Was ich meine, ist dieses Unbeschreibliche, was Ihnen den Eindruck einer ›nicht alltäglichen Persönlichkeit‹ erweckte.«

Ich merkte, daß sie nicht zuhörte. Ihr Gesichtsausdruck war ganz eindeutig. Und wieder einmal hatte ich das Gefühl einer gänzlichen Verständnislosigkeit, die aber nicht durch mein Alter bedingt war, denn Alter sollte ja eher Einsicht mit sich bringen; es war mir einfach, als stünde ich auf einem anderen Planeten und könnte sie nur ganz von fern beobachten, und so verstummte ich und sah ihr zu, wie sie neben mir hinschritt.

»Nein«, rief sie plötzlich aus, »ein Mensch von so starken Gefühlen konnte mich nicht enttäuschen.«

»Aha, starke Gefühle«, murmelte ich und dachte dabei kritisch: »So plötzlich und unvermittelt!?«

»Was sagten Sie?« fragte Fräulein Haldin harmlos.

»Oh, nichts, ich bitte um Entschuldigung, ›Starke Gefühle‹. Ich bin nicht überrascht.«

»Und Sie wissen nicht, wie unhöflich ich mich gegen ihn benahm«, rief sie reuig aus.

Ich muß wohl förmlich verblüfft ausgesehen haben, denn sie errötete noch tiefer und sagte mir, sie schäme sich, zuzugeben, daß sie nicht genügend gefaßt gewesen sei; sie habe die Beherrschung über ihre Worte und Gesten nicht so behalten, wie die Situation es verlangt hätte. Sie habe die Festigkeit verloren, die beider Männer, des toten und des lebendigen, würdig gewesen wäre. Die Festigkeit, in deren Zeichen das Zusammentreffen von Viktor Haldins Schwester mit Viktor Haldins einzig bekanntem Freunde hätte stehen müssen. Er habe sie scharf angesehen, aber nichts gesagt, und sie war, wie sie zugab, von seinem Mangel an Verständnis peinlich berührt. Sie konnte nichts weiter herausbringen als:

»Sie sind Herr Rasumoff.« Seine Stirn furchte sich leicht. Nach einer kurzen beängstigenden Pause machte er eine leichte zustimmende Verbeugung und wartete.

Bei dem Gedanken, daß da der Mann vor ihr stand, den ihr Bruder so hoch geschätzt hatte, der Mann, der seinen Wert erfaßt, mit ihm gesprochen, ihn verstanden, seinen Herzensergüssen gelauscht, ihn vielleicht ermutigt hatte – bei diesem Gedanken zitterten ihre Lippen, und Tränen schossen ihr in die Augen; sie machte einen Schritt auf ihn zu, streckte die Hände impulsiv aus und sagte, mühsam bestrebt, ihre Bewegung zu unterdrücken: »Können Sie nicht erraten, wer ich bin?« Er nahm die gebotene Hand nicht. Er wich sogar ein wenig zurück, und Fräulein Haldin glaubte, daß er die Situation unangenehm empfinde. Fräulein Haldin verstand und verzieh ihm das und richtete ihren Vorwurf gegen sich selbst. Sie hatte sich unwürdig benommen, wie ein rührseliges französisches Mädchen. Ein Gefühlsausbruch dieser Art konnte einem Mann von ruhigem, selbstbeherrschtem Wesen nicht sympathisch sein.

Ich dachte mir, daß er wirklich unglaublich ruhig sein mußte oder vielleicht sehr schüchtern Frauen gegenüber, da er auf das Entgegenkommen eines Mädchens wie Natalie Haldin keine herzlichere Antwort gefunden hatte. Diese hochgesinnten und einsamen Existenzen (die Worte fielen mir plötzlich ein) machen einen jungen Menschen scheu und einen alten wild – oft wenigstens.

»Nun?« fragte ich, um Fräulein Haldin zum Weitersprechen zu ermuntern.

Sie war mit sich selbst immer noch sehr unzufrieden. »Es wurde immer schlimmer mit mir«, sagte sie mit einem Ausdruck von Entmutigung, der mir an ihr ganz fremd war. »Ich benahm mich so rührselig wie nur möglich, gerade daß ich nicht in Tränen ausbrach. Ich bin nur froh, daß ich wenigstens das nicht tat. Aber ich konnte ganz lange Zeit kein Wort hervorbringen.«

Sie hatte vor ihm gestanden, sprachlos, bemüht, ein Schluchzen zu unterdrücken, und als sie endlich ein paar Worte herausstammeln konnte, da war es nur der Name ihres Bruders »Viktor – Viktor – Haldin«. Dann brach ihr abermals die Stimme.

»Natürlich«, bemerkte sie zu mir, »schmerzte ihn das. Er war ganz niedergeschlagen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er meiner Ansicht nach ein Mensch von tiefem Gefühl ist – es ist unmöglich, daran zu zweifeln. Sie hätten sein Gesicht sehen sollen, Er schwankte, er lehnte sich an die Terrassenmauer. Ihre Freundschaft muß einfach eine Seelenverbrüderung gewesen sein. Ich war ihm dankbar für seine Rührung, da ich mich

dadurch meines eigenen Mangels an Selbstbeherrschung weniger schämte. Und dann gewann ich dadurch auch wie mit einem Schlag die Sprache wieder, Dies alles währte nicht länger als ein paar Sekunden. ›Ich bin seine Schwester‹, sagte ich, ›vielleicht haben Sie von mir gehört.‹«

»Und hatte er das?« warf ich ein.

»Ich weiß nicht. Aber wie sollte er nicht? Und doch … aber was tut das zur Sache? Ich stand da vor ihm, zum Greifen nahe, und sah doch nicht wie eine Betrügerin aus, Ich weiß nur, daß er mir beide Hände entgegenstreckte, ich möchte fast sagen, mir sie entgegenschwang mit der denkbar größten Wärme und Herzlichkeit, und daß ich sie faßte und drückte mit dem freudigen Gefühl, wieder etwas von dem zurückgewonnen zu haben, was ich seit dem Tode meines Bruders für immer verloren glaubte – ein wenig von der Erinnerung, der Begeisterung und dem Rückhalt, den mir mein lieber Toter geboten hatte … «

Ich verstand sehr wohl, was sie meinte. Wir schlenderten langsam weiter. Ich vermied es, sie anzusehen, und wie um auf meine eigenen Gedanken zu antworten, sagte ich:

»Es war zweifellos eine enge Freundschaft – wie Sie sagen. Und schließlich hat der junge Mann ja Ihren Namen sozusagen mit beiden Händen willkommen geheißen. Danach haben Sie sich wohl verstanden. Ja, Sie mußten einander rasch verstehen.«

Sie antwortete nicht gleich.

»Herr Rasumoff scheint ein Mann von wenig Worten zu sein, ein verschlossener Mann – selbst wenn er tief bewegt ist.«

Da ich den redseligen Baß von Peter Iwanowitsch, dieses Oberpatrons aller revolutionären Veranstaltungen, nicht vergessen oder auch nur verzeihen konnte, so hielt ich die Eigenschaft, die Fräulein Haldin Herrn Rasumoff zuschrieb, für einen durchaus erfreulichen Charakterzug, da sie meiner Ansicht nach auf Aufrichtigkeit schließen ließ.

»Und dann hatten wir auch nicht viel Zeit«, sagte sie.

»Nein, natürlich, die hatten Sie nicht.« Mein Mißtrauen, fast möchte ich sagen, meine Furcht vor dem Feministen und seiner Egeria war so unauslöschlich, daß ich mich nicht zurückhalten konnte, in wirklicher Angst, wenn auch lächelnd, zu fragen:

»Sie sind aber doch glücklich entwischt?«

Sie verstand, und ich lächelte gleichfalls über meine Verlegenheit.

»O ja, ich bin entwischt, wenn Sie es so nennen wollen. Ich ging schnell weg. Es war nicht nötig, zu laufen. Ich bin weder verschreckt noch bezaubert, wie die arme Frau, die mich so merkwürdig empfing.«

»Und Herr – Herr Rasumoff … «

»Er blieb natürlich da. Ich glaube, er ging ins Haus, nachdem ich ihn verlassen hatte. Sie erinnern sich, daß er mit einer warmen Empfehlung an Peter Iwanowitsch hierher kam – vielleicht mit wichtigen Nachrichten an ihn betraut.«

»Ach ja, von dem Priester, der … «

»Vater Zosim, jawohl, oder auch von andern vielleicht.«

»Sie haben ihn also verlassen; aber haben Sie ihn seither gesehen, wenn ich fragen darf?«

Fräulein Haldin antwortete zunächst nicht auf diese so direkte Frage und sagte dann ruhig:

»Ich habe erwartet, ihn heute hier zu sehen.«

»Haben Sie? Sie treffen sich also in diesem Garten? Dann tue ich wohl am besten, wenn ich Sie sofort allein lasse?«

»Nein, warum denn? Und wir treffen uns nicht in diesem Garten. Ich habe Herrn Rasumoff seit jenem ersten Mal nicht wiedergesehen, nicht einmal. Ich habe ihn aber erwartet … «

Sie machte eine Pause. Ich fragte mich erstaunt, warum der junge Revolutionär nicht mehr Eifer zeigte.

»Bevor wir uns trennten, sagte ich Herrn Rasumoff, daß ich täglich um diese Zeit eine Stunde hier spazierengehe. Ich konnte ihm nicht erklären, warum ich ihn nicht aufforderte, uns sofort zu besuchen. Mutter muß auf einen solchen Besuch vorbereitet werden, und dann, sehen Sie, weiß ich ja selbst nicht, was Herr Rasumoff uns zu sagen haben kann; auch muß ich ihm erst mitteilen, wie es mit meiner armen Mutter steht. So sagte ich ihm nur in Eile, daß ich einen Grund hätte, ihn nicht gleich zu uns zu bitten, daß ich aber täglich hier zu treffen sei … Das ist ein öffentlicher Ort, es sind aber niemals viel Leute um diese Stunde hier. Ich dachte, es würde ganz gut passen, und dann ist es so nahe bei unserer Wohnung. Ich bin nicht gern weit von Mutter weg. Unser Mädchen weiß, wo ich bin, für den Fall, daß ich plötzlich gebraucht werden sollte.«

»Jawohl, von diesem Gesichtspunkt aus ist es durchaus passend«, stimmte ich bei.

Ich war tatsächlich der Ansicht, daß die Bastionen ein durchaus passender Ort seien, wenn das Mädchen es noch nicht für angebracht hielt, den jungen Mann ihrer Mutter vorzustellen. Ich sah ringsum auf die trostlos banalen Anlagen und dachte, daß hier also ihre Bekanntschaft beginnen und sich weiter entwickeln würde, unter dem Austausch edler Entrüstungen und hochgespannter Gefühle, zu hoch vielleicht, als daß

ein nichtrussischer Verstand sie erfassen könnte. Achtzig Millionen ihrer Landsleute knirschten zwischen den mahlenden Mühlsteinen, und diese beiden Flüchtlinge würden hier unter diesen Bäumen eng aneinander hinschreiten. Ja, es war ein Platz, wie geschaffen zu Spaziergängen und Herzensergüssen. Während wir nochmals vor den großen eisernen Toren kehrtmachten, fiel mir sogar ein, daß die beiden, wenn sie müde wurden, reichlich Gelegenheit zum Ausruhen finden würden. Eine Unmenge von Tischen und Stühlen war zwischen dem Gartenrestaurant und dem Musikstand verteilt. Es sah aus wie eine Anhäufung von bemaltem Treibholz zwischen den Bäumen. Mitten darin bemerkte ich ein einsames Schweizer Liebespaar, dessen Geschick ganz zweifellos von der Wiege bis zum Grabe gesichert erschien, durch die vollkommen demokratischen Institutionen einer Republik, die man förmlich in einer Hand halten konnte. Der Mann, farblos und ungeschlacht, trank Bier aus einem glitzernden Glas, die Frau, ländlich und gemütsruhig, lehnte in ihrem groben Stuhl und sah müßig um sich.

Auf dieser Erde ist die Logik nun einmal selten zu finden. Nicht nur bei Gedanken, sondern auch bei Gefühlen. Zu meiner lebhaften Überraschung entdeckte ich in mir eine Abneigung gegen diesen unbekannten jungen Menschen. Es war eine Woche her, daß sie sich getroffen hatten. War er so unempfindlich oder schüchtern, oder ganz stumpf? Ich konnte es nicht herausbringen.

»Glauben Sie«, fragte ich Fräulein Haldin, nachdem wir wieder ein Stück in der großen Allee hinuntergegangen waren, »daß Herr Rasumoff Ihre Absicht verstanden hat?«

»Daß er verstanden hat, was ich meinte?« fragte sie erstaunt zurück. »Er war tief bewegt, das weiß ich; trotz meiner eigenen Erregung konnte ich es sehen. Aber ich sprach deutlich. Er hörte mich an; er schien sogar förmlich an meinen Lippen zu hängen … « Unbewußt hatte sie den Schritt beschleunigt. Auch ihre Worte kamen schneller.

Ich wartete ein wenig, bevor ich nachdenklich bemerkte: » Und doch ließ er alle diese Tage vorübergehen.«

»Wie können wir wissen, was er hier zu tun hat? Er reist wirklich nicht zu seinem Vergnügen. Seine Zeit gehört vielleicht gar nicht ihm – nicht einmal seine Gedanken vielleicht.«

Sie ging plötzlich sehr langsam und fügte leise hinzu: »Oder sogar sein Leben.«

Dann verstummte sie und blieb stehen. »Ich halte es für durchaus möglich, daß er Genf am selben Tag, wo er mich gesehen hat, verlassen mußte.«

»Ohne Ihnen etwas zu sagen«, rief ich ungläubig aus.

»Ich ließ ihm keine Zeit dazu. Ich verabschiedete mich ganz plötzlich. Gegen Schluß benahm ich mich recht aufgeregt, das tut mir leid. Wenn ich ihm selbst die Gelegenheit zu irgendwelchen vertraulichen Mitteilungen gegeben hätte, so hätte er immer noch das Recht gehabt, mich für nicht ganz vertrauenswürdig zu halten. Ein aufgeregtes tränenreiches Mädchen erweckt nicht den Eindruck, als ob man ihr etwas anvertrauen könnte. Doch selbst wenn er Genf für eine Zeit verlassen haben sollte, so bin ich doch ganz sicher, daß wir uns wieder treffen werden.«

»Oh, Sie sind sicher … das scheint wirklich so. Doch mit welchem Recht?«

»Weil ich ihm gesagt habe, daß ich irgend jemand brauchte, einen Landsmann, der meinen Glauben teilt und dem ich mich in einer bestimmten Sache anvertrauen könnte.«

»Ich verstehe. Ich frage Sie nicht, was er Ihnen geantwortet hat. Ich gestehe, daß Ihnen das ein Recht gibt, zu glauben, daß Herr Rasumoff nicht allzulange auf sich warten lassen wird. Heute ist er aber nicht gekommen?«

»Nein«, sagte sie ruhig. »Heute nicht.« Und wir standen eine Zeitlang nebeneinander, wie Leute, die sich nichts mehr zu sagen haben und ihre Gedanken weitab schweifen lassen, bevor sie selbst ihre eigenen Wege gehen. Fräulein Haldin sah auf die Uhr an ihrem Armband und machte eine brüske Bewegung. Sie war scheinbar schon über die Zeit ausgeblieben.

»Ich bin nicht gern von Mutter weg«, murmelte sie kopfschüttelnd. »Nicht, daß sie eben sehr krank wäre; aber wenn ich nicht bei ihr bin, so fühle ich mich merkwürdig beunruhigt.«

Frau Haldin hatte seit länger als einer Woche ihres Sohnes mit keinem Worte mehr gedacht. Sie saß wie gewöhnlich in dem Lehnstuhl beim Fenster und blickte schweigend auf den hoffnungslos langweiligen Boulevard des Philosophes hinaus. Wenn sie sprach, so waren es immer nur wenige teilnahmslose Worte über gleichgültige, alltägliche Dinge.

»Für jemand, der weiß, worüber die Ärmste grübelt, sind Gespräche dieser Art weit schmerzlicher noch als ihr Schweigen, obwohl das auch schlimm ist. Ich kann es kaum ertragen und wage es doch nicht zu brechen.«

Fräulein Haldin seufzte und schloß einen Knopf ihres Handschuhs, der aufgegangen war. Ich wußte recht gut, wie bitter sie unter diesen Zuständen leiden mußte. Die unerträgliche Lage, ihre Ursachen und ihre Begleitumstände hätten die Gesundheit eines westeuropäischen

Mädchens untergraben. Aber russische Naturen haben eine ganz merkwürdige Widerstandskraft gegen die harten Prüfungen des Lebens. Wie das Mädchen da vor mir stand, aufrecht und geschmeidig, in einer kurzen Jacke über dem schwarzen Kleid, die ihre Gestalt noch schlanker und ihr frisches, doch farbloses Gesicht noch bleicher erscheinen ließ, erregte sie meine staunende Bewunderung.

»Ich kann keinen Augenblick länger bleiben! Sie sollten bald kommen und nach Mutter sehen. Sie wissen, daß sie Sie ›l'ami‹ nennt. Das ist ein ausgezeichneter Name, und sie meint ihn aufrichtig so. Und jetzt – au revoir – ich muß laufen.«

Sie sah flüchtig den breiten Gehweg hinunter – auf einmal aber legte sie mit einer hastigen Bewegung ihre Hand, die sie mir zum Gruß hingestreckt hatte, auf meine Schulter; ihre roten Lippen waren leicht geöffnet, doch nicht zu einem Lächeln, sondern eher in einem Ausdruck plötzlichen Vergnügens. Sie sah nach dem Eingangstor und stieß kurz hervor:

»Da! ich wußte es. Da kommt er!«

Ich wußte, daß sie nur Herrn Rasumoff meinen konnte. Ein junger Mann kam in Eile die Allee herauf. Sein Anzug war dunkelbraun, und er trug einen Stock. Als ich ihn zuerst erblickte, hatte er den Kopf auf die Brust gesenkt, wie in tiefen Gedanken. Während ich ihn noch ansah, hob er ihn mit einem scharfen Ruck und zögerte plötzlich. Ich bin sicher, daß er das tat, obwohl dieses Zögern kaum merklich war und sofort überwunden wurde. Dann kam er weiter auf uns zu und sah uns ruhig an. Fräulein Haldin machte mir ein Zeichen, dazubleiben, und ging ihm einige Schritte entgegen.

Ich wandte den Kopf, um ihre Begegnung nicht mit anzusehen, und sah auch nicht wieder hin, bis ich Fräulein Haldin bei der Vorstellung seinen Namen nennen hörte. Herr Rasumoff wurde in leisem, herzlichem Ton davon unterrichtet, daß ich nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer, sondern auch ein fester Halt sei »in unserem Kummer und Schmerz«.

Natürlich blieb es auch nicht unerwähnt, daß ich Engländer sei. Fräulein Haldin sprach rascher, als ich sie je zuvor sprechen gehört hatte, und die Ruhe ihrer Augen wirkte durch den Gegensatz noch eindrucksvoller.

»Ich habe ihm mein Vertrauen geschenkt«, fügte sie hinzu und sah während der ganzen Zeit Herrn Rasumoff an. Dieser junge Mensch ließ zwar seinen Blick auf Fräulein Haldin ruhen, sah aber sicherlich nicht in ihre Augen, die doch auf ihn warteten. Hernach sah er uns abwechselnd an, während die schwache Andeutung eines erzwungenen Lächelns und ein leises Stirnrunzeln auf seinem Gesicht kamen und gingen; ich

bemerkte es, obwohl jemand, der ihn nicht so angestrengt beobachtet hätte wie ich, beides entgangen wäre. Ich weiß nicht, ob es auch Natalie Haldin aufgefallen war, meiner Aufmerksamkeit aber konnten selbst die schattenhaftesten seiner Bewegungen nicht entgehen. Das versuchte Lächeln mißlang, das Stirnrunzeln wurde unterdrückt und das Gesicht zur Ausdruckslosigkeit gezwungen; und doch stellte ich mir vor, daß er bei sich dachte:

»Ihr Vertrauen! Diesem ältlichen Menschen – diesem Ausländer!«

Ich stellte mir das vor, weil auch er mir ausländisch genug vorkam. Im ganzen aber hatte ich einen günstigen Eindruck. Er sah intelligent aus und sogar gewissermaßen distinguiert und stach damit auffallend genug von dem Durchschnitt der Studenten und den sonstigen Bewohnern der »Petite Russie« ab. Seine Gesichtszüge waren durchgebildeter, als man es bei Russen gewöhnlich trifft. Seine Kinnlinie war scharf, seine Wangen glatt rasiert und bleich. Seine Nase sprang energisch vor. Er trug den Hut tief in die Augen gezogen, das dunkle Haar war im Nacken leicht gewellt. Unter dem schlecht sitzenden braunen Anzug erriet man kräftige Gliedmaßen. Bei einer leichten Beugung zeichneten sich breite Schultern ab. Im ganzen war ich nicht enttäuscht. Nachdenklich – kräftig – schüchtern …

Bevor Fräulein Haldin noch zu sprechen aufgehört hatte, fühlte ich den Druck seiner Hand auf meiner, einen muskelfesten Druck, nur überraschend heiß und trocken. Kein Wort und nicht einmal ein Murmeln begleitete diesen kurzen Händedruck.

Ich gedachte, die beiden sich selbst zu überlassen, Fräulein Haldin aber berührte leicht meinen Vorderarm mit einem leisen Nachdruck, der mir eindeutig einen Wunsch verriet. Man mag darüber lächeln, aber ich war nur zu gern bereit, in Natalie Haldins Nähe zu bleiben, und schäme mich nicht einzugestehen, daß es für mich dabei nichts zu lächeln gab. Ich blieb. Nicht wie ein Jüngling es getan hätte, selig und von ihrer Nähe sozusagen berauscht; ich war nüchtern, stand mit beiden Füßen fest auf dem Boden und war entschlossen, ihre Absicht zu ergründen. Sie hatte sich an Rasumoff gewendet.

»Gut, dies ist der Ort. Ja, ich hatte geahnt, daß Sie hierher kommen würden. Ich bin jeden Tag spazierengegangen … Entschuldigen Sie sich nicht, ich verstehe. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie heute gekommen sind, aber trotzdem kann ich jetzt nicht bleiben. Es ist unmöglich. Ich muß ganz schnell nach Hause. Jawohl, obgleich Sie jetzt vor mir stehen, muß ich fort. Ich war zu lange weg … Sie wissen, wie es ist?«

Diese letzten Worte waren an mich gerichtet. Ich bemerkte, daß Herr Rasumoff mit der Zungenspitze über die Lippen fuhr, wie man es wohl im Fieber zu tun pflegt. Er nahm ihre schwarzbehandschuhte Hand, die sich über der seinen schloß und sie festhielt – sie für mich ganz merkbar festhielt, trotzdem er Miene machte, sie zurückzuziehen.

»Ich danke Ihnen nochmals dafür, daß Sie mich verstanden«, fuhr sie herzlich fort. Er unterbrach sie, wie mir schien, etwas barsch. Mir gefiel es nicht, daß er zu diesem freimütigen Geschöpf nur so unter dem Hutrand hervor sprach. Seine Stimme klang schwach und rasselnd, als wäre ihm die Kehle ausgetrocknet.

»Wofür haben Sie mir zu danken? Ich *Sie* verstehen? … wieso habe ich Sie verstanden? … merken Sie sich lieber gleich, daß ich gar nichts verstehe. Ich wußte nur, daß Sie mich in diesem Garten zu sehen wünschten. Ich konnte nicht früher kommen, ich war verhindert, und sogar heute, wie Sie sehen … zu spät.«

Sie hielt immer noch seine Hand.

»Immerhin kann ich Ihnen dafür danken, daß Sie mich nicht gleich für ein schwaches und rührseliges Mädchen gehalten haben. Ich brauche zweifellos Halt, ich weiß so wenig. Aber man kann sich auf mich verlassen. Wirklich, man kann.«

»Sie wissen wenig«, wiederholte er nachdenklich. Er hatte den Kopf erhoben und sah nun gerade in ihr Gesicht, während sie seine Hand hielt. So standen sie eine ganze Weile. Dann ließ sie seine Hand los.

»Ja, Sie kamen spät. Es war nett von Ihnen, daß Sie überhaupt kamen und damit rechneten, ich könnte zufällig länger als gewöhnlich hiergeblieben sein. Ich habe mich mit diesem guten Freund hier unterhalten. Wir haben von Ihnen gesprochen. Jawohl, Kyrill Sidorowitsch, von Ihnen. Er war gerade bei mir, als ich zum ersten Male von Ihrer Anwesenheit in Genf hörte. Er kann Ihnen erzählen, wie tröstlich ich damals diese Nachricht empfand. Er weiß auch, daß ich mir vorgenommen hatte, Sie aufzusuchen. Aus diesem einzigen Grund habe ich auch die Einladung von Peter Iwanowitsch angenommen … «

»Peter Iwanowitsch hat Ihnen von mir gesprochen«, unterbrach er sie mit dieser unsicheren, rauhen Stimme, die mir die Vorstellung einer ausgetrockneten Kehle erweckte.

»Nur ganz wenig. Er hat mir nur Ihren Namen gesagt, und daß Sie hier angekommen seien. Warum hätte ich weiter fragen sollen? Was hätte er mir mehr sagen können, das ich nicht schon aus meines Bruders Brief gewußt hätte? Drei Zeilen! Doch wieviel haben sie für mich bedeutet! Ich will sie Ihnen eines Tages zeigen, Kyrill Sidorowitsch. Doch jetzt

muß ich gehen. Unser erstes Gespräch soll nicht nur fünf Minuten dauern, darum fangen wir besser gar nicht an … «

Ich hatte ein wenig abseits gestanden und sie beide im Profil gesehen. In diesem Augenblick fiel es mir auf, daß Herrn Rasumoffs Gesicht älter erschien als seine Jahre.

Das Mädchen wandte sich plötzlich zu mir: »Wenn meine Mutter in meiner Abwesenheit aufwachte (ich bin ja heute viel länger weg als sonst), so würde sie mich vielleicht fragen. Sie scheint mich in letzter Zeit mehr zu vermissen. Sie würde wissen wollen, was mich aufgehalten hat, und sehen Sie, es wäre mir schmerzlich, es ihr verheimlichen zu müssen.«

Ich verstand sie recht gut. Und aus demselben Grunde wehrte sie auch ab, als Herr Rasumoff scheinbar Miene machte, sie zu begleiten.

»Nein, nein, ich gehe allein, aber Sie können mich hier treffen, sobald Sie wollen.« Dann sagte sie leiser und bedeutsam zu mir: »Mutter sitzt vielleicht eben jetzt beim Fenster und sieht auf die Straße hinaus. Sie darf von Herrn Rasumoffs Gegenwart gar nichts erfahren, bis ein Punkt aufgeklärt ist.« Nach einer kurzen Pause fügte sie etwas lauter und doch immer noch zu mir gewendet hinzu: »Herr Rasumoff versteht meine Schwierigkeit nicht ganz, aber Sie wissen ja, was es ist.«

Kapitel 5

Mit einem kurzen Kopfnicken für uns beide und einem ernsten, freundlichen Blick für den jungen Mann verließ uns Fräulein Haldin. Wir setzten die Hüte wieder auf und sahen ihrer aufrechten, geschmeidigen Gestalt nach, die sich rasch entfernte. Ihr Gang war nicht das unsichere Gleiten, mit dem manche Frauen geziert tun, sondern ein freies, gesundes und kräftiges Vorwärtsschreiten. Die Entfernung zwischen uns vergrößerte sich schnell. Schließlich entschwand sie unserem Blick. Erst da bemerkte ich, daß Herr Rasumoff den Hut wieder tief ins Gesicht gezogen hatte und mich von Kopf bis zu Fuß musterte. Ich kann wohl sagen, daß ich für diesen jungen Russen eine recht unerwartete Erscheinung sein mußte. In seinem Gesicht, in seiner ganzen Haltung glaubte ich einen Ausdruck wahrzunehmen, der mir aus Neugier und Verachtung gemischt schien, durch Mißtrauen gedämpft – als hätte er den Atem angehalten, während ich weggesehen hatte. Seine Augen begegneten aber den meinen fest genug. Ich sah dabei zum erstenmal, daß sie von hellem Braun und von dicken schwarzen Wimpern eingefaßt waren. Sie waren das Jüngste in seinem Gesicht. Durchaus nicht unangenehme Augen. Er stand auf seinen Stock gelehnt und schwankte leicht, als gäbe er dem Wind nach. Mir wurde es plötzlich klar, daß Fräulein Haldin eine bestimmte Absicht gehabt hatte, als sie uns beide allein ließ – daß mir eine Aufgabe anvertraut worden war, da ich durch einen Zufall eben bei der Hand gewesen war. Daher bemühte ich mich, mich so liebenswürdig wie möglich zu zeigen. Ich suchte nach irgendeiner passenden Einleitung und fand mit einemmal in Fräulein Haldins letzten Worten den Schlüssel zur Lösung meiner Aufgabe.

»Nein«, sagte ich ernst, wenn auch mit einem Lächeln, »man kann nicht von Ihnen erwarten, daß Sie verstehen.«

Seine glattrasierten Lippen zuckten ein wenig, bevor er mit unterdrücktem Spott antwortete:

»Aber haben Sie nicht eben gehört? Die junge Dame hat mir dafür gedankt, daß ich sie so gut verstanden habe.«

Ich sah ihn scharf an. Lag in dieser Antwort ein verborgener und unerklärlicher Hohn? Nein, das war es nicht. Es hätte Verdruß sein können. Aber was hätte ihn verdrießen sollen? Er sah aus, als habe er in der letzten Zeit nicht gut geschlafen. Ich konnte fast körperlich fühlen, wie sein müder, unbeweglicher Blick auf mir lastete, der Blick eines Menschen, der regungslos im Dunkeln liegt, ganz und gar in quälenden Gedanken befangen. Ich wußte ja jetzt, wie recht ich damit hatte, und kann nur ehrlich versichern, daß das wirklich mein erster Eindruck von ihm war. Sein Blick war aus irgendeinem unbestimmten Grunde unangenehm. Jetzt allerdings, während ich dies niederschreibe und alles weiß, könnte ich leicht eine Erklärung dafür finden, damals aber, als ich gar nichts wußte, war dies mein Eindruck. Ich versuchte die leichte Verlegenheit, in die er mich versetzte, dadurch zu vertreiben, daß ich einen halb vertraulichen Plauderton anschlug.

»Dieses ganz reizende und durchaus bewundernswerte junge Mädchen (ich bin, wie Sie ja sehen, alt genug, um in meinen Ausdrücken offenherzig sein zu können), dieses junge Mädchen also hat nur aus ihrem eigenen Gefühl heraus gesprochen. Sie haben das ja sicherlich erfaßt?«

Er machte eine so unvermittelte Bewegung, daß er fast schwankte:

»Müssen das verstehen! Können das nicht verstehen! Ich kann doch wohl anderes zu tun haben? Und das Mädchen ist reizend und bewundernswert. Gut – und wenn schon! Ich denke doch, daß ich das auch allein sehen kann?«

Dieser Ausbruch wäre beleidigend gewesen, wenn seine Stimme nicht erstickt geklungen hätte; so merkte ich zu sehr die peinliche Anstrengung, die ihm das Sprechen verursachte, als daß ich hätte beleidigt sein können.

Ich schwieg und schwankte zwischen der offensichtlichen Tatsache und meiner feineren Empfindung. Es stand mir frei, ihn auf dem Fleck zu verlassen; doch hielt mich das Bewußtsein zurück, daß mich Fräulein Haldin mit ihrem Abschiedsblick mit einer Aufgabe betraut hatte. Nach einer kurzen Überlegung sagte ich:

»Wollen wir ein paar Schritte zusammen gehen?«

Er zuckte so heftig mit den Schultern, daß er wieder taumelte. Wir begannen zu gehen, und er blieb ein wenig zurück, so daß ich ihn eigentlich nicht sehen konnte, wenn ich nicht den Kopf zurückwandte. Ich wollte ihm durch irgendein Zeichen von Neugier nicht weiter reizen, weil ich mir sagte, daß gerade Neugier diesem jungen Menschen doppelt peinlich sein mußte, der eben erst seinem von politischen Leidenschaften durchwühlten Vaterland entflohen war. Ich wollte ihn nicht durch

ausgesprochene Neugier weiter reizen. Das mußte diesem jungen und verschlossenen Mann widerwärtig sein, der eben erst den höllischen Schatten entronnen war, die das tragische und gütige Gesicht seines Landes verhüllten. Dieser Schatten streckte sich quer durch Europa, begleitete alle seine Landsleute und lag auch über ihm und schien sein Gesicht zu verdunkeln. »Zweifellos«, sagte ich mir, »ist er ein Fanatiker, vielleicht sogar ein verzweifelter Revolutionär; aber er ist jung, vielleicht ist er selbstlos und menschlich, des Mitleids fähig … «

Ich hörte, wie er sich geräuschvoll räusperte, und wurde sofort ganz Ohr.

»Das übersteigt alles«, waren seine ersten Worte. »Das übersteigt alles. Ich finde Sie da aus einem Grunde, den ich nicht verstehen kann, im Besitze von irgend etwas, das zu verstehen man von mir nicht erwarten kann! Ihr Vertrauter! Ein Ausländer! Spricht von einem staunenswerten russischen Mädchen! Ist dieses bewundernswerte Mädchen eine Närrin, möchte ich jetzt einmal wissen? Wo wollen Sie hinaus? Was für Absichten verfolgen Sie?«

Er konnte sich kaum verständlich machen. Seine Kehle schien ausgetrocknet wie ein Stück Zunder. Es klang so erbärmlich, daß ich durchaus keine Mühe hatte, meine Entrüstung niederzuhalten.

»Wenn Sie ein wenig länger gelebt haben werden, Herr Rasumoff, so werden Sie darauf kommen, daß keine Frau eine Närrin ist. Ich bin kein Feminist wie der berühmte Autor da, Peter Iwanowitsch, den ich übrigens, um die Wahrheit zu sagen, stark im Verdacht habe … «

Er unterbrach mich mit einem erstaunten Flüstern, das mich förmlich erschreckte.

»Im Verdacht? Sie haben Peter Iwanowitsch im Verdacht? Sie!«

»Ja, in gewisser Hinsicht«, versuchte ich meine Bemerkung abzuschwächen. »Wie ich schon gesagt habe, Herr Rasumoff, wenn Sie lange genug gelebt haben, dann werden Sie unterscheiden lernen zwischen dem vornehmen Zutrauen einer Natur, der alles Niedrige fremd ist, und der geschmeichelten Leichtgläubigkeit mancher Frauen, obwohl auch die Leichtgläubigen, so dumm sie auch sein mögen und so unglücklich sie sicher sind, doch niemals Närrinnen sind. Es ist mein fester Glaube, daß keine Frau je völlig enttäuscht werden kann. Die Verlorenen unter ihnen sind mit offenen Augen in den Abgrund gesprungen; man weiß nur nicht alle Begleitumstände.«

»Meiner Seele«, rief er aus, »was geht es mich an, ob Weiber närrisch sind oder verrückt? Es ist wirklich ganz gleich, wie Sie darüber denken! Ich, ich interessiere mich nicht für sie. Ich lasse sie sein. Ich bin kein

Romanheld. Woher wissen Sie, daß ich irgend etwas über Frauen lernen will? … Was soll das alles?«

»Sie meinen den Zweck dieser Unterredung, zu der ich Sie allerdings gewissermaßen gezwungen habe?«

»Gezwungen! Zweck!« wiederholte er und hielt sich andauernd einen kleinen Schritt hinter mir. »Sie wollten augenscheinlich über Frauen reden. Das ist ein Thema. Aber mir liegt nichts daran. Ich habe nie … tatsächlich, ich hätte über andere Themen nachzudenken.«

»Hier handelte es sich nur um eine einzige Frau, ein junges Mädchen – die Schwester Ihres toten Freundes –, Fräulein Haldin. Sie könnten doch wirklich etwas über sie nachdenken. Was ich zuerst sagen wollte, war, daß hier eine Situation vorliegt, die zu verstehen man von Ihnen nicht erwarten kann.«

Ich hörte ein paar Augenblicke seinen unsicheren Schritten zu.

»Ich denke mir, daß es eine nützliche Vorbereitung für Ihr nächstes Zusammentreffen mit Fräulein Haldin sein könnte, wenn ich Ihnen davon spreche. Ich glaube, sie selbst hat irgend etwas Derartiges beabsichtigt, als sie uns allein ließ. Ich halte mich für ermächtigt, zu sprechen. Die eigentümliche Lage, die ich schon erwähnt habe, hat sich aus dem ersten Kummer und Schmerz über Viktor Haldins Hinrichtung ergeben. Die Begleitumstände seiner Verhaftung waren irgendwie eigenartig. Sie wissen ganz zweifellos die volle Wahrheit … «

Ich fühlte mich oberhalb des Ellbogens am Arm gepackt und im nächsten Augenblick herumgerissen, so daß ich Herrn Rasumoff ins Gesicht sah.

»Sie springen da vor mir aus dem Boden heraus mit solchem Gerede. Wer zum Teufel sind Sie? Das ist ja unerträglich! Warum? Wozu? Was wissen denn Sie, was eigenartig ist und was nicht? Was haben denn Sie sich um irgendwelche verdammten Begleitumstände zu kümmern oder überhaupt um irgend etwas, was in Rußland vorgeht?«

Er stützte sich mit der anderen Hand schwer auf seinen Stock, und als er meinen Arm losließ, da hatte ich das Gefühl, daß er kaum imstande sei, sich auf den Füßen zu halten.

»Setzen wir uns an irgendeinen der freien Tische hier«, schlug ich vor, mit dem Versuch, diesen unerwarteten, heftigen Gefühlsausbruch zu übersehen. Ich muß gestehen, daß er mich nicht unberührt gelassen hatte. Der Mann tat mir leid.

»Was für Tische? Wovon sprechen Sie? Oh – die freien Tische? Die Tische da? Gewiß. Ich will mich an einen der freien Tische setzen.«

Ich führte ihn vom Wege weg mitten in das Gewimmel der Tische vor dem Gartenrestaurant. Das Schweizer Liebespaar war weggegangen. Wir saßen allein zwischen dem Treibholz, sozusagen. Herr Rasumoff ließ sich in einen Stuhl fallen, warf seinen Stock zu Boden, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, nahm die Kappe in die Hand und starrte mich hartnäckig und unverwandt an, während ich dem Kellner winkte und Bier bestellte. Ich konnte mich über diese stillschweigende Musterung nicht gut beschweren, weil ich ja wirklich sagen mußte, daß ich ihn etwas unvermittelt angefallen hatte – »aus dem Boden herausgesprungen war«, wie er es genannt hatte.

Während wir auf den Kellner warteten, erwähnte ich, daß ich in St. Petersburg geboren war und die russische Sprache schon als Kind erlernt hatte. An die Stadt erinnerte ich mich nicht, da ich sie als neunjähriger Junge endgültig verlassen hatte, in späteren Jahren aber hatte ich meine Bekanntschaft mit der Sprache erneuert. Er hörte mir zu, ohne auch nur die Augen im geringsten zu bewegen. Er mußte seine Stellung ändern, als das Bier kam; er stürzte das erste Glas hinunter und schien dadurch etwas aufgefrischt. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, kreuzte die Arme über der Brust und fuhr fort, mich unverhohlen anzustarren. Es fiel mir auf, daß sein glattrasiertes fast schwarzes Gesicht eigentlich recht beweglich schien, und die völlige Ausdruckslosigkeit war vielleicht nur eine erzwungene Gewohnheit, die für einen Revolutionär, einen Verschwörer, wohl am Platze schien, der ewig auf der Hut sein mußte, sich vor den zahllosen geheimen Spionen nicht zu verraten.

»Aber Sie sind doch ein Engländer – ein englischer Literaturprofessor«, murmelte er mit etwas freierer Stimme. »Ich habe von Ihnen gehört. Man hat mir erzählt, daß Sie schon jahrelang hier leben.«

»Ganz richtig. Mehr als zwanzig Jahre; und ich habe Fräulein Haldin bei ihren englischen Studien geholfen.«

»Sie haben englische Gedichte mit ihr gelesen«, sagte er, gänzlich unbeteiligt jetzt, förmlich ein anderer, ganz verschieden von dem Mann, der eben erst mit schweren und unsicheren Schritten neben mir hergegangen war.

»Jawohl, englische Dichter«, sagte ich. »Die Aufregung aber, von der ich sprach, wurde durch eine englische Zeitung verursacht.«

Er fuhr fort, mich anzustarren. Ich glaube, er wußte nichts davon, daß die Geschichte der mitternächtlichen Verhaftung von einem englischen Journalisten herausgebracht und der Welt bekanntgegeben worden war. Als ich ihm das erklärte, murmelte er verächtlich: »Das kann ebenso gut alles erlogen sein.«

»Ich sollte meinen, daß Sie selbst darüber am besten urteilen können«, gab ich leicht verwirrt zurück. »Ich muß gestehen, daß es mir in der Hauptsache wahr scheint.«

»Wie wollen Sie Lüge und Wahrheit auseinander halten?« fragte er in seiner neuen ausdruckslosen Art.

»Ich weiß nicht, wie Sie das in Rußland tun«, hob ich an, durch sein Benehmen etwas verärgert. Er unterbrach mich.

»In Rußland und überhaupt überall – in einer Zeitung zum Beispiel; die Farbe der Druckerschwärze und die Form der Buchstaben sind überall die gleichen.«

»Es gibt aber doch auch andere Anzeichen, nach denen man sich richten kann, der ganze Ton der Notiz, die allgemeine Wahrscheinlichkeit der Tatsache, die Überlegung des Beweggrundes und so weiter. Ich vertraue der Genauigkeit eines Spezialkorrespondenten nicht blindlings – aber warum hätte der eine sich die Mühe nehmen sollen, einen bis ins einzelne gehenden Bericht über Tatsachen zu erfinden, die für die Welt ohne Interesse waren?«

»Da haben wir's ja,«, brummte er, »was mit uns geschieht, ist ohne Interesse – eine kurze Sensation, um die Zeitungsleute zu unterhalten –, und dieses Europa, das mit souveräner Verachtung auf uns herabblickt. Es ist ekelhaft, nur daran zu denken. Aber warten Sie ein wenig zu.« Nach dieser Art von Drohung an Westeuropa verstummte er. Ich gab mir den Anschein, als bemerkte ich den Ärger in seinem Blick nicht, und betonte, daß es – ob der Journalist nun gut oder schlecht unterrichtet war – für die Freunde der beiden Damen nur auf die Wirkung ankomme, die die wenigen Druckzeilen hervorgerufen hätten – auf die Wirkung allein; und er sei doch sicher zu diesen Freunden zu zählen – schon mit Rücksicht auf seinen alten Kameraden und treuen Kampfgefährten. In diesem Augenblick hatte ich den Eindruck, als wollte er heftig losbrechen; er verblüffte mich aber nur durch ein konvulsivisches Zusammenzucken des ganzen Körpers. Dann beruhigte er sich, kreuzte die Arme fester über der Brust und setzte sich zurück, mit einem Lächeln, in dem eine leichte Andeutung von Verachtung und Bosheit lag.

»Jawohl, ein Kamerad und treuer … ganz recht«, sagte er.

»Ich wagte es, Sie daraufhin anzureden, und ich kann mich nicht irren. Ich war gegenwärtig, als Peter Iwanowitsch Ihre Ankunft hier Fräulein Haldin anzeigte, und ich sah ihre Freude und Dankbarkeit, als Ihr Name genannt wurde. Später zeigte sie mir den Brief ihres Bruders und las mir die wenigen Worte vor, in denen er von Ihnen spricht. Was hätten Sie ihm sein können, wenn nicht ein Freund?«

»Ganz natürlich. Das ist allgemein bekannt, ein Freund, ganz recht … fahren Sie fort. Sie sprachen von irgendeiner Wirkung.«

Ich sagte mir selbst: »Er kehrt die Unempfindlichkeit eines überzeugten Revolutionärs heraus, eines Menschen, der sich einer zerstörenden Idee verschrieben und die landläufigen Empfindungen abgeschworen hat … Er ist jung, und seine Aufrichtigkeit zwingt ihn zur Pose vor einem Fremden, einem Ausländer, einem alten Mann. Jugend muß sich selbst bestätigen … «

So kurz ich konnte, setzte ich ihm den Geisteszustand auseinander, in den die arme Frau Haldin durch die Nachricht von ihres Sohnes frühzeitigem Ende geraten war.

Er hörte – das fühlte ich – mit reger Aufmerksamkeit zu. Sein starrer Blick senkte sich langsam, verließ mein Gesicht und blieb schließlich auf dem Boden vor seinen Füßen haften.

»Sie können sich die Gefühle der Schwester vorstellen. Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich nur ein wenig Englisch mit ihr gelesen und möchte mich in Ihren Augen nicht durch den Versuch lächerlich machen, von ihr zu sprechen. Aber Sie haben sie gesehen. Sie ist eines der seltenen menschlichen Geschöpfe, bei denen nichts zu erklären ist. So denke ich wenigstens. Die beiden Frauen hatten nur diesen Sohn, diesen Bruder, als Bindeglied mit der weiteren Welt, mit der Zukunft. Natalie hat in ihm die Grundlage für jedes tätige Leben verloren. Können Sie sich da wundern, daß sie sich mit dem regsten Interesse dem einzigen Mann zuwendet, den ihr Bruder in seinen Briefen erwähnt hat? Ihr Name ist eine Art Vermächtnis.«

»Was kann er von mir geschrieben haben?« rief er halblaut und wie verzweifelt.

»Nur ein paar Worte. Es kommt nicht mir zu, Herr Rasumoff, sie Ihnen zu wiederholen; aber glauben Sie meiner Versicherung, daß diese Worte eindrucksvoll genug sind, sowohl seine Mutter wie seine Schwester dazu zu bestimmen, daß sie blindlings der Schärfe Ihres Urteiles vertrauen und der Wahrheit vor allem, was Sie ihnen zu sagen haben könnten; es ist für Sie einfach unmöglich, an den beiden fremd vorüberzugehen.«

Ich unterbrach mich und lauschte eine Zeitlang den Schritten der wenigen Leute, die in der breiten Hauptallee auf und ab gingen. Während ich sprach, war sein Kopf auf die Brust und auf die gekreuzten Arme herabgesunken. Nun fuhr er auf.

»Muß ich also wirklich hingehen und der alten Frau etwas vorlügen?«

Es war kein Ärger; es war etwas anderes, Packenderes, das nicht so einfach zu erklären war. Ich erfaßte das rein gefühlsmäßig, während ich ziemlich aufgeregt seinen Ausruf zu deuten versuchte.

»Lieber Gott, würde denn die Wahrheit nicht ausreichen? Ich hoffte, Sie würden ihnen etwas Tröstliches zu sagen haben. Ich denke jetzt an die arme Mutter. Euer Rußland ist ein grausames Land.«

Er rückte ein wenig in seinem Stuhl.

»Ja«, wiederholte ich, »ich dachte, Sie würden irgend etwas Authentisches zu erzählen haben.«

Es war befremdend zu sehen, wie seine Lippen zuckten, bevor er sprach.

»Wie nun, wenn es nicht wert ist, erzählt zu werden?«

»Nicht wert – von welchem Gesichtspunkt aus? Ich verstehe Sie nicht.«

»Von jedem Gesichtspunkt aus.«

Ich entgegnete etwas hart: »Ich sollte denken, daß alles, was die Einzelheiten dieser mitternächtlichen Verhaftung aufklären könnte … «

»Die ein Journalist zur Unterhaltung des zivilisierten Europas aufgetischt hat«, unterbrach er mich verächtlich.

»Gut, aufgetischt … aber sind sie nicht wahr? Ich kann mir Ihr Benehmen nicht deuten. Entweder der Mann ist ein Held für Sie, oder … «

Er brachte sein Gesicht mit weit aufgerissenen Nüstern plötzlich so nahe an das meine, daß ich mich sehr zusammennehmen mußte, um nicht zurückzuprallen.

»Sie fragen mich! Ich stelle mir vor, daß Ihnen das alles Spaß macht. Sehen Sie her! Ich bin ein Arbeitsmensch. Ich studierte. Jawohl, ich studierte sehr viel. Da sitzt Verstand, da drinnen.« (Dabei klopfte er sich mit dem Finger an die Stirn.) »Glauben Sie denn nicht, daß auch ein Russe einen gesunden Ehrgeiz haben kann? Jawohl, ich hatte sogar Aussichten – gewiß! Ich hatte welche. Und nun sehen Sie mich hier im Ausland; alles verloren, vorbei, geopfert. Sie sehen mich hier – und fragen! Sie sehen mich doch – oder nicht? Wie ich hier vor Ihnen sitze?«

Er warf sich heftig zurück. Ich versuchte, äußerlich ruhig zu bleiben.

»Jawohl, ich sehe Sie hier; und stelle mir vor, daß Sie der Haldinaffäre wegen hier sind.«

Er änderte seine Haltung.

»Sie nennen das die Haldinaffäre – was?« bemerkte er gleichgültig.

»Ich habe kein Recht, Sie irgend etwas zu fragen«, sagte ich., »das würde ich mir nie anmaßen. In diesem Fall aber können Ihnen die Mutter und die Schwester des Mannes, der in Ihren Augen ein Held sein

muß, nicht gleichgültig sein. Das Mädchen ist ein offenherziges und großmütiges Geschöpf, das die edelsten – nun gut – Illusionen hat. Sie müssen ihr alles sagen, oder Sie dürfen ihr nichts sagen. Aber kommen wir nun zu der Frage, derentwegen ich Sie aufgehalten habe – zu allererst haben wir es mit dem krankhaften Zustand der Mutter zu tun. Vielleicht könnte man mit Hilfe Ihrer Autorität irgend etwas erfinden, um diese in ihrer Mutterliebe schwer leidende Seele zu heilen.«

Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Ausdruck müder Gleichgültigkeit, den er zur Schau trug, erkünstelt sei.

»O ja, vielleicht könnte man«, murmelte er nachlässig.

Er führte die Hand zum Munde, um ein Gähnen zu verbergen. Als er sie wieder wegzog, lag ein leises Lächeln auf seinen Lippen.

»Verzeihen Sie mir, das war eine lange Unterredung, und ich habe in den letzten zwei Nächten nicht viel geschlafen.«

Diese unerwartete und etwas verschämte Entschuldigung hatte nur den einen Vorzug, völlig wahr zu sein. Er hatte tatsächlich keine Nachtruhe mehr gefunden seit dem Tage, an dem er der Schwester von Viktor Haldin im Park des Château Borel gegenübergetreten war. Die Ängste und vielfachen Schrecken der Schlaflosigkeit sind in dem Dokument aufgezeichnet, das mir später vor Augen kommen sollte und das die Hauptquelle dieser Erzählung bildet. Im Augenblick sah er unsagbar müde aus, ganz schlaff, wie ein Mann, der irgendeine Krise durchgemacht hat.

»Ich hatte eine Menge wichtiger Dinge zu schreiben«, fügte er hinzu.

Ich stand sofort auf, und er folgte meinem Beispiel, ohne Hast und ein wenig schwerfällig.

»Ich muß mich entschuldigen, daß ich Sie so lange aufgehalten habe«, sagte ich.

»Warum entschuldigen? Man kann sich ja doch nicht gut vor Abend zu Bett legen. Und Sie haben mich nicht aufgehalten. Ich hätte Sie ja jederzeit verlassen können.«

Ich war nicht bei ihm geblieben, um mich nun irgendwie beleidigt zu zeigen.

»Es freut mich, daß ich Sie hinlänglich interessieren konnte«, sagte ich ruhig. »Das Verdienst liegt ja nicht bei mir, denn das alltäglichste Interesse für die Mutter Ihres Freundes mußte genügen … Was nun Fräulein Haldin selbst angeht, so neigte sie eine Zeitlang zu der Ansicht, daß ihr Bruder irgendwie an die Polizei verraten worden sei.«

Zu meiner größten Überraschung setzte sich Herr Rasumoff plötzlich wieder hin. Ich starrte ihn an und muß sagen, daß er meinen starren Blick ebenso lange Zeit zurückgab, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Irgendwie«, murmelte er, als hätte er nicht verstanden oder könnte seinen Ohren nicht trauen.

»Irgendein unvorhergesehenes Ereignis, ein blanker Zufall kann das bewirkt haben«, fuhr ich fort, »oder, wie sie sich mir gegenüber charakteristisch ausdrückte, die Narrheit oder Schwäche eines unglücklichen Mitverschworenen.«

»Narrheit oder Schwäche«, wiederholte er bitter.

»Sie ist wirklich großmütig«, bemerkte ich nach einer Pause. Der Mann, den Viktor Haldin so bewundert hatte, schlug den Blick nieder. Ich wandte mich und ging fort, augenscheinlich ohne von ihm bemerkt zu werden. Ich trug ihm die übellaunige Barschheit, mit der er mich behandelte, nicht nach. Das Gefühl, das ich von dieser Unterredung mitnahm, war das der Hoffnungslosigkeit. Bevor ich noch aus dem Bereich der Tische und Stühle herausgekommen war, hatte er mich schon eingeholt.

»Hm, ja«, hörte ich ihn wieder neben mir sagen. »Aber was glauben Sie?«

Ich sah mich nicht einmal um.

»Ich glaube, daß ihr Leute unter einem Fluch steht.«

Er gab keinen Laut. Erst als wir auf das Pflaster vor dem Tore gekommen waren, hörte ich ihn wieder.

»Ich möchte gern ein wenig mit Ihnen gehen.«

Alles in allem zog ich diesen rätselhaften jungen Mann seinem gefährlichen Landsmann, dem großen Peter Iwanowitsch, vor. Ich sah aber auch keinen Grund, besonders liebenswürdig zu sein.

»Ich gehe jetzt auf dem kürzesten Wege von hier aus nach dem Bahnhof, um einen Freund aus England zu treffen«, sagte ich, als ganze Antwort auf sein unerwartetes Anerbieten. Ich hoffte, daß er mir irgendeinen weiteren Aufschluß geben würde. Während wir auf dem Bürgersteig standen und auf eine Straßenbahn warteten, bemerkte er finster:

»Mir gefällt das, was Sie eben gesagt haben.«

»So?«

Wir traten zusammen auf den Fahrdamm hinaus.

»Das große Problem«, fuhr er fort, »ist, das Wesen dieses Fluches ganz zu erfassen.«

»Das ist gar nicht so schwer, glaube ich.«

»Das meine ich auch«, stimmte er mir bei, und diese Bereitwilligkeit, die merkwürdig genug schien, machte ihn nicht im geringsten weniger rätselhaft.

»Ein Fluch ist ein böser Zauber«, versuchte ich ihn von neuem, »und das wichtige, das große Problem ist es, die Mittel zu finden, ihn zu brechen.«

»Jawohl, die Mittel zu finden.«

Auch das war eine Zustimmung. Er schien aber dabei an etwas anderes zu denken. Wir hatten den offenen Platz vor dem Theater überquert und gingen nun eine breite, schwach beleuchtete Straße gegen eine der kleineren Brücken zu hinunter. Er hielt sich an meiner Seite, ohne längere Zeit hindurch ein Wort zu reden.

»Sie denken nicht daran, Genf rasch zu verlassen?« fragte ich.

Er schwieg so lange, daß ich zu fürchten begann, ich sei indiskret gewesen und würde überhaupt keine Antwort erhalten. Als ich ihn aber ansah, war ich wieder versucht zu glauben, daß meine Frage ihm etwas wie wirkliche Angst verursacht hätte. Ich merkte das daran, wie er heimlich und doch mit großer Kraft seine Hände arbeiten ließ. Schließlich aber hatte er sein endloses Zögern doch so weit überwunden, daß er mir erklären konnte, er habe keine derartige Absicht. Er wurde fast mitteilsam – wenigstens im Vergleich zu seiner früheren barschen Kurzangebundenheit. Auch der Ton war liebenswürdiger. Er erzählte mir, daß er die Absicht habe, zu studieren und auch zu schreiben. Er ging sogar so weit, mir zu sagen, daß er in Stuttgart gewesen sei. Stuttgart war, wie ich wußte, eine der revolutionären Zentralen. Das leitende Komitee einer der russischen Parteien (ich kann nur nicht sagen welcher) hatte in jener Stadt seinen Sitz. Dort war er mit der Tätigkeit der Revolutionäre außerhalb Rußlands in Fühlung getreten.

»Ich bin nie zuvor im Ausland gewesen«, erklärte er mit merkwürdig dumpfer Stimme. Nach einem leichten Zögern – das aber wesentlich verschieden war von der quälenden Unentschlossenheit, die meine erste einfache Frage, ob er in Genf zu bleiben gedächte, erweckt hatte – machte er mir ein unerwartetes Geständnis.

»Die Sache ist die, daß ich von den Leuten mit einer Art Mission betraut worden bin.«

»Die Sie hier in Genf aufhalten wird.«

»Jawohl, hier in dieser ekelhaften … «

Ich freute mich meiner Fähigkeit, Tatsachen zusammenzuhalten, als ich den Schluß zog, daß die Mission irgend etwas mit der Person des großen Peter Iwanowitsch zu tun haben müsse. Ich behielt aber diese

Vermutung natürlich für mich, und Herr Rasumoff sagte längere Zeit hindurch nichts weiter. Erst als wir fast auf der Brücke angekommen waren, stieß er unvermittelt hervor:

»Könnte ich den kostbaren Artikel irgendwo sehen?«

Ich mußte einen Augenblick nachdenken, bevor ich verstand, was er meinte.

»Er wurde zum Teil in der hiesigen Presse abgedruckt. Die Exemplare hängen an verschiedenen Stellen aus. Die Nummer der englischen Zeitung habe ich Fräulein Haldin gegeben, am Tage, nachdem ich sie bekommen hatte. Es hat mir weh genug getan, sie wochenlang auf einem Tisch neben dem Lehnstuhl der armen Mutter liegen zu sehen. Dann verschwand sie. Ich fühlte mich förmlich erlöst, kann ich Ihnen sagen.«

Er war kurz stehengeblieben.

»Ich hoffe«, fuhr ich fort, »daß Sie Zeit finden werden, die Damen recht oft zu sehen – daß Sie sich Zeit nehmen werden!«

Er stierte mich so merkwürdig an, daß ich kaum weiß, wie ich seinen Ausdruck beschreiben soll. Ich konnte es in diesem Zusammenhang durchaus nicht verstehen. Was hat er nur? fragte ich mich. Was für merkwürdige Gedanken gingen ihm durch den Kopf? Welche Vision all der Schrecken, die in jenem hoffnungslosen Land zu sehen sind, mochte sein überreiztes Hirn ihm plötzlich vorgespiegelt haben? War es irgend etwas, was mit dem Schicksal von Viktor Haldin zusammenhing? Dann hoffte ich aufrichtig, daß er es für immer für sich selbst behalten würde. Ich war, aufrichtig gesagt, so erschüttert, daß ich meine Bewegung zu verbergen versuchte, indem ich, Gott verzeihe mir, mich zu einem Lächeln und zu einem leicht scherzenden Ton zwang.

»Sicher«, rief ich aus, »wird Ihnen das nicht zu schwerfallen.«

Er wandte sich von mir ab und lehnte sich über die Brüstung der Brücke. Ich wartete einen Augenblick lang und sah auf seinen Rücken. Dabei fühlte ich aber wirklich keinen Wunsch, ihm nochmals ins Gesicht zu sehen. Er rührte sich nicht, er dachte nicht daran, sich zu rühren. Ich ging langsam meinen Weg zum Bahnhof weiter, und am Ende der Brücke sah ich über die Schulter zurück. Nein, er hatte sich nicht gerührt. Er lehnte sich leicht über die Brüstung, als fühlte er sich gebannt durch die lautlose Strömung des blauen Wassers unter dem Brückenbogen. Der Fluß fließt dort schnell, sehr schnell; manche Leute werden schwindlig vom Hinsehen. Ich selbst kann nicht längere Zeit hinuntersehen, ohne daß mich die Angst befällt, ich könnte von einer geheimen Kraft hinuntergerissen werden. Es gibt Gehirne, die der Suggestion unbezwinglicher Gewalt und unaufhaltsamer Bewegung nicht widerstehen können.

Augenscheinlich hatte es einen Reiz für Herrn Rasumoff. Ich verließ ihn, während er weit über das Brückengeländer hing. Die Art, wie er sich mir gegenüber benommen hatte, war nicht als bloße Flegelei aufzufassen. Es lag mehr unter seiner Geringschätzung und Ungeduld. Vielleicht, so dachte ich mit einer plötzlichen Annäherung an die verborgene Wahrheit, vielleicht war es derselbe Grund, der ihn mehr als eine Woche, fast zehn Tage, von Fräulein Haldin ferngehalten hatte. Was es aber war, konnte ich nicht sagen.

Teil 3

Kapitel 1

Das Wasser unter der Brücke strömte schnell und tief. Sein leicht welliges Drängen schien imstande, in einem Umsehen sich einen Weg durch massigen Granit zu bohren. Wäre es aber durch Rasumoffs Brust geflossen, so hätte es die Bitterkeit nicht wegspülen können, die sich seit dem Zusammenbruch seines Lebens in ihm angehäuft hatte.

»Was soll dies alles nur«, dachte er und sah auf das Wasser hinunter, das so glatt und rein hinfloß, daß immer nur das Vorübertreiben einer Luftblase oder eines haarfeinen Schaumstreifens die schwindelerregende Schnelligkeit und die furchtbare Kraft zeigte. »Warum hat sich dieser mittelalterliche Engländer mir angehängt? Und was soll die dumme Geschichte von dem verrückten alten Weib?«

Er zwang sich mit Absicht, möglichst roh zu denken, vermied aber dabei jeden Ausfall gegen das junge Mädchen. »Ein verrücktes altes Weib«, wiederholte er sich. »Es ist ein Unglück. Oder sollte ich alles das als Narretei verachten? Aber nein, ich irre mich. Ich kann es mir nicht leisten, irgend etwas zu verachten. Eine Narretei kann der Ausgangspunkt für die allergefährlichsten Verwicklungen werden. Wie soll man sich dagegen schützen? Daran scheitert der Verstand. Je intelligenter man ist, desto weniger neigt man dazu, sich mit Narreteien zu befassen.«

Eine Zorneswelle, die heiß in ihm aufstieg, hemmte seine Gedanken einen Augenblick und ließ seinen vorgebeugten Körper erzittern. Dann nahm er sein schweigsames Denken wieder auf, wie ein vergessenes Selbstgespräch. Doch selbst in dieser Ungestörtheit hatte er das verschwommene Bewußtsein, daß er vor sich selbst irgend etwas verheimlichte.

»Schließlich ist das gar nicht närrisch; es ist unbedeutend. Es ist gänzlich unbedeutend. Der Wahnwitz eines alten Weibes, die schusselige Neuigkeitskrämerei eines alten Engländers. Welcher Teufel hat ihn mir in den Weg geführt? Habe ich ihn nicht hundschnäuzig genug behandelt? Das ist die Art, wie man solche aufdringlichen Leute behandeln muß. Ist es möglich, daß er jetzt hinter mir steht und wartet?«

Rasumoff fühlte, wie ihm ein leiser Schauder das Rückgrat hinunterrann. Es war nicht Angst. Er war sicher, daß es nicht Angst war – nicht Angst für sich selbst; aber es war doch eine Art Beklemmung, wie für einen anderen, für irgend jemand, den er kannte, ohne ihn beim Namen nennen zu können. Dann erinnerte er sich aber, daß der geschäftige Engländer bei einem Zug zu sein hatte, und beruhigte sich ein wenig. Es war zu lächerlich, anzunehmen, daß der seine Zeit mit Warten vergeuden sollte. Es war unnötig, sich umzuwenden, um sich zu vergewissern.

Aber was wollte der Mann nur mit seinem ausgefallenen Geschwätz von der Zeitung und der verrückten alten Frau, fiel ihm plötzlich ein. Das war in jedem Falle eine verdammte Anmaßung, wie sie nur ein Engländer fertigbringen konnte. Dies alles war eine Art Sport für ihn – ein Revolutionssport – ein Spiel, dem er von der Höhe seiner Überlegenheit aus zusehen konnte. Und was zum Teufel meinte er nur mit seinem Ausruf:

»Würde denn die Wahrheit nicht ausreichen?«

Rasumoff umklammerte mit den Armen die Mauerkrone, über die er sich lehnte. »Würde denn die Wahrheit nicht ausreichen? Die Wahrheit für die verrückte alte Mutter des … «

Der junge Mann schauderte mehrmals. »Ja, die Wahrheit würde ausreichen. Ganz augenscheinlich würde sie das. Bestimmt sogar. Und noch Dank ernten«, dachte er und versuchte, die unausgesprochenen Sätze zu formen. »Sie wird mir vor Dankbarkeit um den Hals fallen«, höhnte er innerlich. Doch diese Stimmung verließ ihn plötzlich. »Ich muß vorsichtig sein«, schloß er, wie aus einem Halbschlaf erwachend. »Nichts und niemand ist so unbedeutend und widersinnig, daß er nicht beachtet werden müßte«, dachte er müde. »Ich muß vorsichtig sein.«

Rasumoff stieß sich mit der Hand vom Geländer ab und ging den Weg, den er gekommen war, zurück, geradeaus in seine Wohnung, wo er ein paar Tage lang ein einsames und zurückgezogenes Leben führte. Er vernachlässigte Peter Iwanowitsch, dem er von der Stuttgarter Gruppe empfohlen war; er suchte nie die revolutionären Flüchtlinge auf, denen er nach seiner Ankunft vorgestellt worden war. Er hielt sich jenen Kreisen gänzlich fern. Dabei fühlte er aber, daß dieses Benehmen Überraschung und Verdacht erwecken und damit für ihn selbst eine Gefahr bedeuten mußte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß er während dieser wenigen Tage überhaupt nicht ausging. Ich traf ihn zu wiederholten Malen in den Straßen, er schien mich aber nicht zu kennen. Einmal, als ich von einem Abendbesuch von den Damen Haldin nach Hause ging, sah ich ihn die

dunkle Fahrbahn des Boulevard des Philosophes kreuzen. Er trug einen breitrandigen weichen Hut und hatte den Rockkragen hochgeschlagen. Ich sah ihm zu, wie er gerade auf das Haus zuschritt. Statt aber hineinzugehen, blieb er gerade unter den noch erleuchteten Fenstern stehen und bog nach einer Weile in eine Seitengasse ein.

Ich wußte, daß er Frau Haldin noch nicht besucht hatte. Fräulein Haldin hatte mir erzählt, daß er sich dagegen sträubte; überdies hatte sich auch der Seelenzustand Frau Haldins verändert. Sie schien nun in dem Glauben befangen, daß ihr Sohn lebe, und erwartete vielleicht seine Ankunft. Ihre Reglosigkeit in dem großen Lehnstuhl neben dem Fenster machte immer den Eindruck der Erwartung, sogar wenn die Jalousien heruntergelassen und die Lampen angezündet waren.

Ich für mein Teil war überzeugt, daß sie den Todesstreich erhalten hatte; Fräulein Haldin, der ich natürlich von meinen Vorahnungen nichts sagte, war der Ansicht, daß es von wenig Nutzen sein könnte, Herrn Rasumoff gerade jetzt vorzustellen, und ich stimmte ihr völlig bei. Ich wußte, daß sie den jungen Mann auf den Bastionen traf. Ein- oder zweimal sah ich sie langsam in der Hauptallee auf und ab gehen. Wochen hindurch trafen sie sich jeden Tag. Ich vermied es, dort um die Stunde vorbeizukommen, wo Fräulein Haldin ihre Spaziergänge machte. Eines Tages aber ging ich in einem Anfall von Zerstreutheit durch das Tor hinein und traf sie allein an. Ich blieb stehen, um einige Worte zu wechseln. Herr Rasumoff kam nicht, und wir begannen über ihn zu sprechen, wie es ja ganz natürlich war.

»Hat er Ihnen irgend etwas Genaues über die Tätigkeit Ihres Bruders gesagt, und über sein Ende?« wagte ich zu fragen.

»Nein«, gab Fräulein Haldin etwas zögernd zu, »nichts Bestimmtes.«

Ich konnte mir recht gut vorstellen, daß alle ihre Gespräche sich auf den Toten bezogen haben mußten, der sie zusammengebracht hatte. Das war unvermeidlich. Ihr Interesse aber gehörte dem lebenden Mann, und das, vermute ich, war auch unvermeidlich. Und als ich mit Fragen weiter in sie drang, da entdeckte ich, daß er sich ihr als durchaus nicht konventioneller Revolutionär gezeigt hatte, als Verächter von Schlagworten, Theorien und sogar Menschen. Das war mir recht angenehm zu hören – und doch war ich etwas verblüfft.

»Sein Sinn eilt dem Kampf weit voraus«, erklärte Fräulein Haldin. »Natürlich ist er auch tätiger Arbeiter«, fügte sie hinzu.

»Und verstehen Sie ihn?« fragte ich kerzengerade.

Sie zögerte abermals und murmelte dann: »Nicht ganz.«

Ich sah ein, daß er sie berückt haben mußte, indem er eine geheimnisvoll verschlossene Haltung annahm.

»Wissen Sie, was ich denke?« sagte sie und durchbrach ihre Hemmungen mit sichtlicher Anstrengung. »Ich denke, daß er mich beobachtet und studiert, um herauszubringen, ob ich sein Vertrauen verdiene.«

»Und das gefällt Ihnen?«

Sie hüllte sich einen Augenblick lang in undurchdringliches Schweigen, dann sagte sie energisch, doch in vertraulichem Ton:

»Ich bin überzeugt, daß dieser außergewöhnliche Mensch sich mit irgendeinem großen Plan trägt, an einem großen Unternehmen arbeitet; er ist wie besessen davon. Er leidet darunter und unter seiner Einsamkeit.«

»Er sieht sich also nach Helfern um«, bemerkte ich und wandte den Kopf ab.

Wieder gab es ein Schweigen.

»Warum nicht?« sagte sie schließlich.

Der tote Bruder, die sterbende Mutter, der ausländische Freund, sie waren alle weit in den Hintergrund gerückt. Zugleich aber war auch Peter Iwanowitsch überhaupt nirgends, und dieser Gedanke beruhigte mich. Doch sah ich, wie der gigantische Schatten russischen Lebens sich um sie her verdichtete wie das Dunkel einfallender Nacht. Bald mußte er sie verschlingen. Ich fragte nach Frau Haldin – diesem anderen Opfer des todbringenden Schattens. Eine reuevolle Verlegenheit trat in ihre offenen Augen. Mutter schien es nicht schlechter zu gehen, doch wenn sie nur wüßte, was sie mitunter für komische Launen hatte. Dann sah Fräulein Haldin auf ihre Uhr, erklärte, daß sie keinen Augenblick länger bleiben könne, und eilte nach einem flüchtigen Händedruck fort.

Ganz augenscheinlich war also Herr Rasumoff an diesem Tag nicht mehr zu erwarten. Unbegreiflicher Mensch! …

Doch weniger als eine Stunde später ging ich über die Place Mollard und sah ihn, wie er auf eine Straßenbahn nach dem Südufer sprang.

»Er geht ins Château Borel«, dachte ich.

Nachdem der Wagen Rasumoff vor den Toren des Château Borel, etwa eine halbe Meile vor der Stadt, abgesetzt hatte, sauste er seinen Weg zwischen zwei graden Linien schattiger Bäume weiter. Von der Straße weg führte ein kurzer, hölzerner Pier in das seichte Wasser hinaus, das weiter draußen ein tiefes Blau zeigte und unangenehm von den sauberen grünen Hängen des gegenüberliegenden Ufers abstach. Die weißen Hafendämme unterstrichen wirksam die dunkeln Häuser der Stadt links und die Wasserfläche, die sich rechts weit hinaus erstreckte. Die Vorgebirge, die da und dort hineinragten, zeigten keine besonderen Formen,

und das Ganze sah leblos und kitschig aus, wie ein frisches Öldruckbild. Rasumoff wandte der Landschaft verächtlich den Rücken. Sie schien ihm widerwärtig – unerträglich widerwärtig – in ihrer reizlosen Vollkommenheit: die Vollkommenheit der Mittelmäßigkeit, die endlich nach Jahrhunderten voll Kampf und Kultur erreicht war. Rasumoff also kehrte dem allen den Rücken und stand dem Parktor zum Château Borel gegenüber. Die Stäbe und die schmiedeeisernen Bogen zwischen den dunklen verwitterten Steinsäulen waren arg verrostet. Obgleich frische Räderspuren darunter wegführten, sah das Tor aus, als wäre es lange Zeit nicht geöffnet worden. Knapp neben dem Pförtnerhäuschen, das aus demselben grauen Stein gebaut war wie die Torpfeiler (die Fensterläden waren alle geschlossen), gab es noch eine kleine Seitentür. Auch deren Stäbe waren rostig; sie stand weit offen und sah aus, als sei sie lange Zeit nicht geschlossen worden. Und als Rasumoff sie ein wenig weiter aufstoßen wollte, bemerkte er tatsächlich, daß sie unbeweglich war.

»Demokratische Tugendhaftigkeit. Hier scheint es also keine Diebe zu geben«, murmelte er mißvergnügt vor sich hin. Bevor er in den Park eintrat, sah er sich noch mürrisch nach einem Arbeiter um, der müßig auf einer Bank in der reinlichen, breiten Avenue lümmelte. Der Kerl hatte die Füße weit von sich gestreckt; ein Arm hing über die niedere Rückenlehne. Er genoß einen freien Tag in göttlicher Ruhe, als ob alles ringsum ihm gehörte.

»Wähler! Wählbar! Aufgeklärt!« sagte sich Rasumoff. »Und ein Vieh bei alledem.«

Er trat in den Park ein, folgte rasch dem weiten Bogen der Zufahrtsstraße; er versuchte an nichts zu denken und seinen Kopf und seine Aufregung zur Ruhe zu zwingen. Am Fuße der Terrasse vor dem Haus angekommen, stockte er aber, als ob ihn irgendeine unsichtbare Erscheinung körperlich hemmte. Er machte kurz halt und sah auf die Ziegelmauer der Terrasse, die mit engen Bogen geschmückt und von ein paar kränklichen Schlingpflanzen kümmerlich bewachsen war; ein schlecht gehaltenes schmales Blumenbeet zog sich an ihrem Fuße hin.

»Hier ist es«, dachte er wie in Ehrfurcht. »Hier ist es – auf ebendiesem Fleck … «

Bei dem bloßen Gedanken an sein erstes Zusammentreffen mit Natalie Haldin fühlte er sich versucht, zu fliehen. Er gestand es sich selbst ein; dennoch rührte er sich nicht. Jedoch nicht, weil er vielleicht einer unwürdigen Schwäche zu widerstehen wünschte, sondern weil er wußte, daß es für ihn keinen Platz gab, wohin er fliehen konnte. Überdies konnte er Genf nicht verlassen. Er erkannte, ohne Nachdenken sogar, daß es

unmöglich war. Das wäre ein todbringendes Eingeständnis gewesen, ein Akt moralischen Selbstmordes. Und es konnte auch physisch gefährlich werden. Langsam schritt er die Stufen der Terrasse hinan, die von zwei moosfleckigen Steinurnen von leichenbitterhaftem Aussehen eingefaßt waren.

Über die breite Fläche weg, aus deren verwaschenem Kies da und dort kleine Grasbüschel wucherten, sah er die geschlossenen Fensterläden des Erdgeschosses und die weit offene Haustür. Er nahm an, daß sein Kommen bemerkt worden war; denn im Rahmen der Tür stand Peter Iwanowitsch, ohne Zylinder, und schien sein Näherkommen zu erwarten.

Der feierlich schwarze Gehrock und der bloße Kopf von Europas größtem Feministen gaben ein treffendes Bild von seiner zweifelhaften Stellung im Haus der Madame de S., seiner Egeria. In seiner Erscheinung vereinten sich die Förmlichkeiten des Besuchers mit der Sorglosigkeit des Eigentümers. Sein Gesicht war blühend wie immer, bärtig und von den dunklen Brillengläsern maskiert; er schritt dem Besucher entgegen und nahm sofort vertraulich seinen Arm.

Rasumoff unterdrückte jede Andeutung von Widerwillen mit einer Anstrengung, die durch die ständig nötige Vorsicht fast schon mechanisch geworden war. Durch diese Notwendigkeit war auch sein Gesichtsausdruck zu einer erhabenen, fast fanatischen Verschlossenheit erstarrt. Der »heldenhafte Flüchtling« konnte von der strengen Zurückhaltung dieses neuen Ankömmlings aus dem revolutionären Rußland nicht unberührt bleiben und schlug einen versöhnlichen, sogar fast vertraulichen Ton an. Madame de S. ruhte eben nach einer schlimmen Nacht. Sie hätte öfters schlimme Nächte. Er habe seinen Hut oben im Treppenhaus gelassen und sei heruntergekommen, um seinem jungen Freund einen Spaziergang und eine offenherzige Aussprache in einer der schattigen Alleen hinter dem Hause vorzuschlagen. Nach diesen einleitenden Bemerkungen sah der große Mann auf das unbewegte Gesicht zu seiner Seite und konnte sich nicht enthalten, auszurufen:

»Auf mein Wort, junger Mann, Sie sind eine außergewöhnliche Persönlichkeit.«

»Ich glaube, Sie irren sich, Peter Iwanowitsch. Wäre ich wirklich eine außergewöhnliche Persönlichkeit, dann wäre ich nicht hier und ginge nicht neben Ihnen in einem Garten in der Schweiz, Kanton Genf, Gemeinde – wie heißt die Gemeinde, zu der dieser Ort hier gehört? … Ist ja gleich – im Herzen einer Republik eben. Das richtige Herz dafür: nicht größer als eine getrocknete Erbse und auch etwa so wertvoll. Ich bin

nicht außergewöhnlicher als alle anderen Russen, die ins Ausland gehen.«

Peter Iwanowitsch aber widersprach nachdrücklich.

»Nein, nein, Sie sind kein gewöhnlicher Mensch. Ich habe einigen Blick für Russen, die im Ausland leben. Sie erscheinen mir und auch anderen als eine markante Persönlichkeit.«

»Was meint er damit?« fragte sich Rasumoff und sah seinen Begleiter voll an. Das Gesicht von Peter Iwanowitsch zeigte nachdenklichen Ernst.

»Sie können sich doch denken, Kyrill Sidorowitsch, daß ich aus verschiedenen Orten von Ihnen gehört habe, wo Sie sich auf Ihrer Herreise vorstellten. Ich habe Briefe erhalten.«

»Oh, wir sind groß darin, über andere zu reden«, warf Rasumoff ein, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. »Klatschgeschichten, Verdächtigungen und all das meistern wir großartig. Verleumdung sogar.«

Bei diesem scheinbaren Gefühlsausbruch gelang es Rasumoff sehr gut, die Angst zu verbergen, die ihn befallen hatte. Zu gleicher Zeit sagte er sich aber, daß es keinen erdenklichen Grund für Angst geben konnte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit, die in der Antwort des andern klang, beruhigte ihn.

»Himmel«, rief Peter Iwanowitsch, »wovon sprechen Sie? Welchen Grund können *Sie* haben … ?«

Der große Verbannte warf die Arme hoch, als fehlten ihm die Worte. Rasumoff war befriedigt, fühlte sich aber doch bestimmt, im selben Ton fortzufahren.

»Ich spreche von den giftigen Pflanzen, die in der Welt der Verschwörer gedeihen, wie schlechte Pilze in einem dunklen Keller.«

»Sie gefallen sich da in Schwarzsehereien«, erwiderte Peter Iwanowitsch. »Was Sie selbst betrifft … «

»Nein«, unterbrach ihn Rasumoff ohne Erregung, »ich denke gar nicht an Schwarzseherei. Es kommt nur auf dasselbe hinaus, wenn man keine Illusionen hat.«

Peter Iwanowitsch warf ihm durch die dunklen Brillengläser einen unergründlichen Blick zu, von einem schwachen Lächeln begleitet. »Der Mann, der sagt, daß er keine Illusionen habe, hat wenigstens diese eine«, sagte er überaus freundlich. »Aber ich sehe schon, wie es ist, Kyrill Sidorowitsch, Sie streben nach Stoizismus!«

»Stoizismus! Das ist eine Pose der Griechen und Römer. Lassen wir sie ihnen, wir sind Russen, das heißt – Kinder –, das heißt – aufrichtig –, das heißt – zynisch, wenn Sie wollen; aber das ist keine Pose.«

Ein langes Schweigen folgte. Sie schritten langsam unter den Linden. Peter Iwanowitsch hatte die Hände auf den Rücken gelegt. Rasumoff fühlte den ungekiesten Boden des tief schattigen Weges feucht und schlüpfrig unter seinen Füßen. Er fragte sich beunruhigt, ob er wohl die rechten Dinge sagte, und überlegte dabei, daß er die Führung des Gespräches mehr in der Hand haben müßte. Auch der große Mann an seiner Seite schien zu überlegen. Er räusperte sich leicht, und Rasumoff fühlte, wie sofort ein peinliches Gefühl von Spott und Angst in ihm wach wurde.

»Ich bin erstaunt«, begann Peter Iwanowitsch liebenswürdig. »Gesetzt den Fall, Sie hätten mit Ihrer Anklage recht, wie könnten Sie in Ihrem Fall sich über Verleumdung oder Klatsch beschweren? Das ist unbillig. Tatsächlich, Kyrill Sidorowitsch, ist nicht genug über Sie bekannt, als daß Klatsch oder auch nur Verleumdung Platz greifen könnte? Eben jetzt sind Sie ein Mann, der in Beziehung zu einer großen Tat steht, die erhofft und auch versucht worden, doch nie geglückt war. Leute sind zugrunde gegangen bei dem Versuch, das zu tun, was Sie und Haldin endlich vollbracht haben. Mit diesem Ruf kommen Sie aus Rußland heraus zu uns. Aber Sie können nicht bestreiten, daß Sie sich wenig mitteilsam gezeigt haben, Kyrill Sidorowitsch. Leute, die Sie getroffen haben, teilen mir ihre Eindrücke mit. Der eine schrieb dies, der andere das, ich aber bilde mir mein eigenes Urteil. Ich wartete, bis ich Sie gesehen hatte. Sie sind ein Mann, der aus dem Rahmen herausfällt. Das ist ganz sicher so. Sie sind verschlossen, sehr verschlossen. Diese Schweigsamkeit, diese strengen Brauen, dieses unbeugsame und geheimnisvolle Etwas in Ihnen flößt Hoffnungen ein und ein wenig Neugier, zu erfahren, was Sie eigentlich wollen. Sie haben etwas von einem Brutus.«

»O bitte, ersparen Sie mir diese klassischen Vergleiche«, fuhr Rasumoff nervös auf. »Was hat Junius Brutus hiermit zu tun? Es ist lächerlich. Wollen Sie vielleicht sagen«, fügte er sehr hastig, doch mit leiserer Stimme hinzu, »daß die russischen Revolutionäre alle Patrizier und daß ich ein Aristokrat bin?«

Peter Iwanowitsch hatte sich mit ein paar Gesten Luft gemacht, legte nun die Hände wieder auf den Rücken und machte nachdenklich ein paar Schritte.

»Nicht alle Patrizier«, murmelte er endlich. »Sie aber sind auf jeden Fall einer von uns.«

Rasumoff lächelte bitter. »Natürlich heiße ich nicht Guggenheimer«, sagte er spöttisch. »Ich bin kein demokratischer Jude. Was kann ich

dafür? Nicht jeder ist so glücklich. Ich habe keinen Namen, ich habe keine … «

Die europäische Berühmtheit zeigte große Bewegung. Er trat einen Schritt zurück und warf die Arme vor sich, ausgestreckt, beschwörend, fast flehend. In seinem tiefen Baß klang aufrichtiger Schmerz.

»Aber, mein lieber junger Freund«, rief er. »Mein lieber Kyrill Sidorowitsch … «

Rasumoff schüttelte den Kopf.

»Sogar auf den Vaternamen, den Sie so höflich gebrauchen, sooft Sie mich anreden, habe ich keinen gesetzlichen Anspruch – aber was macht das? Ich erhebe ihn auch gar nicht. Ich habe keinen Vater. Um so besser. Aber ich sage Ihnen etwas: meiner Mutter Großvater war ein Bauer – ein Leibeigener. Sehen Sie nun, wie sehr ich einer von Ihnen bin? Ich verlange von niemand, daß er sich zu mir bekennt. Rußland aber kann mich nicht verleugnen; es kann nicht.« Rasumoff schlug sich mit der Faust auf die Brust. »Ich bin Rußland!«

Peter Iwanowitsch ging langsam mit gesenktem Kopfe weiter. Rasumoff folgte ihm und ärgerte sich über sich selbst. Das waren nicht die richtigen Gespräche. Jede Aufrichtigkeit war töricht, und doch konnte man auf Wahrheit nicht gänzlich verzichten, dachte er verzweifelt. Peter Iwanowitsch, der hinter seiner dunklen Brille weitergrübelte, wurde ihm plötzlich so widerlich, daß er sich einbildete, er könnte ihn, hätte er ein Messer, nicht nur ohne Gewissensbisse, sondern sogar mit einer grauenhaften, triumphierenden Genugtuung niederstechen. Seine Einbildungskraft blieb unwillkürlich an dieser Vorstellung haften. Ihm war, als würde er hellsichtig. »Kein Mensch würde das von mir erwarten«, wiederholte er sich. »Kein Mensch würde – ich könnte weggehen, indem ich den Riegel an der kleinen Tür sprenge, die ich dort in der hinteren Mauer sehe. Es ist ein schwaches Schloß. Niemand im Hause scheint zu wissen, daß er mit mir hier ist. O ja, der Hut. Diese Weiber würden sofort den Hut entdecken, den er im Treppenhaus gelassen hat. Sie würden ihn finden, tot, hier in diesen feuchten, düsteren Schatten – ich aber wäre weg, und niemand könnte ihn … Gott! Werde ich verrückt?« fragte er sich schaudernd.

Der große Mann ließ sich halblaut und zögernd vernehmen: »Hm, ja! das – zweifellos – in gewissem Sinn … « Er erhob die Stimme. »Es ist eine Art Stolz in Ihnen … «

Peter Iwanowitsch legte einen vertrauten, heimischen Klang in seine Stimme, als Anerkennung dafür, daß Rasumoff sich zu seiner bäuerlichen Abstammung bekannte.

»Ein gut Teil Stolz, Bruder Kyrill. Und ich will nicht sagen, daß er nicht gerechtfertigt wäre. Im Gegenteil, ich gebe es zu. Ich habe mir erlaubt, auf die Tatsache Ihrer Abstammung anzuspielen, einfach, weil ich ihr keine sonderliche Bedeutung beimesse. Sie sind einer der Unseren – un des nôtres. Das hebe ich mit Genugtuung hervor.«

»Auch ich lege einigen Wert darauf«, bemerkte Rasumoff ruhig. »Ich möchte nicht einmal leugnen, daß es sogar für Sie von einigem Wert sein könnte«, fuhr er fort, nach einer leichten Pause und mit einem Anflug von Hohn, dessen er sich zu seinem Ärger bewußt wurde. Er hoffte, daß es der Aufmerksamkeit von Peter Iwanowitsch entgangen sein würde. »Wie wäre es aber, wenn wir überhaupt nicht weiter darüber sprächen?«

»Nun gut, das wollen wir auch nicht – nicht nach diesem einen Mal, Kyrill Sidorowitsch«, beharrte der erhabene Hohepriester der Revolution. »Dies soll das letztemal sein. Sie können doch nicht einen Augenblick glauben, daß ich die leiseste Ahnung hatte, ich würde Ihre Gefühle verletzen. Sie sind offensichtlich eine überlegene Natur – dafür halte ich Sie; weit über durchschnittlichen – hm – Empfindlichkeiten. Tatsächlich aber, Kyrill Sidorowitsch, weiß ich nichts über Ihre Empfindlichkeiten. Kein Mensch außerhalb Rußlands weiß viel über Sie – bisher.«

»Sie haben mich beobachten lassen?« fragte Rasumoff.

»Jawohl.« Der große Mann hatte im Ton völliger Offenherzigkeit gesprochen. Als sie aber einander die Gesichter zukehrten, stieß sich Rasumoff an dem Anblick der dunklen Brille. Unter ihrem Schutze äußerte Peter Iwanowitsch weiter, daß er seit längerer Zeit den Wunsch empfunden habe, einen Mann von Tatkraft und Charakter zu treffen, und zwar wegen eines ganz bestimmten Planes. Er sagte allerdings nichts Genaueres darüber; und nach einigen kritischen Bemerkungen über die Persönlichkeit der verschiedenen Mitglieder des revolutionären Agitationskomitees in Stuttgart ließ er die Unterhaltung lange Zeit verstummen. Sie schritten die Allee von einem Ende zum anderen ab. Rasumoff, der ebenfalls schweigsam war, hob von Zeit zu Zeit die Augen und warf einen Blick auf die Rückwand des Hauses. Kein Anzeichen deutete darauf hin, daß es bewohnt sei. Mit den schmutzigen, verwitterten Wänden und den Fenstern, die von oben bis unten mit Läden verschlossen waren, sah es furchtbar düster und verlassen aus. Es hätte recht wohl nach althergebrachter Art von einem bösartigen, stöhnenden, schlüpfrigen Geist mittleren Ranges bewohnt sein können. Die Geister allerdings, die Madame de S. berief, waren dem Gerüchte nach von anderer Art: Staatsmänner, Diplomaten, Deputierte oder Abgeordnete verschiedener europäischer Parlamente. Rasumoff hatte Madame de S. nur im Wagen gesehen.

Peter Iwanowitsch erwachte aus seiner Geistesabwesenheit. »Zwei Dinge möchte ich Ihnen gleich sagen: erstens einmal glaube ich, daß weder ein Führer noch eine entscheidende Tat aus der Hefe eines Volkes heraus geboren werden können. Wenn Sie mich aber nun fragen, was die Hefe eines Volkes ist – hm – es würde zu weit führen, das zu erklären. Sie würden überrascht sein über die Vielheit der Elemente, aus denen meiner Ansicht nach diese Hefe zusammengesetzt ist – das, was auf dem Grund bleiben sollte und muß … Überdies könnte ja eine solche Aufstellung sich auch bestreiten lassen. Ich kann Ihnen aber sagen, was *nicht* die Hefe ist. Darüber können wir unmöglich verschiedener Ansicht sein. Die Bauernschaft eines Volkes ist nicht die Hefe, noch auch die höchste Klasse – nun – der Adel. Überlegen Sie das, Kyrill Sidorowitsch. Ich glaube, Sie neigen sehr zu Reflexionen. Alles in einem Volk, was nicht echt ist, nicht ganz wurzelecht oder durch Entwicklung angewachsen, ist – nun – Schmutz! Auch Intellekt am falschen Ort gehört dazu. Auch ausländische Theorien. Schmutz! Hefe! Das zweite, worüber ich Ihnen nachzudenken empfehlen möchte, ist: daß für uns in diesem Augenblick eine Kluft zwischen der Vergangenheit und der Zukunft klafft. Niemals wird sie durch ausländischen Liberalismus zu überbrücken sein. Alle Versuche dazu sind entweder Wahnwitz oder Betrug. Zu überbrücken ist sie nie! Sie muß ausgefüllt werden.«

Eine Art finsteren Spottes hatte sich in die Stimme des berühmten Feministen geschlichen. Er faßte Rasumoffs Arm über dem Ellbogen und schüttelte ihn leicht.

»Verstehen Sie mich, rätselhafter junger Mann? Sie muß einfach ausgefüllt werden.«

Rasumoff blieb unbewegt.

»Glauben Sie nicht, daß ich über das Nachdenken über diesen Punkt schon hinaus bin«, sagte er und machte mit einer ruhigen Bewegung seinen Arm frei; die Entfernung zwischen ihm und Peter Iwanowitsch vergrößerte sich dadurch ein wenig, als sie weiterschritten. Er fügte noch hinzu, daß sicherlich ganze Wagenladungen von Worten und Theorien die Kluft niemals ausfüllen würden. Ein Nachdenken sei überflüssig. Nur das Opfer vieler Leben könne allein – – Er brach plötzlich ab, ohne den Satz zu beenden.

Peter Iwanowitsch senkte langsam seinen großen haarigen Kopf. Nach einer Weile schlug er vor, sie wollten hinaufgehen und sehen, ob Madame de S. sie nun empfangen wolle.

»Wir wollen Tee trinken«, sagte er und ging mit rascherem Schritt aus der schattigen Allee hinaus.

Die Gesellschaftsdame war auf dem Ausguck gewesen. Ihr schwarzes Kleid verschwand im Torweg, als die beiden Männer um die Ecke her in Sicht kamen. Sie mußte irgendwo hineingerannt sein, denn als die beiden in die Vorhalle traten, war sie nicht mehr zu sehen. Durch das staubige Oberlichtfenster fiel hartes Licht auf den schwarz und weiß eingelegten Fußboden, auf dem ihre Schritte schwach widerhallten. Der große Feminist schritt voran die Treppe hinauf. Auf der Balustrade des ersten Stockwerks stand ein Zylinderhut mit dem Rand nach oben; gerade gegenüber lag die Doppeltür zu dem Wohnzimmer, in dem, wie es hieß, die gerufenen Geister erschienen und vermutlich flüchtige Revolutionäre verkehrten. Der brüchige weiße Anstrich und die schmutzige Stuckumrahmung erweckten die Vorstellung, daß auch hinter der Tür Schmutz und Leere herrschten. Bevor er den massiven Türgriff niederdrückte, warf Peter Iwanowitsch seinem jungen Begleiter einen scharfen, halb kritischen und halb vorbereitenden Blick zu. »Niemand ist vollkommen«, murmelte er diskret. So mag vielleicht der Besitzer eines seltenen Juwels, bevor er den Schrein öffnet, einen Laien aufmerksam machen, daß keine Gemme fleckenlos ist.

Er blieb mit der Hand auf der Klinke so lange stehen, bis Herr Rasumoff mit einem mürrischen »Nein« zustimmte. »Die Vollkommenheit selbst würde nicht diese Wirkung hervorbringen«, fuhr Peter Iwanowitsch fort, »in einer Welt, die nicht dafür geschaffen ist. Doch Sie werden da einen Geist finden – nein – die Quintessenz femininer Intuitionskraft, die sich mit der unwiderstehlichen, erleuchteten Macht der Sympathie in jeden noch so verworrenen Konflikt einfühlen wird, unter dem Sie vielleicht zu leiden haben. Nichts kann dieser – dieser vergeistigten, jawohl, vergeistigten Durchdringung verborgen bleiben, dieser strahlenden Weiblichkeit.«

Der Blick der dunklen Brille mit seiner starren Unbeweglichkeit gab seinem Gesicht den Ausdruck unerschütterlicher Überzeugung. Rasumoff fühlte einen kurzen Schauder vor dieser geschlossenen Tür.

»Durchdringung? Strahlend?« stammelte er. »Meinen Sie eine Art Gedankenlesen?«

Peter Iwanowitsch schien entrüstet.

»Ich meine etwas durchaus anderes«, gab er mit einem schwachen, mitleidigen Lächeln zurück.

Rasumoff begann sich zu ärgern. Sehr gegen seinen Wunsch. »Dies alles ist so geheimnisvoll«, murmelte er durch die Zähne.

»Sie haben doch nichts dagegen, verstanden und geleitet zu werden?« forschte der große Feminist.

Rasumoff machte seinem Ärger in einem scharfen Flüstern Luft.

»In welchem Sinn? Lassen Sie sich bitte ein für allemal sagen, daß ich ein ernster Mensch bin. Wofür halten Sie mich?«

Sie sahen einander ganz aus der Nähe ins Gesicht. Rasumoffs Erregung flaute ab unter dem undurchdringlichen Ernst der blauen Gläser, auf die sein Blick traf. Peter Iwanowitsch drückte auf die Klinke.

»Sie sollen es gleich erfahren«, sagte er und öffnete die Tür. Eine farblose, krächzende Stimme tönte aus dem Zimmer.

»Enfin! Vous voilà!«

Peter Iwanowitsch füllte mit seinem schwarz befrackten, massigen Oberkörper den Türrahmen und stöhnte in herzlichem Ton, in dem auch etwas Selbstgefälligkeit mitklang:

»Jawohl, hier bin ich.«

Er sah über die Schulter zurück zu Rasumoff, der auf sein Weitergehen wartete.

»Und ich bringe Ihnen einen erprobten Verschwörer – einen wirklichen diesmal. Un vrai celui-là –.«

Dieser kleine Aufenthalt an der Schwelle gab dem »erprobten Verschwörer« Zeit, sich zu vergewissern, daß sein Gesicht nichts von seiner ärgerlichen Neugier und seinem innerlichen Widerwillen verriet.

Diese beiden Gefühle stehen in Rasumoffs Memorandum über seine erste Unterredung mit Madame de S. verzeichnet. Dieselben Worte, die ich in meiner Erzählung gebrauchte, sind dort, wo ihre Aufrichtigkeit nicht angezweifelt werden kann, niedergeschrieben. Diese Erinnerungen, welche ja für keine anderen als seine eigenen Augen bestimmt sein konnten, waren meiner .Ansicht nach nicht der Ausfluß jenes merkwürdigen Drängens nach Indiskretion, der den Leuten, die ein Doppelleben führen müssen, vertraut ist und die ständige Existenz von »kompromittierenden Dokumenten« in allen Verschwörungen und Komplotten der Geschichte erklärt. Herr Rasumoff, stelle ich mir vor, sah darauf, wie ein Mensch sich in einem Spiegel betrachtet, mit Staunen, vielleicht mit Angst, mit Ärger oder Verzweiflung, ja, wie ein bedrohter Mann ängstlich sein eigenes Gesicht im Spiegel betrachten und dabei beruhigende Erklärungen für die Merkmale suchen mag, mit denen ihn irgendein vererbtes, schleichendes Übel gezeichnet hat.

Kapitel 2

Die Egeria des »russischen Mazzini« machte auf den ersten Blick einen starken Eindruck durch die todesähnliche Unbeweglichkeit ihres aufdringlich bemalten Gesichtes. Die Augen schienen übernatürlich glänzend. Die Gestalt, in einem eng anliegenden Kleid, das wundervoll gemacht, aber durchaus nicht neu war, gefiel sich in eleganter Haltung. Die rauhe Stimme, die ihn zum Sitzen aufforderte, die Starrheit der aufrechten Stellung, einen Arm über die Rückenlehne des Sofas gestreckt; der weiße Schimmer der großen Augäpfel, aus deren vergrößerten Pupillen schwarz und unergründlich der Blick brach; dies alles machte auf Rasumoff einen tieferen Eindruck als irgend etwas, das er seit seiner hastigen und heimlichen Abreise von St. Petersburg gesehen hatte. »Eine Hexe in Pariser Kleidern dachte er. »Ein böses Omen.« Er zögerte weiterzugehen und verstand zunächst nicht einmal, was die krächzende Stimme zu ihm sagte.

»Setzen Sie sich, rücken Sie den Stuhl näher zu mir. Da –«

Er setzte sich. Aus der Nähe gesehen, erweckten die bemalten Backenknochen, die Runzeln, die feinen Linien zu beiden Seiten der gefärbten Lippen ein Gefühl der Bestürzung in ihm. Man gab sich Mühe, ihn liebenswürdig zu empfangen, mit einem Lächeln, das in ihm die Vorstellung eines grinsenden Totenschädels erweckte.

»Wir haben schon seit einiger Zeit von Ihnen gehört.«

Er wußte nicht, was er sagen sollte, und murmelte ein paar zusammenhanglose Worte. Darüber verging die Vorstellung des grinsenden Totenschädels.

»Und wissen Sie, daß die allgemeine Klage dahin ging, daß Sie sich überall so verschlossen gezeigt haben?«

Rasumoff schwieg eine Zeit und überdachte seine Antwort.

»Ich, sehen Sie wohl, bin ein Mann der Tat«, sagte er unbeholfen mit einem Aufblick.

Peter Iwanowitsch stand in ehrfurchtgebietendem, erwartungsvollem Schweigen neben seinem Stuhl. Rasumoff überkam ein leichtes Gefühl der Übelkeit. »Welches konnten die Beziehungen dieser beiden Leute

zueinander sein? Sie wie ein galvanisierter Leichnam aus einer Hoffmannschen Erzählung, er der Prediger des Evangeliums des Weibes für die ganze Welt und außerdem ein Überrevolutionär. Diese greise, bemalte Mumie mit unergründlichen Augen und dieser stämmige, stiernackige Ergebene … Was war das? Zauberei, Berückung … Ihr Geld ist der Grund«, dachte er. »Sie hat Millionen.«

Die Wände und der Fußboden des Zimmers waren kahl wie in einer Scheune. Die wenigen Einrichtungsstücke waren auf dem Speicher entdeckt und in Gebrauch genommen worden, ohne daß man sie abgestaubt hatte. Es war der Ausschuß, den die Witwe des Bankiers zurückgelassen hatte. Die Fenster ohne Vorhänge hatten ein dürftiges und schlafloses Aussehen. Bei zweien davon waren die schmutzigen gelblichweißen Rolladen heruntergelassen. Dies alles zeugte nicht von Armut, sondern von schmutzigem Geiz.

Die rauhe Stimme auf dem Sofa stieß ärgerlich hervor:

»Sie sehen um sich, Kyrill Sidorowitsch. Ich bin schamlos beraubt, gänzlich ruiniert worden.«

Ein rasselndes Lachen, das sie nicht zurückhalten zu können schien, unterbrach sie für einen Augenblick.

»Eine Sklavenseele würde vielleicht Trost ziehen aus der Tatsache, daß der Haupträuber eine hochstehende und fast sakrosankte Person war – ein Großfürst nämlich, verstehen Sie, Herr Rasumoff? ein Großfürst –. Nein! Sie haben keine Idee, was für Diebe diese Leute sind. Schlankweg Diebe.«

Ihr Busen wallte, aber ihr linker Arm blieb leichenstarr über die Rücklehne des Lagers hingestreckt.

»Sie werden sich nur aufregen«, hauchte eine tiefe Stimme, die Rasumoffs erstauntem Blick eher unter der starren Brille von Peter Iwanowitsch hervorzukommen schien als von seinen Lippen, welche sich kaum bewegt hatten.

»Und wenn schon! Ich sage Diebe. Voleurs! Voleurs!«

Rasumoff war ganz verwirrt über dieses unerwartete Gekreisch, das lebhaft an krächzendes Wehgeschrei erinnerte und noch lebhafter an Hysterie.

»Voleurs! Voleurs! Vol … «

»Keine Macht der Erde kann Ihnen Ihren Genius rauben«, brüllte Peter Iwanowitsch mit einem alles übertönenden Baß, doch ohne sich zu rühren, ohne die geringste Bewegung. Ein tiefes Schweigen folgte.

Rasumoff blieb äußerlich unbewegt. »Was soll nur diese Komödie?« fragte er sich. Da hörte er draußen irgendwo hinter sich eine Tür

zuschlagen, und gleich darauf kam die Gesellschaftsdame in einem abgetragenen schwarzen Rock und fadenscheiniger Bluse eilig herein; sie ging auf den Absätzen und trug in beiden Händen einen. großen russischen Samowar, der ihr offensichtlich viel zu schwer war. Rasumoff machte eine instinktive Bewegung, um ihr zu helfen, und erschreckte sie dadurch so sehr, daß sie fast ihre brodelnde Last fallen gelassen hätte. Sie brachte es aber doch noch fertig, damit auf dem Tisch zu landen, und sah so verstört aus, daß Rasumoff sich schleunigst wieder hinsetzte. Dann schaffte sie aus einem Nebenraum vier große Gläser, eine Teekanne und eine Zuckerdose auf einem schwarzen Blechtablett herein.

Die krächzende Stimme fragte barsch vom Sofa her:

»Les gâteaux! Haben Sie daran gedacht, die Keks zu bringen?«

Peter Iwanowitsch ging ohne ein Wort in den Vorraum hinaus und kam gleich darauf mit einem in weißes Glanzpapier gewickelten Paket zurück, das er aus dem Inneren seines Hutes gezogen haben mußte. Mit unerschütterlicher Würde löste er die Umschnürung, öffnete die Umhüllung und strich sie auf dem Tisch glatt, in Reichweite von Madame de S.s Hand. Die Gesellschaftsdame schenkte den Tee ein und zog sich dann in einen ganz abgelegenen Winkel zurück. Von Zeit zu Zeit streckte Madame de S. eine klauenartige Hand, die von kostbaren Ringen glitzerte, nach dem Papier mit Kuchen aus, nahm einen auf und verschlang ihn unter vampirhafter Entfaltung ihres riesigen falschen Gebisses. Zwischendurch sprach sie in rauhem Ton von der politischen Situation auf dem Balkan. Sie schwelgte in den kühnsten Hoffnungen darauf, daß irgendeine Verwicklung auf der Halbinsel in Rußland einen Entrüstungssturm hervorrufen würde gegen »diese Diebe, Diebe – Diebe«.

»Sie werden sich nur aufregen«, unterbrach Peter Iwanowitsch und hob seinen gläsernen Blick. Er trank Tee und rauchte Zigaretten, schweigsam und unaufhörlich. Wenn er ein Glas ausgetrunken hatte, schwenkte er seine Hand über der Schulter. Auf dieses Zeichen stürzte dann die Gesellschaftsdame, die mit runden Augen wie ein wachsames Tier in ihrer Ecke hockte, zum Tisch vor und goß ihm frisch ein. Rasumoff sah sie ein oder zweimal an. Sie zitterte vor Aufregung, obwohl weder Madame de S. noch Peter Iwanowitsch ihr die geringste Aufmerksamkeit schenkten. »Was haben die beiden wohl mit dem unglücklichen Geschöpf angefangen?« fragte sich Rasumoff. »Haben sie sie bis zum Wahnwitz mit Geistern erschreckt, oder haben sie sie nur einfach geprügelt?« Als sie ihm das zweite Glas eingoß, bemerkte er, daß ihre Lippen zitterten wie die einer Person, die eben ihrem Schrecken in Worten Luft machen will. Natürlich aber sagte sie nichts, verschwand wieder in ihre

Ecke und schien wie ein kostbares Gut das Lächeln des Dankes mit sich zu nehmen, das er ihr gegeben hatte.

»Sie würde es vielleicht verdienen, daß man sich mit ihr beschäftigte«, dachte Rasumoff plötzlich.

Er wurde ruhiger und fühlte, wie er in den Verhältnissen, in die er geschleudert worden war, festen Fuß faßte – zum ersten Male vielleicht, seit Viktor Haldin in sein Zimmer gekommen … und wieder hinausgegangen war. Er fühlte genau, daß sich die gespenstische Liebenswürdigkeit der berüchtigten Madame de S. auf ihn konzentrierte.

Madame de S. bemerkte mit Vergnügen, daß dieser junge Mann gänzlich verschieden war von anderen Mitgliedern des revolutionären Komitees, geheimen Sendboten, ordinären und manierlosen flüchtigen Professoren, ungehobelten Studenten, gewesenen Schustern mit Apostelgesichtern, schwindsüchtigen und zerlumpten Enthusiasten, Judenjungen und wüsten Burschen aller Art, die bei Peter Iwanowitsch aus und ein zu gehen pflegten – alle durch die Bank Fanatiker, Pedanten und Proleten. Es war ihr ganz interessant, zu diesem jungen Mann von hervorragend nettem Äußeren zu sprechen – denn Madame de S. war durchaus nicht immer mystisch gestimmt. Rasumoffs Schweigsamkeit reizte sie nur zu noch schnellerer, sprudelnderer Beredsamkeit, die sich immer noch um den Balkan drehte. Sie kannte alle Staatsmänner jener Länder, Türken, Bulgaren, Montenegriner, Rumänen, Griechen, Armenier und Unklassifizierte, Junge und Alte, die Lebenden und die Toten. Mit ein wenig Geld konnte man eine Intrige einleiten, die die Halbinsel in Flammen setzen und die russische Volksseele zum Kochen bringen würde. Man konnte den Weheschrei verlassener Brüder erwecken, und dann, wenn die ganze Nation auf dem Gipfelpunkt der Entrüstung war, mußten ein paar Regimenter oder so genügen, um in St. Petersburg eine Militärrevolte anzufangen und mit diesen Dieben aufzuräumen …

»Augenscheinlich habe ich nur still dazusitzen und zuzuhören«, dachte der schweigsame Rasumoff. »Dieses haarige und lasterhafte Vieh« (in solchen Ausdrücken dachte Rasumoff von dem volkstümlichen Vertreter einer Staatsidee auf feministischer Grundlage) »wird bei aller seiner List doch auch eines Tages Farbe bekennen müssen.«

Rasumoff hörte einen Augenblick lang auf zu denken. Dann formte sich in ihm eine finstere, bitter-ironische Erwägung: »Ich habe die Gabe, Vertrauen einzuflößen.« Er hörte sich selbst laut auflachen. Das war wie ein Peitschenschlag für die angemalte, glanzäugige Hexe auf dem Sofa.

»Sie haben gut lachen«, krächzte sie. »Was sonst kann einer tun! Ausgemachte Schwindler – und wie gemeine Schwindler noch dazu! Elender

deutscher Adel – Holstein-Gottorps. Obwohl es ja kaum noch anständig ist, zu sagen, wie und was sie sind; eine Familie, die ein Wesen wie Katharina die Große unter ihre Ahnen zählt – Sie verstehen!«

»Sie regen sich nur auf«, sagte Peter Iwanowitsch, geduldig, aber fest. Diese Mahnung hatte die übliche Wirkung auf die Egeria. Sie senkte ihre dicken farblosen Augenlider und änderte ihre Stellung auf dem Sofa. Alle ihre eckigen und leblosen Bewegungen schienen nun, wo ihre Augen geschlossen waren, völlig automatisch. Gleich darauf schlug sie die Augen wieder auf. Peter Iwanowitsch trank emsig und ohne Übereilung Tee.

»Nun, ich muß sagen«, damit wandte sie sich an Rasumoff, »die Leute, die Sie auf Ihrem Weg hierher gesehen haben, sind im Recht: Sie sind unglaublich verschlossen. Sie haben keine zwanzig Worte gesagt, seitdem Sie im Zimmer sind. Nicht einmal auf Ihrem Gesicht drücken sich irgendwelche Ihrer Gedanken aus.«

»Ich habe zugehört, Madame«, sagte Rasumoff. Es war seine erste Bemerkung auf französisch, und sie kam etwas zögernd, weil er seines Akzentes nicht ganz sicher war. Doch schien sie einen ausgezeichneten Eindruck zu machen. Madame de S. sah bedeutsam in Peter Iwanowitschs Augengläser, als wollte sie die Vorzüge dieses jungen Menschen betont wissen. Sie nickte ihm sogar ganz leise zu, und Rasumoff hörte, wie sie halb für sich die Worte hauchte: »Später im diplomatischen Dienst«, die sich nur auf den günstigen Eindruck beziehen konnten, den er gemacht hatte. Der phantastische Widersinn, der darin lag, empörte ihn, denn es schien, als wollte man seine vernichteten Hoffnungen dadurch verhöhnen, daß man ihm die Fata Morgana einer Karriere vorgaukelte. Peter Iwanowitsch blieb so unbewegt, als wäre er taub, und trank weiter Tee. Rasumoff fühlte die Verpflichtung, irgend etwas zu sagen.

»Ja«, begann er bedächtig, als sei er im Begriff, eine wohlüberlegte Meinung zu äußern. »Ganz gewiß, selbst wenn man eine reine Militärrevolte vorbereitet, so sollte die Volksstimmung mit in Berechnung gezogen werden.«

»Sie haben mich vollkommen verstanden. Die Unzufriedenheit muß vergeistigt werden, das ist es, was die gewöhnlichen Führer der Revolutionskomitees nicht verstehen wollen. Sie sind nicht imstande dazu. So war zum Beispiel Mordatieff letzten Monat in Genf. Peter Iwanowitsch brachte ihn her. Kennen Sie Mordatieff? Ja doch, – Sie haben von ihm gehört. Sie nennen ihn einen Adler – einen Helden. Er hat nie auch nur halb so viel getan wie Sie, nie auch nur versucht – nicht halb … «

Madame de S. bewegte sich rechtwinklig auf dem Sofa.

»Wir haben natürlich mit ihm gesprochen, und wissen Sie, was er mir gesagt hat? ›Was haben wir mit Balkaninteressen zu tun? Wir müssen die Schufte einfach ausrotten.‹ Ausrotten ist gut – aber was dann? Der Trottel! Ich schrie ihm zu: ›Aber Sie müssen die Unzufriedenheit vergeistigen, verstehen Sie nicht, vergeistigen … ‹«

Sie fingerte nervös in ihrer Tasche nach einem Taschentuch und führte es an die Lippen.

»Vergeistigen?« sagte Rasumoff fragend und beobachtete ihren wogenden Busen. Die langen Enden eines alten schwarzen Spitzenschals, den sie über den Kopf trug, hingen ihr über die Schultern und umrahmten von beiden Seiten ihre gespenstisch roten Wangen. »Ein widerlicher Kauz«, brach sie wieder los. »Stellen Sie sich einen Menschen vor, der fünf Stück Zucker in den Tee nimmt … Jawohl, ich sagte vergeistigen! Wie sonst können Sie die Unzufriedenheit wirksam verallgemeinern?«

»Merken Sie sich das, junger Mann«, ließ sich Peter Iwanowitsch feierlich vernehmen, »›wirksam verallgemeinern‹«.

Rasumoff sah ihn mißtrauisch an.

»Einige sagen, daß Hunger das tun würde«, bemerkte er.

»Ja, ich weiß. Unser Volk stirbt haufenweise. Aber Sie können die Hungersnot nicht allgemein machen. Und wir wollen ja auch keine Verzweiflung schaffen. Denn daraus ist kein moralischer Halt zu gewinnen. Es ist Entrüstung … «

Madame de S. ließ ihre dünnen, ausgestreckten Arme auf ihre Knie sinken.

»Ich bin kein Mordatieff«, hob Rasumoff an.

»Bien sûr«, murmelte Madame de S.

»Obwohl auch ich bereit bin zu sagen: Ausrotten! Ausrotten! Gestatten Sie aber meiner Unkenntnis politischer Arbeit die Frage: Eine Balkan – – nun – Intrige, würde die nicht sehr lange Zeit brauchen?«

Peter Iwanowitsch stand auf, ging leise ein paar Schritte und stellte sich mit dem Gesicht zum Fenster. Rasumoff hörte eine Tür sich schließen; er wandte den Kopf und bemerkte, daß die Gesellschaftsdame aus dem Zimmer gehuscht war.

»In politischen Fragen glaube ich ans Übernatürliche«, brach Madame de S. das Schweigen.

Peter Iwanowitsch ging vom Fenster weg und berührte Rasumoff leicht an der Schulter. Das war das Zeichen zum Aufbruch, zugleich aber wandte er sich in besonders bittendem Ton an Madame de S.

»Eleanor!«

Was er auch damit meinte, sie schien ihn nicht zu hören. Sie lehnte sich in die Sofaecke zurück wie eine holzgeschnitzte Figur. Das unbewegliche, mürrische Gesicht, von den schäbigen, verschossenen Spitzen eingerahmt, zeigte einen Ausdruck von Grausamkeit.

»Was das Ausrotten angeht«, krächzte sie dem aufmerksamen Rasumoff zu, »so gibt es nur eine Klasse in Rußland, die ausgerottet werden muß, nur eine, und diese Klasse besteht aus nur einer Familie. Sie verstehen mich? Diese eine Familie muß ausgerottet werden.«

Ihre Starrheit war erschrecklich, wie die Starre eines Leichnams, dem durch die Kraft tödlichen Hasses Sprache und Blick erhalten geblieben sind. Der Anblick faszinierte Rasumoff – und doch fühlte er, daß er sich mehr in der Hand hatte als irgendwann zuvor, seit er dieses verwünschte kahle Zimmer betreten hatte. Sein Interesse war erwacht. Der große Feminist an seiner Seite aber ließ wieder seine Mahnung hören.

»Eleanor!«

Sie beachtete es nicht. Ihre karminroten Lippen arbeiteten mit fieberhafter Geschwindigkeit. »Der befreiende Geist würde den Arm ausstrecken, und dafür würden sich Flüsse teilen, wie der Jordan, und Wälle einstürzen, wie die von Jericho. Die Befreiung von der Knechtschaft würde durch Plagen und Zeichen, durch Wunder und durch Krieg bewirkt werden. Die Frauen … «

»Eleanor!«

Sie brach ab. Endlich hatte sie ihn gehört. Sie preßte die Hände an die Stirn.

»Was ist? Ach ja, dieses Mädchen, die Schwester von … «

Damit meinte sie Fräulein Haldin. Das junge Mädchen und seine Mutter hätten ein sehr zurückgezogenes Leben geführt. Sie kamen aus der Provinz – oder nicht? Die Mutter mußte sehr schön gewesen sein – Spuren davon waren noch da. Peter Iwanowitsch habe bei seinem ersten Besuch einen tiefen Eindruck davongetragen … Es sei nur der kalte Empfang überraschend gewesen, den sie ihm bereitet hätten.

»Er ist eine unserer nationalen Berühmtheiten«, schrie Madame de S. mit plötzlicher Heftigkeit auf. »Die ganze Welt horcht auf, wenn er spricht.«

»Ich kenne diese Damen nicht«, sagte Rasumoff laut und erhob sich.

»Was sagen Sie da, Kyrill Sidorowitsch? Ich weiß doch, daß sie hier in diesem Garten neulich erst mit Ihnen sprach.«

»Jawohl, im Garten«, sagte Rasumoff finster und fügte mit einer Anstrengung hinzu: »Sie machte sich selbst mit mir bekannt.«

»Und rannte dann von uns allen weg«, fuhr Madame de S. mit unheimlicher Lebhaftigkeit fort, »nachdem sie bis vor die Tür gekommen war! Was für ein sonderbares Benehmen! Also, ich bin auch einmal ein schüchternes kleines Landmädchen gewesen. Ja, Rasumoff« (sie gebrauchte absichtlich diese vertraute Anrede, mit einer schauerlichen Grimasse, die liebenswürdig sein sollte. Rasumoff fuhr sichtlich zusammen). »Ja, das ist mein Ursprung. Eine einfache Provinzfamilie.«

»Sie sind ein Wunder«, sagte Peter Iwanowitsch mit seiner tiefsten Stimme.

Sie aber gab Rasumoff ihr Totenkopflächeln. Ihre Stimme klang förmlich befehlend.

»Sie müssen das wilde junge Ding herbringen. Wir wollen sie sehen. Ich rechne darauf, daß es Ihnen gelingt, vergessen Sie das nicht.«

»Sie ist kein wildes junges Ding«, murmelte Rasumoff mürrisch. »Nun gut, das ist ganz gleich. Vielleicht ist sie eine dieser jungen eingebildeten Demokratinnen. Wissen Sie, was ich glaube? Ich glaube, sie ist Ihnen im Charakter sehr ähnlich. In Ihnen schwelt große Spottlust. Sie sind recht selbstgenügsam. Aber ich kann geradezu Ihre Seele sehen.«

Ihre glänzenden Augen bekamen einen trockenen, stieren Blick, der an Rasumoff vorbeiglitt und in ihm die lächerliche Vorstellung erweckte, daß sie irgend etwas ansah, was ihr hinter ihm sichtbar war. Er verfluchte sich selbst wegen dieser augenscheinlichen Empfänglichkeit für überspannte Ideen und fragte mit erzwungener Ruhe:

»Was sehen Sie da? Irgend etwas, das mir ähnlich ist?«

Sie bewegte ihr starres Gesicht verneinend von links nach rechts.

»Irgendeinen Geist in meiner Gestalt?« fuhr Rasumoff langsam fort. »Denn ich glaube, das ist die Form, in der eine Seele sichtbar wird. Ein Nichts. Es gibt Erscheinungen von Lebenden sowohl wie von Toten.«

Die Starrheit von Madame de S.s Blick hatte nachgelassen, und sie sah nun Rasumoff an, in einem Schweigen, das drückend wurde.

»Ich selbst habe da ein Erlebnis gehabt«, brachte er heraus, wie unter unwiderstehlichem Zwang. »Ich habe einmal einen Geist gesehen.«

Die unnatürlich roten Lippen öffneten sich, um eine Frage zu formen.

»Eines Toten?«

»Nein, eines Lebenden.«

»Ein Freund?«

»Nein.«

»Ein Feind?«

»Ich haßte ihn.«

»Ach, dann war es also keine Frau?«

»Eine Frau?« wiederholte Rasumoff und sah Madame de S. gerade in die Augen. »Warum hätte es eine Frau sein sollen? Und warum dieser Schluß? Warum hätte ich nicht fähig sein sollen, eine Frau zu hassen?«

Tatsächlich war ihm die Idee, eine Frau zu hassen, völlig neu. Im Augenblick haßte er Madame de S. Aber es war kein richtiger Haß. Es war ein Gefühl, das mehr dem Abscheu glich, den uns eine abstoßend häßliche Plastik aus Holz oder Gips einflößen mag. Sie rührte sich so wenig, als wäre sie eine solche Plastik. Sogar ihre Augen, deren starrer Blick sich in die seinen bohrte, wirkten trotz ihrem Glanze leblos, als wären sie künstlich wie ihre Zähne. Zum erstenmal bemerkte Rasumoff ein ganz schwaches Parfüm, doch so schwach es war, belästigte es ihn doch unsagbar. Wieder klopfte ihm Peter Iwanowitsch leicht auf die Schulter. Daraufhin verbeugte er sich und wollte sich eben zurückziehen, als ihm die unerwartete Gnade zuteil wurde, daß sich ihm eine knochige, leblose Hand entgegenstreckte, mit den zwei Worten in hartem Französisch:

»Au revoir.«

Er beugte sich über die Skeletthand und verließ das Zimmer, von dem großen Mann begleitet, der ihm den Vortritt ließ. Die Stimme vom Sofa krächzte hinter ihnen her:

»Sie bleiben hier, Pierre.«

»Gewiß, ma chere amie.«

Er verließ aber den Raum mit Rasumoff und schloß die Tür hinter sich. Der Vorraum setzte sich nach links und rechts in einen kleinen Korridor fort und bot den trostlosen Ausblick auf die Dekoration in Weiß und Gold, ohne einen Fetzen Teppich. Sogar das Licht, das ganz am Ende durch ein breites Fenster drang, schien staubig; und ein vereinzelter Farbfleck, der auf der Balustrade aus weißem Marmor erschien, der Zylinder des großen Feministen, stach aufreizend scharf umrissen von der grellen Weiße ab.

Peter Iwanowitsch begleitete den Besucher, ohne den Mund aufzutun. Sogar als sie schon das Stiegenhaus erreicht hatten, brach Peter Iwanowitsch das Schweigen nicht. Rasumoffs Wunsch, in einem Saus die Treppe hinunter und zum Hause hinaus zu eilen, ohne sich auch nur mit einem Nicken zu verabschieden, verflog plötzlich. Er blieb auf der ersten Stufe stehen und lehnte sich an die Wand. Unter ihm dehnte sich die große Halle mit ihrem schwarz-weiß gescheckten Fußboden und schien in ihrer lächerlichen Größe irgendein öffentlicher Saal, dessen schlummernde Akustik darauf wartet, von Schritten und Stimmen erprobt zu werden. Als fürchtete er sich, das laute Echo des leeren Hauses zu wecken, dämpfte Rasumoff die Stimme:

»Ich habe wirklich nicht die Absicht, in Spiritismus zu machen.«

Peter Iwanowitsch schüttelte leise, doch mit tiefem Ernst das Haupt.

»Oder meine Zeit an seherische Verzückungen oder tiefgründige Betrachtungen über den Hochglanz der Weiblichkeit zu verschwenden«, fuhr Rasumoff fort. »Ich bin hierher gekommen, um mir meinen Anteil an der Arbeit zu suchen – an Taten, hochverehrter Peter Iwanowitsch! Es war nicht der große, europäische Schriftsteller, der mich anzog, hier in dieser widerwärtigen Stadt der Freiheit. Es war jemand viel größerer. Es war die Idee des Führers. Es gibt halbverhungerte junge Menschen in Rußland, die so fest an Sie glauben, daß dieser Glaube das einzige scheint, was sie in ihrem Elend aufrecht hält. Denken Sie daran! Nein, aber denken Sie doch bloß daran!«

Der große Mann ließ diesen Ausbruch völlig regungslos und schweigsam über sich ergehen und bot ein Bild geduldiger, gleichmütiger Ehrbarkeit.

»Natürlich rede ich nicht vom Volk. Das sind Tiere«, fügte Rasumoff mit dem gleichen scharfen Flüstern hinzu. Aus dem Bart des »heldenhaften Flüchtlings« drang ein gemurmelter Widerspruch, ein Murmeln der Autorität.

»Sagen Sie – Kinder.«

»Nein, Tiere«, beharrte Rasumoff eigensinnig.

»Aber sie sind gesund, sie sind unschuldig«, gab der große Mann flüsternd zu bedenken.

»Was das anbetrifft, so ist ein Vieh gesund genug.« Rasumoff erhob die Stimme. »Und Sie können nicht die natürliche Unschuld des Viehs leugnen. Aber was nützt es, sich über Namen zu streiten. Versuchen Sie es nur, und geben Sie diesen Kindern die Macht und die Gestalt von Männern, und passen Sie auf, was aus ihnen wird. Versuchen Sie nur, und warten Sie dann … Aber einerlei. Ich sage Ihnen, Peter Iwanowitsch, daß heutzutage keine sechs jungen Leute in irgendeiner schäbigen Studentenbude zusammenkommen, ohne daß Ihr Name geflüstert wird. Nicht als der eines Lenkers der Gedanken, sondern als ein Zentrum revolutionärer Energie. Das Aktionszentrum. Was andres hat mich zu Ihnen geführt, glauben Sie? Sicher nicht das, was alle Welt von Ihnen weiß. Ich fühlte mich unwiderstehlich angezogen, oder sagen wir gedrängt, ja gedrängt – oder, noch besser, getrieben – getrieben«, wiederholte Rasumoff laut und brach ab, als habe ihn der hohle Widerhall des Wortes »getrieben« in den zwei kahlen Korridoren und der leeren großen Halle erschreckt.

Peter Iwanowitsch schien nicht im mindesten überrascht. Der junge Mann konnte ein trockenes, verlegenes Lächeln nicht unterdrücken. Der große Revolutionär blieb unbewegt, behielt unentwegt den Ausdruck banaler, gutmütiger Überlegenheit bei.

»Ein frecher Kerl«, sagte sich Rasumoff. »Er wartet hinter seiner Brille, daß ich mich aus der Hand verliere.« Dann laut, mit satanischer Freude an der plötzlichen Lust, mit der Größe des großen Mannes zu spielen:

»Oh, Peter Iwanowitsch, wenn Sie nur die Macht kennten, die mich zu Ihnen zog, nein, *trieb*.«

Nun fühlte er durchaus keine Lust zu lachen. Diesmal bewegte Peter Iwanowitsch leicht den Kopf, als wollte er sagen: kenne ich sie denn nicht? Diese ausdrucksvolle Bewegung war fast unmerklich. Rasumoff fuhr mit geheimer Schadenfreude fort:

»Alle diese Tage haben Sie versucht, in mir zu lesen, Peter Iwanowitsch. Das ist natürlich. Ich habe es bemerkt und war offen. Vielleicht haben Sie den Eindruck, daß ich nicht sehr mitteilsam war. Doch bei einem Mann wie Ihnen war das nicht nötig. Es hätte sogar wie Frechheit ausgesehen, und überdies neigen wir Russen ja gemeinhin dazu, zuviel zu reden. Das habe ich immer gefühlt. Und doch sind wir als Nation stumm. Ich versichere Ihnen, daß es nicht wieder vorkommen wird, daß ich zu Ihnen so viel rede.«

Rasumoff stand immer noch auf der unteren Stufe und näherte sich dem großen Mann ein wenig.

»Sie waren herablassend genug. Ich habe wohl verstanden, daß Sie es taten, um mich aus mir herauszulocken. Wenn Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, so müssen Sie zugeben, daß ich nicht versuchte, zu blenden. Ich wurde zu Ihnen gedrängt, gezogen oder gesandt. Sagen wir gesandt, für eine Tat, die niemand außer mir tun kann. Sie werden das eine harmlose Selbsttäuschung nennen, eine lächerliche Selbsttäuschung, die Ihnen nur ein Lächeln abringt. Es ist töricht von mir, so zu reden, und doch sollen Sie eines Tages an diese Worte denken, hoffe ich. Genug davon. Hier stehe ich vor Ihnen und habe gebeichtet! Doch eines muß ich dieser Beichte noch hinzufügen: nie werde ich mich dazu verstehen, ein blindes Werkzeug zu sein.«

Welche Art von Zustimmung Rasumoff auch erwartet haben mochte, darauf war er nicht gefaßt, daß der große Mann seine beiden Hände packen würde. Die Raschheit der Bewegung erschreckte ihn. Der stämmige Feminist hätte nicht flinker sein können, wenn er die Absicht gehabt hätte, Rasumoff hinterrücks auf den Treppenabsatz heraufzureißen und hinter einer der zahllosen verschlossenen Türen abzutun. Dieser

Gedanke kam Rasumoff plötzlich. Als der andere seine Hände nach einem beredten Druck wieder freigab, lächelte er mit hochklopfendem Herzen gerade in den Bart und die Brille hinein, die den unergründlichen Mann verbargen. Er dachte dabei (so steht es von seiner eigenen Hand geschrieben): »Ich rühre mich nicht weg von hier, bis er entweder spricht oder sich wegwendet. Dies ist ein Duell.« Viele Sekunden vergingen, ohne ein Wort oder eine Bewegung.

»Ja, ja«, sagte dann plötzlich der große Mann hastig und leise, als handelte es sich um eine verstohlene, atemlose Unterredung. »Gewiß. Kommen Sie uns in ein paar Tagen wieder hier besuchen, wir müssen das gründlich durchsprechen, Sie und ich. Bis auf den Grund, bis auf … Und nebenbei: Sie müssen auch Natalie Viktorowna mitbringen. Sie wissen ja, das Haldin-Mädel … «

»Habe ich das als meinen ersten Auftrag von Ihnen zu betrachten?« fragte Rasumoff förmlich.

Peter Iwanowitsch schien von dieser neuen Haltung verblüfft.

»Ah, hm, Sie sind allerdings der geeignete Mann – la personne indiquée. Wir brauchen jetzt jeden einzelnen. Jeden einzelnen.« Er beugte sich zu Rasumoff hinunter, der die Augen niederschlug. »Der Augenblick der Tat kommt«, murmelte er.

Rasumoff sah nicht auf. Er rührte sich nicht, bis er die Tür des Wohnzimmers hinter dem größten der Feministen zuschlagen hörte, der zu seiner bemalten Egeria zurückkehrte. Dann ging er langsam in die Halle hinunter. Die Tür stand offen, und der Schatten des Hauses lag über der Terrasse. Während er langsam hinaus schritt, lüftete er den Hut, trocknete seine feuchte Stirn und stieß mit Macht den Atem aus, als wollte er die letzten Reste der Luft von sich geben, die er drinnen im Hause geatmet hatte. Er sah auf seine Handflächen und rieb sie leise an seinem Rock.

Er hatte, so lächerlich es klingen mag, das Gefühl, als könnte ein zweites Ich, das sich unabhängig von ihm in seine Seele teilte, seine ganze Erscheinung mit größter Lebhaftigkeit beobachten. Dies ist merkwürdig, dachte er. Nach einiger Zeit faßte er seine Ansicht darüber in den innerlichen Aufruf zusammen: »Verflucht!« Dann machte dieser Verdruß einer ausgesprochenen Unruhe Platz. Das ist die Folge nervöser Erschöpfung, überlegte er. Wie soll ich Tag für Tag so weitermachen, wenn ich nicht mehr Widerstandskraft – moralische Widerstandskraft habe?

Er folgte dem Weg über die Terrasse hinunter. »Moralische Widerstandskraft, moralische Widerstandskraft«, wiederholte er sich unablässig. Moralische Ausdauer. Jawohl. Dies war das erste Erfordernis der Sachlage. Einen Augenblick lang verdrängte der ungeheure Wunsch, aus

diesem Park hinaus, ans andere Ende der Stadt zu kommen, sich auf sein Bett zu werfen und stundenlang zu schlafen, jeden anderen Gedanken aus seinem Kopfe. »Ist es möglich, daß ich letzten Endes doch nur ein Schwächling bin?« fragte er sich selbst in plötzlichem Erschrecken. »Oho, was ist das?«

Er fuhr zusammen, als erwachte er aus einem Traum. Er taumelte sogar ein wenig, bevor er sich ganz gefaßt hatte.

»Oh, Sie haben sich von uns weggestohlen, um hier herumzulaufen«, sagte er.

Die Gesellschaftsdame stand vor ihm, wie sie aber dahin gekommen war, davon hatte er nicht die leiseste Idee. In den gefalteten Armen barg sie liebkosend die Katze.

»Ich war geistesabwesend beim Gehen, das ist also unbestreitbare Tatsache«, sagte sich Rasumoff verblüfft. Dann zog er mit betonter Höflichkeit den Hut.

Das bleiche Mädchen errötete läppisch. Sie hatte ihren gewöhnlichen verschreckten Ausdruck, als hätte ihr irgend jemand soeben erst die schauerlichsten Neuigkeiten mitgeteilt. Dabei machte sie aber, wie Rasumoff ausdrücklich bemerkte, nicht den Eindruck der Schüchternheit. Sie ist unglaublich schäbig, dachte er. Im Sonnenschein sah ihr schwarzes Kleid grünlich aus und zeigte da und dort ein paar durchgewetzte Stellen, wo der Stoff durch den Gebrauch samtig und wollig geworden schien. Sogar ihr Haar und ihre Augen waren schäbig. Rasumoff fragte sich, ob sie wohl sechzig Jahre alt sei. Ihre Gestalt schien zwar jung genug. Er bemerkte, daß sie nicht verhungert aussah, eher so, als hätte sie sich von unbekömmlichen Brocken und Tellerresten genährt. Rasumoff lächelte liebenswürdig und wich ihr aus. Sie drehte den Kopf, um ihren verschreckten Blick nicht von ihm zu wenden.

»Ich weiß, was man Ihnen da drin gesagt hat«, erklärte sie plötzlich ohne jede Einleitung. Ihre Sprechweise hatte im Gegensatz zu ihrer Haltung eine ganz unerwartete Sicherheit, die auch Rasumoff sofort seine Unbefangenheit wiedergab.

»Wissen Sie das? Sie müssen bei allen möglichen Gelegenheiten die verschiedensten Gespräche da drin gehört haben.«

Sie wiederholte ihren ersten Ausspruch, etwas verändert, doch mit der gleichen überraschenden Sicherheit.

»Ich weiß ganz gewiß, was man Ihnen aufgetragen hat, zu tun.«

»Wirklich?« Rasumoff zuckte leicht die Schultern. Er wollte eben mit einer kurzen Verbeugung weitergehen, da kam ihm plötzlich ein

Gedanke. »Ja, gewiß! In Ihrer Vertrauensstellung müssen Sie in vieles eingeweiht sein«, murmelte er mit einem Blick auf die Katze.

Das Tier empfing von der Gesellschaftsdame eine kurze, wie konvulsivische Liebkosung. »Ich bin seit langem in alles eingeweiht«, sagte sie.

»Alles«, wiederholte Rasumoff zerstreut.

»Peter Iwanowitsch ist ein abscheulicher Despot«, stieß sie hervor.

Rasumoff fuhr fort, die Streifen auf dem grauen Fell der Katze zu studieren.

»Ein eiserner Wille ist der Hauptbestandteil eines solchen Temperaments. Wie könnte er sonst ein Führer sein? Und ich glaube, Sie irren sich –«

»Da!« schrie sie. »Sie sagen, daß ich mich irre. Und ich wiederhole Ihnen trotzdem, daß er sich um niemand kümmert.« Sie warf den Kopf hoch. »Bringen Sie das Mädchen nicht hierher. Das hat man Ihnen aufgetragen – das Mädchen herzubringen. Hören Sie mich an: Sie täten besser, ihr einen Stein um den Hals zu binden und sie in den See zu stoßen.«

Rasumoff fühlte ein Frösteln und eine fliegende Hitze, als sei eine schwere Wolke vor die Sonne gezogen.

»Das Mädchen«, sagte er, »was habe ich mit dem Mädchen zu tun?«

»Man hat Ihnen aber gesagt, Natalie Haldin herzubringen. Habe ich nicht recht? Natürlich habe ich recht. Ich war nicht im Zimmer, aber ich weiß. Ich kenne Peter Iwanowitsch gut genug. Er ist ein großer Mann. Große Männer sind furchtbar. Machen Sie sich nichts mit ihr zu tun. Das ist doch das beste, was Sie tun können, wenn Sie nicht wollen, daß sie wird wie ich – enttäuscht! Enttäuscht!«

»Wie Sie?« wiederholte Rasumoff und starrte ihr ins Gesicht, das so ganz aller Anmut entbehrte wie der kümmerlichste Bettler des Geldes. Er lächelte und fühlte noch immer das Frösteln: eine ganz eigenartige Sensation, die ihn ärgerte. »Enttäuscht, von Peter Iwanowitsch! Ist das alles, was Sie verloren haben?«

Sie bemerkte, etwas ängstlich, doch mit ungeheurer Überzeugung: »Peter Iwanowitsch ist alles.« Dann fügte sie in verändertem Ton hinzu: »Halten Sie das Mädchen weg von diesem Haus.«

»Und Sie wollen mich um jeden Preis dazu bringen, Peter Iwanowitsch nicht zu gehorchen, nur weil Sie – weil Sie enttäuscht sind?«

Sie begann mit den Augen zu zwinkern.

»Sobald ich Sie zum erstenmal gesehen hatte, fühlte ich mich getröstet. Sie haben den Hut vor mir abgenommen. Sie sehen aus, als könnte man sich auf Sie verlassen. Oh!«

Sie schrak zurück vor Rasumoffs barsch hervorgestoßenem: »So etwas Ähnliches habe ich schon einmal gehört.«

Sie war so verwirrt, daß sie eine lange Zeit nichts konnte als weiter zwinkern.

»Es war Ihre menschenfreundliche Art«, erklärte sie wimmernd. »Ich habe gelechzt, ich will nicht sagen, nach Güte, sondern nur nach ein wenig Höflichkeit – ich weiß gar nicht wie lange. Und nun sind Sie ärgerlich … «

»Aber nein, im Gegenteil«, widersprach er. »Ich freue mich sehr, daß Sie mir vertrauen. Es ist möglich, daß ich später einmal … «

»Ja, wenn Sie einmal krank werden«, fiel sie lebhaft ein, »oder irgend etwas sehr Trauriges erleben, dann werden Sie sehen, daß ich keine unnütze Närrin bin. Sie brauchen es mich nur wissen zu lassen. Ich werde zu Ihnen kommen. Wirklich, ich will. Und bei Ihnen bleiben. Das Elend und ich sind alte Bekannte – aber dieses Leben hier ist schlimmer als Verhungern.« Sie schwieg ängstlich abwartend und fügte dann mit einer Stimme, die zum erstenmal wirklich schüchtern klang, hinzu:

»Oder wenn man Ihnen eine wirklich gefährliche Arbeit gäbe. Manchmal kann ein anspruchsloser Helfer – ich würde gar nichts wissen wollen. Ich würde Ihnen mit Freuden folgen. Ich könnte Aufträge ausführen. Ich habe den Mut.«

Rasumoff sah aufmerksam auf die verschreckten runden Augen, auf die runzligen, bleichen, runden Wangen; um die Mundwinkel spielte ein Zittern.

Sie will fort von hier, dachte er.

»Gesetzt den Fall, ich sagte Ihnen, daß ich in eine gefährliche Arbeit verwickelt bin?« sagte er langsam.

Sie preßte die Katze an ihren fadenscheinigen Busen mit dem atemlosen Ausruf: »Ah!« Dann, kaum geflüstert: »Unter Peter Iwanowitsch?«

»Nein, nicht unter Peter Iwanowitsch.«

Er sah Bewunderung in ihren Augen und strengte sich an, nicht zu lächeln.

»Dann also – allein?«

Er hielt die geschlossene Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger hoch: »Wie dieser Finger«, sagte er.

Sie zitterte leicht. Da fiel es Rasumoff ein, daß sie vielleicht vom Hause her beobachtet werden konnten, und er fühlte den dringenden Wunsch, fortzukommen. Sie zwinkerte und wandte ihr zerstörtes Gesicht zu ihm, scheinbar mit der stummen Bitte, er möchte ihr noch etwas mehr sagen,

ihrer hungernden, grotesken, pathetischen Ergebenheit noch ein Wort der Ermutigung schenken.

»Können wir vom Haus aus gesehen werden?« fragte Rasumoff vertraulich.

Sie antwortete, ohne die leiseste Überraschung über diese Frage zu verraten:

»Nein, das Eck des Stalles springt vor.« Dann fügte sie aber mit einer Verschmitztheit, die Rasumoff überraschte, hinzu: »Wenn aber jemand aus dem Fenster des Oberstockes heraussähe, dann würde er sofort merken, daß Sie noch nicht durch die Tore sind.«

»Wer sollte wohl bei dem Fenster spionieren?« fragte Rasumoff. »Peter Iwanowitsch?«

Sie nickte.

»Warum sollte er sich damit abgeben?«

»Er erwartet heute nachmittag jemand.«

»Kennen Sie die Person?«

»Es ist mehr als eine.«

Sie hatte die Augen wieder gesenkt. Rasumoff sah sie neugierig an. »Natürlich, Sie hören ja alles, was sie sagen.«

Sie sagte, ohne alle Feindseligkeit:

»Das tun auch die Tische und Stühle.«

Er begriff, daß die Bitterkeit, die sich in dem Herzen dieses hilflosen Geschöpfes angesammelt hatte, ihr wie ein feines Gift in die Adern gedrungen war und ihre Treue für jenes hassenswerte Paar zersetzt hatte. Für ihn war das ein äußerst glücklicher Zufall, überlegte er; denn Frauen sind sehr selten käuflich wie Männer, die meist für materielle Vorteile zu haben sind. Sie würde eine gute Verbündete abgeben, obwohl es nicht wahrscheinlich war, daß sie so viel zu hören bekam wie die Stühle und Tische des Château Borel. Das war nicht zu erwarten. Aber doch … und auf alle Fälle konnte man sie zum Sprechen bringen.

Als sie aufsah, bemerkte sie Rasumoffs Blick, der fest auf sie gerichtet war. Rasumoff begann zu sprechen.

»Nun gut, meine Liebe … aber meiner Treu, ich habe noch nicht das Vergnügen, Ihren Namen zu kennen. Ist das nicht merkwürdig?«

Zum ersten Male machte sie eine Bewegung mit den Schultern. »Ist das merkwürdig? Niemandem wird mein Name genannt. Keiner kümmert sich darum. Niemand spricht mit mir, niemand schreibt mir. Meine Eltern wissen nicht einmal, ob ich lebe. Ich brauche keinen Namen und habe ihn fast schon selbst vergessen.«

Rasumoff murmelte ernst: »Ja, aber doch … «

Sie fuhr langsamer und gleichgültig fort:

»Sie können mich also Thekla nennen. Mein armer Andrej nannte mich so. Ich war ihm zugetan. Er lebte in Kümmernis und Leiden und starb im Elend. Das ist das Los von uns Russen allen, uns namenlosen Russen. Nichts anderes gibt es für uns und keine Hoffnung irgendwo, wenn nicht … «

» Wenn nicht, was?«

»Wenn nicht alle diese Leute mit Namen aus dem Weg geräumt werden«, schloß sie, zwinkerte und warf die Lippen auf.

»Es wird mir leichter fallen, Sie Thekla zu nennen, wie Sie es wünschen«, sagte Rasumoff, »wenn Sie einwilligen, mich Kyrill zu nennen – sobald wir uns wie jetzt sprechen, ungestört, nur Sie und ich..«

Und dabei dachte er: das Geschöpf da muß sich unglaublich vor der Welt fürchten, sonst wäre sie aus dieser Stellung schon längst davongelaufen. Dann überlegte er, daß die bloße Tatsache, daß sie den großen Mann plötzlich verließ, sie verdächtig machen mußte. Sie konnte von niemand Hilfe oder Rückhalt erwarten. Diese Revolutionärin war für eine unabhängige Existenz nicht geschaffen.

Sie ging ein paar Schritte neben ihm, zwinkerte und liebkoste die Katze, indem sie sie leicht in den Armen schaukelte.

»Jawohl, nur Sie und ich. So war ich auch mit meinem armen Andrej, nur lag er im Sterben. Diese Bestien von Beamten hatten ihn umgebracht – während Sie! Sie sind stark, Sie töten die Ungeheuer. Sie haben eine große Tat vollbracht. Peter Iwanowitsch selbst muß Sie schätzen. Nun gut – vergessen Sie mich nicht –, besonders wenn Sie jemals nach Rußland zur Arbeit zurückkehren. Ich könnte Ihnen folgen und alles, was irgendwie gebraucht würde, tragen. Ganz weit, wissen Sie, oder ich könnte für Sie gefährliche Dokumente schreiben, Listen von Namen oder Instruktionen, so daß Sie im Falle eines Unglückes die Handschrift nicht belasten könnte. Sie brauchten sich auch dann nicht zu fürchten, wenn ich gefangen würde. Ich wüßte wohl, stumm zu bleiben. Wir Frauen sind durch Schmerz nicht so leicht zu besiegen. Ich hörte Peter Iwanowitsch sagen, daß es an unseren stumpfen Nerven oder so etwas liege. Wir können es besser aushalten. Und es ist wahr; ich kann mir ganz gut vorstellen, daß ich mir die Zunge abbisse und sie den Kerlen hinspuckte. Was nützt mir die Sprache? Wer würde jemals wünschen, zu hören, was ich sage? Seitdem ich meinem armen Andrej die Augen geschlossen habe, habe ich keinen Mann getroffen, dem am Klang meiner Stimme etwas zu liegen schien. Auch zu Ihnen hätte ich nie gesprochen, wenn Sie nicht gleich, als Sie das erstemal hierherkamen, so liebenswürdig von mir

Notiz genommen hätten. Ich konnte nicht anders, als zu Ihnen von dem entzückenden jungen Mädchen zu sprechen. Oh, das süße Geschöpf! Und stark! Das sieht man gleich. Wenn Sie ein Herz in der Brust haben, dann erlauben Sie nicht, daß sie den Fuß hierher setzt. Leben Sie wohl!«

Rasumoff faßte sie am Arm. In der ersten Bestürzung über die unerwartete Berührung versuchte sie sich freizumachen, blieb aber dann ruhig stehen, ohne ihn anzusehen.

»Können Sie mir aber sagen«, fragte er hart an ihrem Ohr, »warum sie – diese Leute hier im Haus – so darauf aus sind, sie in die Hand zu bekommen?«

Sie machte sich frei und wandte sich nach ihm um, als ärgerte sie sich über die Frage.

»Verstehen Sie nicht, daß Peter Iwanowitsch lenken, beeinflussen, dirigieren muß? Das gehört zu seinem Leben. Er kann nie zu viele Schüler haben. Er verträgt den Gedanken nicht, daß irgend jemand ihm entkommen könnte. Und eine Frau noch dazu! Ohne Frauen kann man nichts machen, sagt er. Er hat es auch geschrieben. Er –«

Der junge Mann hörte diesen Ausbruch überrascht an, als sie plötzlich verstummte und hinter den Stall lief.

Kapitel 3

Rasumoff, so sich selbst überlassen, schlug die Richtung nach dem Tor ein. Bald aber überzeugte er sich, daß dieser Tag der vielen Gespräche nicht zu Ende gehen sollte, ohne daß er ein weiteres zu führen haben würde.

Hinter dem Pförtnerhäuschen hervor kamen die erwarteten Besucher von Peter Iwanowitsch in Sicht: eine kleine Gruppe, bestehend aus zwei Männern und einer Frau. Sie bemerkten ihn ebenfalls und blieben kurz stehen, wie um sich zu beraten. Im Augenblick aber trat die Frau beiseite und winkte den beiden Männern mit dem Arm. Daraufhin verließen diese den Fahrweg und gingen quer über den großen vernachlässigten Rasenplatz oder vielmehr die Wiese, gerade auf das Haus zu. Die Frau blieb auf dem Fahrweg stehen und erwartete Rasumoffs Näherkommen. Sie hatte ihn erkannt. Auch er hatte sie auf den ersten Blick erkannt. Er hatte sie in Zürich kennengelernt, wo er seine Reise von Dresden her unterbrochen hatte. Während der zwei Tage seines Aufenthaltes waren sie viel zusammengewesen.

Sie trug genau dasselbe Kostüm, in dem er sie zuerst gesehen hatte. Eine Bluse von roter Seide machte sie auf große Entfernung kenntlich. Dazu trug sie einen kurzen, braunen Rock und einen Ledergürtel. Ihre Hautfarbe war die von Milchkaffee, doch sehr klar; ihre Augen schwarz und flackernd, ihre Gestalt aufrecht. Ein dichter Schopf fast weißen Haares war lose unter einem staubigen und ziemlich ramponierten Tirolerhut aus braunem Loden aufgenommen. Der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst und gespannt; so ernst, daß sich Rasumoff, nachdem er nahe zu ihr gekommen war, zu einem Lächeln verpflichtet fühlte. Sie begrüßte ihn mit einem kollegialen Händedruck.

»Was, Sie gehen?« rief sie aus. »Wie ist das, Rasumoff?«

»Ich gehe weg, weil mich niemand aufgefordert hat, zu bleiben«, antwortete Rasumoff und gab ihren Händedruck, doch weit schwächer, zurück. Sie neigte den Kopf wie jemand, der versteht. Inzwischen hatte Rasumoff den beiden Männern nachgesehen. Sie gingen quer über die Wiese. Der Kleinere von den beiden trug einen engen Überrock aus

irgendeinem grauen Stoff, der ihm fast bis zu den Fersen niederhing. Sein Begleiter, der weit größer und massiger war, trug eine kurze, enganliegende Jacke und enge Hosen, in schäbige Röhrenstiefel gesteckt. Die Frau, die die beiden augenscheinlich Rasumoff aus dem Weg gehalten hatte, begann in sachlichem Ton:

»Ich mußte eiligst von Zürich hierherkommen, um die beiden da am Zug abzuholen und sie zu Peter Iwanowitsch zu führen. Das habe ich eben getan.«

»Oh, wirklich«, sagte Rasumoff kurz und sehr verdrießlich darüber, daß sie ihn anscheinend in ein Gespräch zu verwickeln gedachte. »Von Zürich – ja natürlich. Und diese beiden kommen von … «

Sie unterbrach ihn mit gewollter Harmlosigkeit: »aus einer ganz anderen Richtung. Ziemlich weit her. Sehr weit sogar.« Rasumoff zuckte die Schultern. Die beiden Männer von weit her waren nun bei der Terrasse angekommen und verschwanden plötzlich, als hätte sie die Erde verschluckt.

»Ach, nun – sie kommen einfach aus Amerika.« Die Frau in der roten Bluse zuckte ebenfalls leicht die Schultern, bevor sie diese Erklärung abgab. »Die Zeit ist nahe«, fuhr sie fort, wie für sich selbst. »Ich sagte Ihnen nicht, wer Sie sind. Jakowlitsch hätte Sie gewiß gern umarmt.«

»Ist das der mit dem dünnen Knebelbart und dem langen Rock?«

»Sie haben recht geraten, das ist Jakowlitsch.«

»Und sie hätten den Weg vom Bahnhof hierher nicht allein finden können, ohne daß Sie von Zürich gekommen wären, um sie zu führen? Wirklich wahr, ohne Frauen können wir nichts tun. So steht es geschrieben, und so ist es offenbar auch.«

Er fühlte unter seinem erzwungenen Sarkasmus eine unendliche Müdigkeit und konnte leicht feststellen, daß auch sie sie mit ihren festen, glänzendschwarzen Augen entdeckt hatte.

»Was ist mit Ihnen?«

»Ich weiß nicht. Nichts. Ich habe einen verteufelten Tag gehabt.«

Sie wartete und hielt die schwarzen Augen auf sein Gesicht geheftet. Dann sagte sie:

»Was ist damit? Ihr Männer seid so empfindlich und egozentrisch. Ein Tag ist wie der andere, hart, hart – und damit Schluß, bis der eine große Tag kommt. Ich kam aus einem sehr triftigen Grund heute hierher. Sie haben geschrieben, um Peter Iwanowitsch von ihrem Kommen zu verständigen. Doch woher? Nur aus Cherbourg, auf dem Briefpapier des Schiffes. Jeder hätte das tun können. Jakowlitsch hat lange Jahre in Amerika gelebt. Ich bin hier in der Nähe die einzige, die ihn in den alten

Tagen gut gekannt hat. Ich habe ihn wirklich gut gekannt. So telegraphierte mir Peter Iwanowitsch, ich sollte herkommen. Das ist doch ganz natürlich, nicht?«

»Sie kamen, um ihn zu identifizieren?« forschte Rasumoff. »Ja, etwas der Art. Fünfzehn Jahre eines Lebens, wie er es geführt hat, ändern einen Mann; einsam wie eine Krähe in einem fernen Land. Wenn ich an Jakowlitsch denke, bevor er nach Amerika ging –«

Der weiche Klang der letzten Worte veranlaßte Rasumoff, sie von der Seite anzusehen. Sie seufzte. Ihre schwarzen Augen waren abgewendet. Sie hatte die Finger ihrer rechten Hand tief in den Wust ihres weißen Haares vergraben und wühlte zerstreut darin. Als sie die Hand zurückzog, blieb der kleine Tirolerhut leicht verschoben im Genick sitzen und machte einen unternehmenden Eindruck, der seltsam genug von ihren leicht sentimentalen Worten abstach.

»Wir waren auch da nicht mehr in unserer ersten Jugend; aber ein Mann ist immer ein Kind.«

Rasumoff dachte plötzlich: »Sie haben zusammen gelebt«, und sagte dann laut:

»Warum sind Sie ihm nicht nach Amerika gefolgt?«

Sie sah ihn verwirrt an.

»Erinnern Sie sich nicht mehr, was vor fünfzehn Jahren im Gange war? Es war eine Zeit der Tätigkeit. Die Revolution hatte zu jener Zeit ihre Geschichte. Sie sind mit darin und scheinen doch nichts davon zu wissen. Jakowlitsch ging damals einer Mission nach. Ich kehrte nach Rußland zurück. Es mußte sein. Späterhin gab es nichts für ihn, wohin er hätte zurückkommen können.«

»Was, wirklich?« murmelte Rasumoff mit gespielter Überraschung. »Nichts!«

»Worauf wollen Sie anspielen?« rief sie hastig aus. »Gut, und was weiter, wenn er ein wenig entmutigt gewesen wäre … «

»Er sieht wie ein Yankee aus mit seinem Knebelbart. Ein richtiger Uncle Sam«, brummte Rasumoff. »Nun, und Sie? Sie, die nach Rußland zurückkehrte? Sie wurden nicht entmutigt?«

»Das macht nichts. Jakowlitsch ist ein Mann, an dem man nicht zweifeln darf. Er ist einmal sicher vom rechten Schlag.«

Ihr schwarzer durchdringender Blick blieb unter dem Sprechen auf Rasumoff gerichtet und noch eine kurze Zeit nachher. »Verzeihen Sie«, fragte Rasumoff kalt zurück, »aber wollen Sie damit sagen, daß zum Beispiel Sie nicht glauben, daß ich vom rechten Schlag bin?«

Sie widersprach nicht und ließ sich nicht merken, daß sie die Frage gehört habe; sie fuhr fort, ihn anzusehen, in einer Weise, die er nicht für unbedingt unfreundlich hielt. Auf der Durchreise in Zürich hatte sie ihn unter ihre Fittiche genommen, sozusagen, und war während der zwei Tage seines Aufenthaltes vom Morgen bis zum Abend mit ihm zusammengewesen. Sie hatte ihn verschiedenen Leuten vorgeführt. Zunächst hatte sie viel und ziemlich rückhaltlos mit ihm gesprochen, dabei aber jeden Bezug auf sich selbst vermieden; gegen die Mitte des zweiten Tages wurde sie schweigsam, erwies ihm aber alle Aufmerksamkeiten wie zuvor, begleitete ihn sogar zum Bahnhof, wo sie ihm durch das herabgelassene Coupéfenster kräftig die Hand drückte, dann ohne ein Wort zurücktrat und wartete, bis der Zug aus der Halle war. Er hatte bemerkt, daß man ihr mit stummer Hochachtung begegnete. Er wußte nichts von ihrer Verwandtschaft, nichts von ihrer privaten Geschichte oder ihrem politischen Vorleben. Er beurteilte sie nur von seinem eigensten Gesichtspunkt aus, und zwar als eine böse Gefahr auf seinem Wege. »Beurteilte« ist vielleicht nicht das richtige Wort. Es war mehr gefühlsmäßig, das Endergebnis verschiedener geringfügiger Eindrücke, die noch durch die Erkenntnis gestützt wurden, daß er sie nicht verachten konnte, wie er alle anderen verachtete. Er hatte nicht erwartet, sie so bald wiederzusehen.

Nein, ihr Ausdruck war ganz entschieden nicht unfreundlich, und doch merkte er, wie sein Herz schneller schlug. Das Gespräch konnte nicht auf diesem Punkt abgebrochen werden. Er fuhr mit anscheinend eifrigem Interesse fort zu fragen: »Ist es vielleicht, weil ich nicht blindlings jede neue Entwicklung der allgemeinen Lehre hinnehme – so zum Beispiel den Feminismus unseres großen Peter Iwanowitsch? Wenn es das ist, was mich verdächtigt, dann kann ich nur sagen, daß ich es nie ertragen würde, der Sklave selbst einer Idee zu sein.«

Sie hatte ihn die ganze Zeit über angesehen. Nicht wie eine Zuhörerin, sondern als ob die Worte, die er wählte, nur in zweiter Linie in Betracht kämen. Als er geendet hatte, schob sie ihm mit einer kurzen und entschlossenen Bewegung die Hand unter den Arm und drückte ihn leicht dem Parktor zu. Er fühlte ihre Festigkeit und gehorchte dem Druck ohne weiteres, ganz ebenso wie die beiden anderen Männer einen Augenblick zuvor widerspruchslos ihrem Handwink gefolgt waren.

So gingen sie ein paar Schritte.

»Nein, Rasumoff, Ihre Ideen sind wahrscheinlich ganz richtig«, sagte sie. »Sie mögen wertvoll sein – sehr wertvoll. Was bei Ihnen auffällt, ist, daß Sie uns nicht mögen.«

Dabei ließ sie ihn los. Er zeigte ein frostiges Lächeln.

»Erwartet man von mir, daß ich Liebe in gleichem Maße habe wie Überzeugung?«

»Sie wissen sehr wohl, was ich meine. Es hat Leute gegeben, die der Ansicht waren, Sie seien nicht mit dem Herzen dabei. Ich habe dieses Urteil von mehreren Seiten gehört, doch habe ich Sie am Ende des ersten Tages verstanden … «

Rasumoff unterbrach sie in ruhigem Ton:

»Ich versichere Ihnen, daß Ihr Scharfblick sich hier irrt.«

»Was für Phrasen er macht!« rief sie dazwischen. »Oh, Kyrill Sidorowitsch, Sie sind wie andere Männer, heikel und übertrieben selbstgefällig. Überdies haben Sie keine Schulung. Was Ihnen fehlt, das ist, daß Sie irgendeine Frau in die Hand bekommt. Es tut mir leid, daß ich nicht ein paar Tage bleiben kann. Ich gehe morgen nach Zürich zurück und werde Jakowlitsch höchstwahrscheinlich mit mir nehmen.«

Diese Nachricht beruhigte Rasumoff. »Mir tut es auch leid«, sagte er, »trotzdem glaube ich nicht, daß Sie mich verstehen.«

Er atmete freier; sie widersprach nicht, fragte aber: »Und wie sind Sie mit Peter Iwanowitsch ausgekommen? Sie haben einander ziemlich viel gesehen. Wie steht es zwischen Ihnen?«

Da er nicht wußte, was er antworten sollte, neigte der junge Mann langsam den Kopf. Sie hatte erwartungsvoll die Lippen geöffnet, preßte sie jetzt zusammen und schien zu überlegen.

»Also gut.«

Das klang nach Schluß, doch verließ sie ihn nicht. Es war unmöglich, zu erraten, woran sie dachte. Rasumoff murmelte: »Nicht mir hätten Sie diese Frage vorlegen sollen. Im nächsten Augenblick werden Sie Peter Iwanowitsch selbst sehen, und das Thema wird natürlich zur Sprache kommen. Er wird wissen wollen, was Sie so lange im Garten aufgehalten hat.«

»Zweifellos wird mir Peter Iwanowitsch etwas zu sagen haben. Verschiedenes sogar. Vielleicht wird er sogar von Ihnen sprechen – mich ausfragen. Peter Iwanowitsch neigt dazu, mir im allgemeinen zu vertrauen.«

»Sie ausfragen? Das ist wahrscheinlich.«

Sie lächelte halb ernst.

»Nun gut – und was soll ich ihm sagen?«

»Ich weiß nicht. Sie können ihm von Ihrer Entdeckung erzählen.«

»Was ist das?«

»Nun, mein Mangel an Liebe für –«

»Was, das bleibt zwischen uns«, unterbrach sie, man wußte nicht recht, ob im Scherz oder im Ernst.

»Ich sehe, daß Sie Peter Iwanowitsch irgend etwas zu meinen Gunsten zu sagen wünschten«, sagte Rasumoff in grimmigem Scherz. »Nun, dann können Sie ihm sagen, daß es mir mit meiner Mission verdammt ernst ist. Ich bin fest entschlossen, sie erfolgreich durchzuhalten.«

»Man hat Ihnen eine Mission gegeben?« rief sie hastig aus.

»Es kommt darauf hinaus. Ich bin beauftragt, ein gewisses Ereignis herbeizuführen.«

Sie sah ihn forschend an.

»Eine Mission«, wiederholte sie sehr ernst und mit plötzlichem Interesse. »Welche Art von Mission?«

»Etwas in der Art von Propaganda.«

»Oh! Weit weg von hier?«

»Nein, nicht sehr weit«, sagte Rasumoff und unterdrückte mühsam eine plötzliche Lachlust, obwohl er sich nicht im geringsten heiter fühlte.

»So«, sagte sie nachdenklich. »Nun, ich will nicht weiter fragen. Es genügt, wenn nur Peter Iwanowitsch weiß, was jeder von uns tut. Schließlich muß ja doch alles gut enden.«

»Denken Sie das?«

»Ich denke es nicht, junger Mann, ich glaube es einfach!«

»Und verdanken Sie diesen Glauben Peter Iwanowitsch?«

Sie beantwortete die Frage nicht, und sie standen einander schweigend gegenüber, als könnten sie sich nicht entschließen, sich zu trennen.

»Das ist rechte Männerart«, murmelte sie endlich. »Als ob es möglich wäre, zu sagen, wie man zu einem Glauben kommt.«

Ihre dünnen, mephistophelischen Augenbrauen zuckten leicht. »Gewiß gibt es Millionen von Leuten in Rußland, die den Hunden hier ihr Leben neiden würden. Es ist ein Grauen und eine Schmach, dies zuzugeben, sogar zwischen uns beiden. Man muß glauben, aus blankem Mitleid. Dies kann nicht weiterdauern. Nein. Es kann nicht dauern. Zwanzig Jahre lang bin ich gekommen, gegangen, habe nicht rechts und links gesehen … Warum lachen Sie vor sich hin? Sie sind erst am Anfang. Sie haben gut angefangen. Aber warten Sie, bis Sie jedes einzelne Fetzchen Ihrer selbst unter die Füße getreten haben, bei Ihrem Kommen und Gehen. Denn das ist es, wozu es kommt. Sie müssen jedes Fetzchen Ihrer eigenen Gefühle unter die Füße treten. Denn haltmachen können Sie nicht, dürfen Sie nicht. Auch ich bin jung gewesen, aber vielleicht denken Sie, daß ich mich beklage – he?«

»Ich denke nichts der Art«, wehrte Rasumoff gleichgültig ab.

»Das glaube ich wohl, Sie lieber, blasierter Mensch. Es kümmert Sie nicht.«

Sie wühlte mit den Fingern in dem Haarschopf an der linken Seite, und diese brüske Bewegung brachte den Tiroler Hut wieder gerade zu sitzen. Sie blickte ohne Feindseligkeit, mit der Miene eines Untersuchungsrichters darunter hervor. Rasumoff kehrte nachlässig das Gesicht ab.

»Ihr Männer seid alle gleich. Ihr nehmt Glück für Verdienst. Noch dazu in gutem Glauben! Ich möchte nicht zu hart mit euch sein. Er ist die männliche Natur. Ihr Männer seid so lächerlich erbarmungswürdig mit eurem Geschick, kindliche Illusionen bis zum Grabe hin mit euch zu schleppen. Eine ganze Reihe unter uns waren fünfzehn Jahre an der Arbeit. Ich meine ununterbrochen – haben einen Weg um den anderen versucht, unter und über der Erde, haben nicht rechts und links gesehen! Ich kann dabei mitreden. Ich bin eine von denen gewesen, die nie rasten … Da! Was soll das Reden … Sehen Sie auf meine grauen Haare! Und da kommen jetzt zwei Babys daher, ich meine Sie und Haldin. Ihr kommt daher, und es gelingt euch beim ersten Ausholen, einen Streich zu führen.«

Als der Name Haldin kurz und hastig von den Lippen der Frau fiel, kam Rasumoff, wie gewöhnlich, mit einem Ruck das Unabänderliche zum Bewußtsein. In den vielen Monaten aber, die darüber weggegangen waren, hatte er sich dagegen abgehärtet. Das Bewußtsein war nicht mehr von dem peinigenden Schmerz und der blinden Wut der ersten Tage begleitet. Er hatte um sich eine geistige Atmosphäre von dumpfer Negation geschaffen. Ein trübes Medium, durch das das Ereignis wie ein verschwommener Schatten erschien, der kaum noch die Umrisse eines Mannes aufwies. Eine durchaus vertraute Erscheinung, doch gänzlich ausdruckslos, bis auf sein verstohlenes Lauern im Dunkeln. Es störte nicht weiter.

»Wie sah er aus, Er?« fragte die Revolutionärin unerwartet.

»Wie sah er aus, Er?« echote Rasumoff und hielt sich mit größter Mühe zurück, sie grob anzufahren. Er befreite sich aber durch ein kurzes Lachen, während er sie verstohlen aus den Augenwinkeln beobachtete. Sie schien überrascht von der Art, in der ihre Frage aufgenommen wurde.

»Das ist rechte Frauenart«, fuhr er fort. »Was brauchen Sie sich über sein Aussehen den Kopf zu zerbrechen? Wie es auch gewesen sein mag, er ist nun jedem weiblichen Einfluß entrückt.«

In einem Stirnrunzeln, das drei scharfe Falten an der Nasenwurzel bildete, zeichnete sich der mephistophelische Schwung ihrer Augenbrauen deutlicher ab.

»Sie leiden, Rasumoff«, sagte sie mit ihrer leisen, innigen Stimme.

»Unsinn!« Rasumoff sah die Frau fest an. »Wenn ich es aber jetzt so überlege, dann finde ich, daß es wenigstens eine Frau gibt, aus deren Machtbereich er noch nicht ist; die eine da oben, Madame de S., Sie kennen sie ja. Früher einmal war den Toten Ruhe vergönnt. Doch nun scheint es, als müßten sie des Rufes irgendeiner verrückten alten Schachtel gewärtig sein. Wir Revolutionäre machen wunderbare Erfahrungen. Es ist wahr, daß sie nicht ganz uns gehören. Wir haben überhaupt nichts Eigenes. Könnte aber nicht die Freundin von Peter Iwanowitsch Ihre Neugierde befriedigen? Könnte sie ihn nicht für Sie erscheinen lassen?« fragte er in gequält scherzhaftem Ton.

Ihr scharfes Stirnrunzeln ließ nach, und sie sagte ein wenig verdrossen: »Hoffen wir, daß sie sich anstrengen und ein wenig Tee für uns erscheinen lassen wird. Das ist aber keineswegs gewiß. Ich bin müde, Rasumoff.«

»Sie müde! Was für ein Geständnis! Es hat Tee da oben gegeben. Ich habe welchen getrunken. Wenn Sie schleunigst Jakowlitsch nachlaufen, anstatt Ihre Zeit mit einer so unergötzlichen skeptischen Person, wie ich es bin, zu vergeuden, so können Sie vielleicht noch den Geist davon – den kalten Geist davon – im Tempel finden. Daß Sie aber müde sind, das kann ich kaum glauben. Wir sollen nicht müde sein, wir dürfen es nicht, wir können es nicht. Neulich einmal habe ich in irgendeiner Zeitung einen Artikel über die unermüdliche Tätigkeit der revolutionären Partei gelesen. Das macht Eindruck auf die Welt. Es ist unser Prestige.«

»Fortwährend wirft er mit diesen giftigen Bemerkungen herum«, sagte die Frau in der roten Bluse, als spräche sie zu einem Dritten; dabei verließen aber ihre schwarzen Augen Rasumoffs Gesicht nicht. »Und warum? Einfach weil er sich in einigen seiner konventionellen Anschauungen getroffen fühlt, in seiner männlichen Eitelkeit vielleicht auch zum Teil. Man möchte ihn leicht für einen dieser nervösen Weichlinge halten, die übel enden. Und doch«, fuhr sie nach einer kurzen, nachdenklichen Pause fort und wechselte die Anrede, »und doch habe ich eben etwas erfahren, was mich glauben läßt, daß Sie trotzdem ein Mann von Charakter sind, Kyrill Sidorowitsch. Ja, tatsächlich, das sind Sie.«

Die geheimnisvolle Bestimmtheit dieser Behauptung erschreckte Rasumoff. Ihre Augen trafen sich. Er sah weg und durch die Stäbe des riesigen Gittertores hinaus auf die breite, reingefegte Straße, die im Schatten

der dichtbelaubten Bäume lag. Eine Elektrische fuhr ganz leer und mit Eisengerassel die Straße hinauf. Er hatte das Gefühl, als könnte er alles darum geben, wenn er ganz allein darin sitzen könnte. Er war unsagbar müde, müde in jeder Fiber seines Körpers. Und doch hatte er Gründe dafür, nicht als erster die Unterhaltung abzubrechen. Jeden Augenblick konnte aus dem überspannten oder verbrecherischen Geschwätz der Revolutionären heraus irgendein hingeworfenes Wort sein Ohr treffen. Von ihren oder sonst jemandes Lippen. Solange er es fertigbrachte, den Kopf klar zu halten und seine Reizbarkeit zu bezwingen, hatte er nichts zu fürchten. Die einzige Bedingung für Erfolg und Sicherheit war unbändige Willenskraft, das hielt er sich immer wieder vor.

Er sehnte sich danach, auf der anderen Seite des Gitters zu sein, als wäre er gefangen in dem Park dieses Verschwörernestes, dieses Hauses, wo Irrsinn, Blindheit, Niedertracht und Verbrechen wohnten. Stillschweigend brachte er seine wunde Seele in einen Zustand unendlicher moralischer und geistiger Entrücktheit. Er lächelte nicht einmal, als er sie die Worte wiederholen hörte –:

»Jawohl, ein starker Charakter.«

Er fuhr fort, durch die Gitterstäbe zu starren, wie ein trauriger Gefangener, der nicht an Flucht denkt, sondern nur die verschwommenen Erinnerungen an die Freiheit zu erwecken sucht. »Wenn Sie nicht zusehen«, murmelte er, immer noch mit abgewandtem Blick, »so werden Sie wirklich nicht einmal mehr den Geist jenes Tees zu Gesicht bekommen.«

Sie war nicht in solcher Weise abzuschütteln. übrigens hatte er auch nicht erwartet, daß es ihm gelingen würde.

»Macht nichts, der Verlust wird nicht groß sein. Ich meine, wenn ich keinen Tee mehr bekomme. Sie sollen aber nicht vergessen, daß die Frau selbst ihre entschiedenen Vorzüge hat. Sehen Sie, so, Rasumoff.«

Bei diesem befehlenden Anruf wandte er den Kopf und sah, wie die Frau in der flachen Hand die Bewegung des Geldzählens machte. »Das ist es, sehen Sie.«

Rasumoff brachte ein zögerndes »Ich sehe« hervor und fuhr wieder fort, wie ein Sträfling auf die reine und schattige Straße hinauszustarren.

»Geldmittel müssen auf irgendeine Art aufgebracht werden, und so ist es leichter, als wenn man in Banken einbrechen müßte. Und auch sicherer. Da! Ich scherze … Was murmelt er nur jetzt wieder in seinen Bart«, rief sie halblaut aus.

»Meine Bewunderung für Peter Iwanowitschs selbstlose Aufopferung, sonst nichts. Es ist genug, einen krank zu machen.«

»Oh, Sie zartbesaitetes männliches Wesen! Krank! Macht ihn krank! Und was wissen Sie denn von der wahren Lage? Es ist unmöglich, in Herzensgeheimnisse einzudringen. Peter Iwanowitsch hat sie vor Jahren gekannt, in seiner weltlichen Zeit, als er noch ein junger Gardeoffizier war. Nicht uns steht es an, über einen Erleuchteten zu richten. Da habt ihr Männer einen Vorteil. Ihr seid manchmal in Gedanken und in Taten erleuchtet. Ich habe immer zugegeben, daß, wenn einmal der Geist über euch kommt, wenn ihr es fertigbringt, eure männliche Feigheit und Ziererei abzutun, daß ihr dann von uns nicht mehr zu erreichen seid. Nur, nur, wie selten … während man aus der dümmsten Frau immer noch irgendeinen Nutzen ziehen kann. Und warum? Weil wir Leidenschaft haben, unersättliche Leidenschaft … Ich möchte nur wissen, worüber er jetzt wieder grinst.«

»Ich grinse nicht«, wehrte Rasumoff finster ab.

»Nun, wie soll man es nennen? Sie haben irgendein Gesicht geschnitten. Ja, ich weiß! Ihr Männer könnt hier lieben, dort hassen, das oder jenes ersehnen – und macht ein großes Aufheben davon und nennt es dann Leidenschaft! Jawohl! – Solange es dauert. Wir Frauen aber lieben die Liebe und den Haß, diese Gefühle an sich, sage ich Ihnen, und noch die Sehnsucht lieben wir. Darum sind wir um so viel unbestechlicher als ihr Männer. Sehen Sie, im Leben bleibt einem keine große Wahl. Man muß entweder verfaulen oder verbrennen, und unter uns ist keiner, sei er nun echt oder falsch, der nicht lieber verbrennen als verfaulen würde.«

Sie sprach energisch, doch sachlich. Rasumoffs Gedanken waren ihre eigenen Wege gegangen bis über die Gitterstäbe hinaus, doch nicht außer Hörweite. Er steckte die Hände in die Rocktaschen. »Verfaulen oder verbrennen! Schön gesagt. Echt oder falsch. Sehr stark. Echt oder … Sagen Sie mir, sie ist wohl verteufelt eifersüchtig auf ihn, nicht?«

»Wer, was? Die Baronin? Eleanor Maximowna eifersüchtig auf Peter Iwanowitsch? Himmel! Das also sind die Fragen, für die sich dieser Mensch interessiert? Daran ist doch nicht zu denken.«

»Warum? Kann eine reiche alte Frau nicht eifersüchtig sein? Oder sind Sie alle zusammen nur reine Geister?«

»Aber wie kommt es Ihnen nur in den Kopf, solche Fragen zu stellen?« fragte sie.

»Ich weiß nicht. Ich habe einfach gefragt. Männliche Frivolität, wenn Sie wollen.«

»Ich liebe das nicht«, gab sie sofort zurück. »Es ist jetzt nicht die Zeit, frivol zu sein. Wogegen rennen Sie denn unaufhörlich an? Oder vielleicht spielen Sie nur eine Rolle?«

Rasumoff hatte den beobachtenden Blick der Frau wie eine körperliche Berührung auf sich gefühlt, wie eine Hand, die leicht auf seiner Schulter ruhte. In diesem Augenblick hatte er das merkwürdige Gefühl, daß sie sich entschlossen habe, fester zuzupacken. Er straffte sich innerlich, um aushalten zu können, ohne sich zu verraten.

»Eine Rolle spielen«, wiederholte er mit abgewandtem Gesicht. »Es muß wohl sehr schlecht geschehen, da Sie es gleich durchschauen.«

Sie beobachtete ihn weiter. Ihre Stirn war in kleine gerade Fältchen gezogen, die dünnen schwarzen Augenbrauen ragten auseinander wie die Fühler eines Insekts. Er fügte kaum hörbar hinzu:

»Sie irren sich. Ich tue es nicht mehr als ihr andern alle.«

» Wer tut es?« fuhr sie auf.

»Wer? – Jeder einzelne«, sagte er ungeduldig. »Sie sind Materialistin, oder nicht?«

»Ah, mein Lieber, ich habe diesen ganzen Unsinn überlebt.«

»Erinnern Sie sich an die Definition von Cabanis: Der Mensch ist ein Verdauungsapparat. Ich stelle mir nun vor …«

»Ich pfeife auf ihn.«

»Was? Auf Cabanis? Ganz recht. Aber Sie können nicht die Wichtigkeit einer guten Verdauung leugnen. Die Lebensfreude – kennen Sie die Lebensfreude? – hängt von einem gesunden Magen ab, während eine schlechte Verdauung einen zum Skeptizismus drängt, zu schwarzen Stimmungen und Todesgedanken. Das sind Tatsachen, die von Physiologen bestätigt werden. Nun, ich versichere Ihnen, daß ich mich, seitdem ich Rußland verlassen habe, mit unverdaulichem ausländischem Fraß der schlimmsten Sorte vollgepfropft habe – püh!« '

»Sie scherzen«, murmelte sie ungläubig. Er stimmte zerstreut zu.

»Ja, es ist alles Scherz. Es lohnt kaum der Mühe, mit einem Menschen wie mir zu sprechen. Und doch weiß man von Leuten, die sich aus ebendiesem Grunde das Leben genommen haben.«

»Im Gegenteil, ich glaube, es ist der Mühe wert, mit Ihnen zu sprechen.«

Er belauerte sie aus dem Augenwinkel. Sie schien noch über eine weitere schlagende Entgegnung nachzudenken, zuckte aber dann nur leicht die Schultern.

»Leeres Geschwätz! Ich glaube, man muß Ihnen diese Schwäche verzeihen«, sagte sie mit merkwürdiger Betonung. Es lag etwas wie Angst in dem nachsichtigen Schlußsatz.

Rasumoff verfolgte die leisesten Nuancen dieser Unterhaltung, die er nicht erwartet hatte und für die er nicht vorbereitet gewesen war. Das war es. »Ich war nicht vorbereitet«, sagte er sich. »Ich wurde überrumpelt.« Es schien ihm, daß dieser Druck weichen würde, wenn man es ihm erlauben würde, eine Zeitlang wie ein Hund zu keuchen. »Ich werde nie vorbereitet sein«, dachte er verzweifelt. Dann lachte er kurz auf, sagte so leichthin, wie er konnte:

»Danke. Ich verlange keine Nachsicht«, und fügte mit gemachter Besorgnis hinzu: »Aber fürchten Sie nicht, daß Peter Iwanowitsch auf uns beide den Verdacht werfen könnte, wir machten hier beim Tor ein nicht autorisiertes Komplott aus?«

»Nein, das fürchte ich nicht. Sie sind ganz sicher vor jedem Verdacht, solange Sie bei mir sind, mein lieber junger Mann.« Der lustige Glanz in ihren schwarzen Augen erstarb. »Peter Iwanowitsch vertraut mir«, sagte sie mit großem Nachdruck. »Er nimmt meinen Rat an. Ich bin sozusagen seine rechte Hand in sehr wichtigen Fragen … Das macht Ihnen Spaß, was? Glauben Sie, ich schneide auf?«

»Gott behüte, ich dachte nur eben, daß Peter Iwanowitsch die Frauenfrage ziemlich gründlich gelöst zu haben scheint.«

Noch während des Sprechens machte er sich wegen dieser Worte und wegen seines Tones Vorwürfe. Den ganzen Tag über hatte er verkehrte Sachen gesagt. Es war Wahnwitz, schlimmer als Wahnwitz. Es war Schwäche. Es war eine merkwürdige Perversität, die über seinen Willen die Oberhand gewann. War das die Art, eine Aussprache hinzunehmen, die möglicherweise die Grundlage für künftige vertrauliche Mitteilungen bilden konnte, von seiten einer Frau, die zweifellos um viele Geheimnisse wußte und großen Einfluß hatte?

»Warum sie mutwillig kopfscheu machen?« Und doch schien sie nicht feindselig. In ihrer Stimme lag kein Ärger. Sie klang nur nachdenklich.

»Man weiß nicht, was man denken soll, Rasumoff. Sie müssen in der Wiege einen bitteren Schnuller gehabt haben.«

Rasumoff sah sie von der Seite an.

»Hm, bitter, das wäre eine Erklärung«, murmelte er. »Nur war es viel später. Und glauben Sie nicht, Sofia Antonowna, daß Sie und ich aus derselben Wiege kommen?«

Die Frau, deren Namen er sich schließlich auszusprechen gezwungen hatte (er hatte einen merkwürdigen Widerwillen empfunden, ihn über die Lippen zu bringen), die Revolutionärin, sagte nach einer Weile leise:

»Sie meinen – Rußland?«

Er konnte sich nicht einmal zu einem Nicken entschließen. Sie schien besänftigt. Ihre schwarzen Augen waren ganz ruhig, als überdächte sie das Verwandte in ihren Gedanken bis in die zartesten Beziehungen. Doch plötzlich zog sie die Brauen wieder satanisch zusammen.

»Ja. Vielleicht ist es dann kein Wunder. Ja. Man lebt da mitten im Unkraut unter der Hut von Wesen, die schlimmer sind als Menschenfresser, Hexen und Vampire. Sie müssen vertrieben, gänzlich ausgerottet werden. Das ist eine Aufgabe, zu der es sonst nichts braucht, als daß Männer und Frauen entschlossen und treugläubig sind. Zu dieser Erkenntnis bin ich letzten Endes gekommen. Die große Aufgabe ist nicht die, daß wir uns untereinander über allen möglichen konventionellen Formenkram zerstreiten, denken Sie daran, Rasumoff!«

Rasumoff hörte nicht zu. In einer Art schwerer Ruhe war ihm sogar das Bewußtsein abhanden gekommen, daß er beobachtet wurde. Seine Verlegenheit, seine Verzweiflung, seine Verachtung hatten sich im Laufe aller dieser anstrengenden Stunden abgestumpft, wie ihm schien für immer. Ich bin ihnen allen gewachsen, dachte er. Doch war seine Überzeugung zu fest, als daß er darüber hätte jubeln können. Die Frau hatte aufgehört zu sprechen. Er sah sie nicht an. Auf der Straße war niemand zu sehen. Er vergaß beinahe, daß er nicht allein war. Wieder hörte er ihre Stimme, kurz und geschäftlich; und doch verriet sich ein Zögern darin, das der wahre Grund des Schweigens gewesen war.

»Sagen Sie, Rasumoff … «

Rasumoff, der das Gesicht abgewandt hielt, machte eine Grimasse wie ein Mensch, der einen falschen Ton hört.

»Sagen Sie mir: Ist es wahr, daß Sie am Morgen der Tat wirklich die Vorlesungen in der Universität besuchten?«

Ein beträchtlicher Bruchteil einer Sekunde verging, bevor ihm die wahre Tragweite dieser Frage zum Bewußtsein kam, wie eine Kugel, die geraume Zeit nach dem Blitz des Schusses einschlägt. Glücklicherweise hatte er die Hand frei und konnte einen der Gitterstäbe umklammern. Er tat es mit furchtbarer Kraft, doch seine Geistesgegenwart war dahin. Er konnte nur einen gurgelnden knurrenden Laut hervorbringen.

»Kommen Sie, Kyrill Sidorowitsch«, drängte sie ihn. »Ich weiß, Sie sind kein Prahler, das muß man Ihnen lassen. Sie sind ein schweigsamer Mensch. Zu schweigsam vielleicht. Sie nähren irgendeine Bitterkeit in

sich. Sie sind kein Enthusiast. Vielleicht sind Sie darum nur um so stärker. Aber Sie könnten es mir sagen. Man möchte Sie gern ein bißchen besser verstehen; ich war so maßlos überrascht … Haben Sie es wirklich getan?«

Er fand die Sprache wieder. Der Schuß hatte ihn verfehlt. Und doch war er aus nächster Nähe abgefeuert worden, fast wie ein Signal für den entscheidenden Angriff. Es war einfach ein Kampf um die Selbsterhaltung, und sie war eine gefährliche Gegnerin, doch war er bereit für den Kampf. Er war so ganz bereit, daß, als er sich ihr zuwandte, kein Muskel seines Gesichtes zitterte.

»Gewiß«, sagte er ohne Erregung, innerlich auf das höchste gespannt, doch seiner selbst vollkommen sicher. »Vorlesungen – gewiß. Aber warum fragen Sie?«

Nun war sie es, die erregt wurde.

»Ich erfuhr davon in einem Briefe, den mir ein junger Mann aus St. Petersburg schrieb. Einer der Unseren, versteht sich. Sie wurden gesehen – beobachtet mit Ihrem Notizbuch, wie Sie sich gleichmütig Anmerkungen machten … «

Er umfaßte sie mit seinem starken Blick. »Und was weiter?«

»Ich nenne diese Kaltblütigkeit prächtig. Das ist alles. Es ist ein Zeichen von ungewöhnlicher Charakterstärke. Der junge Mann schrieb, daß niemand aus Ihrem Gesicht oder Ihrer Haltung die Rolle hätte entnehmen können, die Sie nur etwa zwei Stunden zuvor gespielt hatten – die erhabene, glorreiche Rolle … «

»O nein, niemand hätte das entnehmen können«, stimmte Rasumoff ernst bei, »weil, müssen Sie wissen, zu jener Zeit niemand … «

»Ja, ja. Aber trotz allem sind Sie doch ein Mann von außerordentlicher Stärke, wie es scheint. Sie sahen ganz wie immer aus. Man erinnerte sich später mit Staunen daran … «

»Das kostete mich keine Anstrengung«, erklärte Rasumoff mit dem gleichen starrblickenden Ernst.

»Dann ist es fast noch wunderbarer«, rief sie aus und schwieg, während Rasumoff sich fragte, ob er da nicht etwas gänzlich Überflüssiges gesagt hatte.

»Hatten Sie die Absicht, in Rußland zu bleiben? Sie hatten vor … «

»Nein«, unterbrach sie Rasumoff bedächtig. »Ich hatte durchaus keine Pläne gemacht.«

»Sie sind einfach weggegangen«, warf sie ein. Er neigte in zögernder Zustimmung den Kopf. »Einfach – ja.« Er hatte allmählich den Griff, mit dem er den Gitterstab umklammert hielt, gelockert, als wäre er zu der

Überzeugung gekommen, daß ihn nun kein Nahschuß mehr umwerfen könne. Und plötzlich kam ihm wie vom Geist eingegeben der Gedanke, hinzuzufügen: »Der Schnee fiel sehr dicht, wissen Sie.«

Sie machte eine leicht zustimmende Kopfbewegung, als wäre sie in derartigen Unternehmungen wohl erfahren, stark interessiert und imstande, jeden einzelnen Punkt sachverständig zu werten. Rasumoff erinnerte sich an etwas, was er gehört hatte.

»Ich bog in eine enge Seitengasse ein, verstehen Sie«, fuhr er nachlässig fort und brach ab, als sei es nicht der Mühe wert, weiter darüber zu sprechen. Dann fiel ihm eine andere Einzelheit ein, und er warf sie ihr hin wie einen Brocken für ihre Neugierde.

»Ich fühlte mich versucht, mich hinzulegen und auf dem Fleck zu schlafen.«

Sie schnalzte mit der Zunge und schien auf das äußerste überrascht. Dann:

»Aber das Notizbuch! Dieses ganz verblüffende Notizbuch. Mensch! Sie werden doch nicht sagen wollen, daß Sie es vorher schon in die Tasche gesteckt hatten?« rief sie.

Rasumoff fuhr zusammen. Es konnte ein Zeichen von Ungeduld sein.

»Ich ging nach Hause, geradeswegs nach Hause in meine Wohnung«, sagte er deutlich.

»Die Kaltblütigkeit des Menschen! Sie wagten das?«

»Warum nicht. Ich versichere Ihnen, daß ich gänzlich ruhig war. Ha! Ruhiger vielleicht, als ich es jetzt bin.«

»Sie gefallen mir besser so, wie Sie jetzt sind, als wenn Sie Ihrer Bitterkeit nachgeben, Rasumoff. Und niemand im Hause sah Sie heimkommen – was? Das hätte auffallen können.«

»Niemand«, sagte Rasumoff. »Dvornik, Hausfrau, Mädchen, alle waren weg. Ich ging hinauf wie ein Schatten. Es war ein trüber Morgen. Das Stiegenhaus war finster. Ich glitt hinauf wie ein Gespenst. Schicksal? Glück? Was glauben Sie?«

»Ich sehe es förmlich.« Die Augen der Frau sprühten Funken. »Ja – und dann überlegten Sie … «

Rasumoff hatte schon alles fertig im Kopf.

»Nein, ich sah nach meiner Uhr, wenn Sie es wissen wollen. Es war eben Zeit. Ich nahm das Notizbuch und lief auf den Zehenspitzen die Stiege hinunter. Haben Sie jemals dem Trampeln eines Mannes gelauscht, der immer im Kreise den Schacht eines tiefen Treppenhauses hinunterläuft? Ganz unten ist eine Gasflamme, die Tag und Nacht

brennt. Ich glaube, sie brennt eben auch jetzt … Der Schall erstirbt – die Flamme zuckt … «

Er bemerkte, wie ein überraschtes Glitzern in die starke Neugier der schwarzen Augen kam, die auf ihn gerichtet waren, als wollte die Frau den Klang seiner Stimme mit den Pupillen statt mit den Ohren aufnehmen. Er unterbrach sich, strich sich mit der Hand über die Stirne und schien verwirrt wie ein Mann, der laut geträumt hat.

»Wo sollte ein Student am Morgen hingehen, wenn nicht in seine Vorlesungen? Bei Nacht ist es etwas anderes. Es hätte mir nichts ausgemacht, wenn das ganze Haus dagewesen wäre und mir zugesehen hätte. Aber ich glaube nicht, daß irgend jemand da war. Am besten ist es ja, man wird weder gesehen noch gehört! Ach ja! Die Leute, die weder gesehen noch gehört werden, sind die Glücklichsten – in Rußland. Bewundern Sie mein Glück nicht?«

»Erstaunlich«, sagte sie. »Wenn Sie so viel Glück haben wie Entschlußkraft, dann werden Sie wohl wirklich ein unschätzbarer Zuwachs für unser Werk sein.« Ihr Ton klang ernst, und Rasumoff hörte auch etwas wie Berechnung heraus, als wollte sie ihm im Geiste schon seinen Teil an der Arbeit zuschanzen. Ihre Augen waren niedergeschlagen. Er wartete zwar nicht sehr gespannt, aber doch mit einer Art von aufmerksamem Ernst, den der Druck der ständig drohenden Gefahren in ihm erzeugte. Wer hatte wohl über ihn diesen Brief aus St. Petersburg schreiben können? Ein Mitstudent, zweifellos – irgendein blödes Opfer der revolutionären Propaganda, ein willenloser Sklave ausländischer, verlogener Ideale. Vor seinem geistigen Auge tauchte eine lange, verknöcherte, rotnasige Gestalt auf. Das mußte der Bursche sein!

Er lächelte innerlich über die gänzliche Verkehrtheit der ganzen Geschichte. Die Selbsttäuschung eines verbrecherischen Idealisten, die wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel seine Existenz zerschmettert hatte und nun unter den Trümmern, im Irrwahn jener anderen Narren, einen Widerhall weckte. War es nicht grotesk, daß der verhungerte, erbärmliche Narr der Neugier der revolutionären Flüchtlinge diese ganz und gar phantastischen Details auftischte? Er schloß, daß es keinerlei Gefahr bedeutete. Im Gegenteil. Wie die Dinge lagen, war es für ihn eher ein Vorteil, ein glücklicher Zufall, der nur mit der gehörigen Vorsicht ausgenützt werden mußte.

»Und doch, Rasumoff«, hörte er wieder die nachdenkliche Stimme der Frau, »und doch haben Sie nicht das Gesicht eines glücklichen Menschen.« Sie hob mit wiedererwachtem Interesse den Blick. »So hat sich das also zugetragen. Nachdem Sie Ihre Tat getan hatten, gingen Sie

einfach fort in Ihre Wohnung. Solche Sachen kommen mitunter vor. Ich denke mir, daß es vorher ausgemacht war, daß nachher jeder seinen eigenen Weg gehen sollte.«

Rasumoff behielt den ersten Gesichtsausdruck und die überlegte Sprechweise bei.

»War es nicht das beste so?« fragte er leidenschaftslos. »Und übrigens«, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, »machten wir uns nicht viel Gedanken über das Nachher. Wir hatten uns eigentlich auf gar keine Verhaltungsmaßregeln geeinigt. Es war ein stillschweigendes Einverständnis, glaube ich.«

Sie stimmte seinen Worten mit kurzem Nicken zu.

»Sie wünschten natürlich, in Rußland zu bleiben?«

»In St. Petersburg selbst«, sagte Rasumoff mit Nachdruck. »Dort war ich am sichersten, und übrigens hätte ich nirgends anders hingehen können.«

»Ja, ja, ich weiß. Gewiß. Und der andere – dieser wundervolle Haldin, der nur aufgetaucht ist, um beklagt zu werden –, Sie wissen nicht, was er beabsichtigt hatte?«

Rasumoff hatte vorhergesehen, daß man ihm früher oder später vor diese Frage stellen würde. Er hob die Hand ein wenig und ließ sie hilflos wieder sinken. Nichts mehr.

Die weißhaarige Frau war die erste, die das Schweigen brach. »Sehr merkwürdig«, sagte sie langsam. »Und dachten Sie nicht, Kyrill Sidorowitsch, daß er vielleicht den Wunsch haben konnte, wieder mit ihnen in Fühlung zu kommen?«

Rasumoff bemerkte, daß er das Zittern seiner Lippen nicht unterdrücken konnte, doch glaubte er es sich schuldig zu sein, zu sprechen. Eine verneinende Handbewegung würde nicht wieder ausreichen, sprechen mußte er, und wäre es nur, um dem Inhalt jenes St. Petersburger Briefes auf den Grund zu kommen.

»Ich blieb den nächsten Tag zu Hause«, sagte er, beugte sich leicht vor und tauchte seinen Blick in die schwarzen Augen der Frau, damit sie das Zittern seiner Lippen nicht merken sollte. »Ja, ich blieb zu Hause. Da meine Handlungen bemerkt und aufgezeichnet wurden, so wissen Sie ja vielleicht auch schon, daß ich am nächsten Tage nicht in den Vorlesungen war, ha? Sie wissen es nicht? Nun gut, ich blieb zu Hause, den ganzen langen Tag.«

Wie gerührt von seinem aufgeregten Ton murmelte sie ein teilnehmendes: »Ich höre. Es muß hart genug gewesen sein.«

»Sie scheinen das zu verstehen«, sagte Rasumoff langsam. »Es war hart. Es war furchtbar. Es war ein grausamer Tag. Es war nicht der letzte.«

»Ja, ich verstehe. Nachher, als Sie hörten, daß man ihn ergriffen hatte. Weiß ich denn nicht, was man empfindet, wenn man einen Kameraden in dem guten Kampf verloren hat? Man schämt sich, übriggeblieben zu sein, und ich kann mich an so viele erinnern. Es macht nichts. Bald werden sie gerächt sein. Und was ist Tod? Keinesfalls eine so schändliche Sache wie manche Art von Leben.«

Rasumoff fühlte, wie sich in seiner Brust etwas regte, ein schwaches und lästiges Zittern.

»Manche Art von Leben«, wiederholte er und sah sie forschend an.

»Das sklavische unterwürfige Leben. Leben? Nein! Das Vegetieren auf dem Misthaufen der Ungerechtigkeit, der das Leben ist. Das Leben, Rasumoff, muß, um nicht schmählich zu sein, Revolte sein, ein erbarmungsloser Protest – ohne Aufhören.«

Sie wurde ruhig, der Schimmer unterdrückter Tränen in ihren Augen verdorrte im Augenblick unter der Glut ihrer Leidenschaft, und in ihrer klaren sachlichen Art fuhr sie fort:

»Sie verstehen mich, Rasumoff. Sie sind kein Enthusiast, aber in Ihnen liegt die Kraft zu unerhörter Auflehnung. Ich habe es vom ersten Augenblick an gefühlt, sofort, nachdem ich Sie zum ersten Male gesehen hatte, Sie erinnern sich, in Zürich. Oh! Sie sind voll bitterer Auflehnung. Das ist gut. Entrüstung läßt manchmal nach, Rachsucht mag in Müdigkeit umschlagen. Der unerbittliche Sinn für das Nötige und Gerechte aber, der Ihnen und Haldin die Waffen in die Hand drückte, um jenes reißende Tier niederzuschlagen … denn das war es – nichts als das! Ich habe darüber nachgedacht. Es hätte nichts anderes sein können als das.«

Rasumoff machte eine leichte Verbeugung, deren Ironie sich hinter der fast düsteren Unbeweglichkeit seines Gesichtes verbarg.

»Ich vermag nicht für den Toten zu sprechen. Was mich selbst anlangt, so kann ich Ihnen versichern, daß meine Handlungsweise durch die Notwendigkeit bestimmt war, durch den Sinn für – nun, für ausgleichende Gerechtigkeit.«

»Das war gut«, sagte er sich selbst, während ihre Augen auf ihm ruhten, schwarz und unergründlich, wie zwei Höhlen, in denen der revolutionäre Gedanke hockte und über den gewaltsamen Mitteln brütete, um den geträumten Umschwung herbeizuführen. Als ob irgend etwas zu ändern gewesen wäre! In dieser Welt voll Menschen ist nichts zu ändern, weder Glück noch Elend. Sie können nur verschoben werden auf Kosten

verderbter Gewissen und zerbrochener Leben – ein flüchtiges Spiel für arrogante Philosophen und blutdürstige Nichtstuer. Diese Gedanken schossen Rasumoff durch den Kopf, während er dastand und die alte revolutionäre Streiterin ansah, die geehrte, geachtete und einflußreiche Sofia Antonowna, deren Wort bei der aktiven Sektion in der Partei so schwer in die Waagschale fiel. Sie wirkte viel revolutionärer als der große Peter Iwanowitsch. Ohne jedes rhetorische, mystische und theoretische Beiwerk verkörperte sie den wahren Geist der zerstörenden Revolution. Und sie war der persönliche Gegner, mit dem er es zu tun hatte. Er empfand etwas wie jubelnden Triumph bei dem Gedanken, sie mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können. Das alte Sprichwort, daß uns die Sprache gegeben wurde, damit wir unsere Gedanken verbergen können, fiel ihm ein. Hier bot sich eine besonders feine Gelegenheit, jene zynische Theorie in die Tat umzusetzen, indem er in seinen eigenen Worten die innerste Idee der rücksichtslosen Revolution verhöhnte, der Revolution, wie sie in dieser Frau verkörpert schien, mit dem weißen Haar und den schwarzen Augenbrauen, die wie mit feiner chinesischer Tusche gezogen und durch die geraden Stirnfalten vereint waren.

»Das ist es. Ausgleichen! Kein Erbarmen!« Damit brach sie das Schweigen und fuhr in kurzen abgerissenen Sätzen hastig fort:

»Hören Sie meine Geschichte, Rasumoff … « Ihr Vater war ein geschickter Handwerker, hatte aber kein Glück. Keine Freude hatte seine arbeitsreichen Tage erhellt. Er starb mit Fünfzig. Die ganzen Jahre seines Lebens hatte er unter der Gewalt von Meistern geseufzt, deren Habgier aus ihm den Preis des Wassers, des Salzes, der Luft sogar, die er atmete, herausgeschunden hatte, die ihm den letzten Schweißtropfen erpreßt und das Blut seiner Söhne von ihm verlangt hatten. Kein Schützer, kein Fürsprecher! Was war ihm die Gesellschaft? Sei unterwürfig und ehrlich. Wenn du dich auflehnst, werde ich dich töten. Wenn du stiehlst, werfe ich dich ins Gefängnis. Leidest du aber, dann habe ich nichts für dich – nichts als vielleicht eine hingeworfene Brotkruste –, aber keinen Trost für deinen Schmerz, keine Achtung vor deiner Menschlichkeit, kein Mitleid für den Kummer deines elenden Lebens.

Und so arbeitete er, litt und starb. Er starb im Spital. Als sie vor dem Armengrabe stand, da dachte sie an sein elendes Leben – sah es ganz vor sich. Sie überdachte die einfachen Freuden des Lebens, die Rechte, die den Niedrigsten angeboren werden und deren sein armes Herz beraubt worden war, durch das Verbrechen einer Gesellschaft, die nie freizusprechen ist.

»Ja, Rasumoff«, fuhr sie fort, mit eindrucksvoller leiser Stimme: »Mir war, als wäre Blutlicht rings um mich. Ich war fast noch ein Kind, und doch fluchte ich nicht der Arbeit, nicht dem Elend, die sein Los gewesen waren, sondern der großen sozialen Ungerechtigkeit des Systems, die auf unvergoltener Arbeit und

auf unberechtigten Leiden aufgebaut ist. Von dem Augenblick an war ich Revolutionärin.«

Rasumoff hatte sich bemüht, der gefährlichen Schwächen von Geringschätzung oder Mitleid Herr zu bleiben, und es war ihm auch gelungen, eine gleichmütige Haltung zu bewahren. Zum erstenmal, seitdem er mit der Frau zusammengekommen war, bemerkte er an ihr einen Anflug von tiefer Bitterkeit, als sie fortfuhr:

»Da ich nicht in die Kirche gehen konnte, wo rechtgläubige Priester so namenloses Gewürm, wie ich es war, zur Ergebung ermahnten, so ging ich in die geheimen Gesellschaften, sobald ich meinen Weg zu finden wußte. Ich war damals sechzehn Jahre alt – nicht mehr, Rasumoff! Und – sehen Sie mein weißes Haar.«

In diesen Worten klang weder Stolz noch Trauer mit. Auch die Bitterkeit war verflogen.

»Es ist eine ganze Menge. Ich hatte immer reiches Haar, schon als ganz kleines Mädchen. Nur pflegten wir es zu jener Zeit kurz zu scheren und glaubten, damit sei der erste Schritt getan, um die soziale Schande auszutilgen. Die Schande austilgen! Ein feines Schlagwort! Ich möchte es an die Wände von Gefängnissen und Plätzen hinschreiben, in harte Felsen graben, in Feuerbuchstaben in den leeren Himmel heben als ein Zeichen der Hoffnung und des Grauens – ein Anzeichen des Endes … «

»Sie sind beredt, Sofia Antonowna«, fiel Rasumoff plötzlich ein, »nur scheint es mir, als hätten Sie es bisher ins Wasser geschrieben.«

Sie war überrascht, doch nicht beleidigt. »Wer weiß das? Sehr bald vielleicht wird es in Taten über unser ganzes großes Land hingeschrieben sein«, meinte sie bedeutungsvoll, »und dann hätte man lange genug gelebt. Dann wäre weißes Haar überflüssig.«

Rasumoff sah nach ihrem weißen Haar. Und dieses Merkmal so vieler sorgenvoller Jahre schien doch nur von neuem Zeugnis abzulegen für die unbesiegbare Kraft einer Nation. Es stand in erstaunlichem Gegensatz zu dem runzelfreien Gesicht, dem glänzenden schwarzen Blick, der aufrechten, gedrungenen Gestalt, der ganz schlichten, selbstbeherrschten Haltung der gereiften Persönlichkeit – als hätte sie auf ihren revolutionären Irrfahrten das Geheimnis nicht der ewigen Jugend, sondern ewiger Ausdauer entdeckt.

Wie so gar nicht russisch sie aussah, dachte Rasumoff. Ihre Mutter mochte eine Jüdin gewesen sein oder eine Armenierin oder weiß der Teufel was. Er überlegte, daß ein Revolutionär selten in den Rahmen eines Rassentypus zu zwängen ist. Jede Auflehnung ist der Ausdruck einer starken Individualität, dachte er verschwommen weiter. Man erkannte sie meilenweit aus jeder Gesellschaft und jeder Umgebung heraus. Es war verwunderlich, daß die Polizei …

»Wir werden uns nicht so bald wiedersehen«, sagte sie eben. »Ich reise morgen ab.«

»Nach Zürich?« fragte Rasumoff und fühlte eine merkwürdige Erleichterung. Nicht aus einer bestimmten Überlegung heraus, sondern mehr aus dem Gefühl der Entspannung nach einem erbitterten Kampf.

»Jawohl, nach Zürich – und weiter. Vielleicht viel weiter. Noch eine Reise. Wenn ich an alle meine Reisen denke! Eines Tages muß die letzte kommen. Macht nichts, Rasumoff. Es war notwendig, daß wir uns richtig aussprachen. Ich hätte sicher versucht, mit Ihnen zusammenzukommen, wenn wir uns nicht getroffen hätten. Weiß Peter Iwanowitsch, wo Sie wohnen? Ja? Ich dachte ihn zu fragen, aber es ist besser so. Sie müssen wissen, daß wir noch zwei Leute erwarten, und ich wollte viel lieber hier unten im Gespräch mit Ihnen warten als da oben im Haus mit … « Sie warf einen Blick nach dem Tor und unterbrach sich. »Hier sind sie«, sagte sie hastig. »Nun, Kyrill Sidorowitsch, dann müssen wir uns Lebewohl sagen.«

Kapitel 4

Rasumoff fühlte sich verwirrt, weil er des Grundes nicht sicher war, auf dem er stand. Er wandte rasch den Kopf und sah auf der entgegengesetzten Straßenseite zwei Männer. Da diese sich von Sofia Antonowna bemerkt sahen, kamen sie sofort herüber und gingen hintereinander durch die kleine Tür neben dem leeren Pförtnerhaus. Sie sahen den Fremden scharf, doch ohne Mißtrauen an, da die rote Bluse eine hinlängliche Legitimation war. Der erste, mit großem haarlosem Gesicht und Doppelkinn, einem vorspringenden Bauch, den er bedächtig in einem straff gespannten Überrock vor sich herzutragen schien, nickte nur kurz und wandte rasch die Augen weg; sein Begleiter – mager, gerötete Backenknochen, ein militärisch gestutzter roter Schnurrbart unter einer scharf vorspringenden Nase – trat ohne weiteres auf Sofia Antonowna zu und begrüßte sie herzlich. Seine Stimme war sehr stark, doch undeutlich. Sie klang wie ein tiefes Summen. Die Frau zeigte eine ruhige Freundlichkeit… »Dies ist Rasumoff«, sagte sie mit klarer Stimme.

Der magere Ankömmling fuhr hastig herum.

»Er wird mich umarmen wollen«, dachte unser junger Mann mit einem tiefen Zurückbeben seines ganzen Wesens, während seine Glieder zu schwer schienen, um sich rühren zu können. Aber der Schreck war unnötig. Er hatte es nun mit einer Generation von Verschwörern zu tun, die einander nicht auf beide Wangen küßt. Er hob einen Arm, der wie von Blei schien, und ließ seine Hand in eine weit ausgestreckte Pranke fallen, fleischlos und heiß, wie vom Fieber ausgedörrt, die ihm in einem knochigen Druck zu sagen schien: »Zwischen uns braucht es keine Worte.«

Der Mann hatte große, weit offene Augen. Rasumoff glaubte hinter ihrer Trauer ein Lächeln zu entdecken.

»Dies ist Rasumoff«, wiederholte Sofia Antonowna laut, um auch von dem fetten Mann gehört zu werden, der aus einiger Entfernung die Wucht seines Bauches wirken ließ.

Niemand rührte sich. Alle die Worte, die Stellungen, die Bewegungen und die Reglosigkeit schienen Phasen eins Experiments, dessen Ergebnis

darin gipfelte, daß eine dünne Stimme mit komischer Verdrießlichkeit hauchte:

»O ja, Rasumoff. Wir haben monatelang von nichts als von Herrn Rasumoff gehört. Ich für mein Teil gestehe, daß ich lieber Haldin auf diesem Fleck gesehen hätte als Herrn Rasumoff.«

Der kreischende Nachruck, den er auf den Namen Rasumoff – Herrn Rasumoff – legte, fuhr schrill ins Ohr wie das Falsett irgendeines Zirkusclowns, der einen Trick beginnt. Rasumoffs erste Antwort war Staunen, das plötzlich in Entrüstung überging.

»Was soll das?« fragte er in hartem Ton.

»Zut! Dummheiten! Er ist immer so.« Sofia Antonowna ärgerte sich offenbar. Dabei ließ sie aber zur Erklärung das Wort »Necator« fallen, eben laut genug, um von Rasumoff verstanden zu werden. Das abgerissene Kreischen des dicken Mannes schien aus der Art Ballon herzukommen, den er unter seinem Überrock trug. Das Massige seiner Erscheinung, die großen Füße, die leblos herabhängenden Hände, die ungeheuren, blutleeren Wangen, die dünnen Haarsträhnen, die über dem fetten Nacken lagen, dies alles brachte Rasumoff auf die Kippe zwischen Grauen und Lachen.

Nikita mit dem Beinamen »Necator«. Rasumoff hatte von ihm gehört. Er hatte, seitdem er die Grenze gekreuzt hatte, so viel von diesen Größen unter den revolutionären Streitern gehört. Die Legenden, Geschichten und authentischen Berichte, die dann und wann bruchstückweise einer halb ungläubigen Welt vor Augen kommen. Rasumoff hatte von ihm gehört. Man sagte von ihm, er habe mehr Gendarmen und Polizeiagenten getötet als irgendein anderer lebender Revolutionär. Er war mit Hinrichtungen betraut worden.

Ein Zettel mit den Buchstaben N. N. war sein Handwerkszeichen. Dies wahrhafte Pseudonym des Mordes hatte man an die durchbohrte Brust eines gewissen bekannten Spitzels angeheftet gefunden; das pittoreske Detail »Im Auftrag des Komitees - N. N.« Ein Zipfel des Vorhanges war gelüpft, um die Einbildungskraft der gaffenden Welt zu verblüffen. Man erzählte sich, daß er ungezählte Male in Rußland ein- und ausgegangen sei, der Necator von Bürokraten, von Provinzgouverneuren, von unbekannten Spitzeln. Zwischendurch lebte er, wie Rasumoff gehört hatte, an den Ufern des Comersees mit einer entzückenden jungen Frau, die der Sache ergeben war, und zwei kleinen Kindern. Aber wie konnte nur dieses Geschöpf, das so grotesk war, daß Stadthunde bei seinem bloßen Anblick zu kläffen anfangen mußten, auf diesen todbringenden Irrfahrten herumziehen und den Fangnetzen der Polizei entgehen?

»Was nun, was nun?« krähte die Stimme. »Ich bin nur aufrichtig. Es wird nicht bestritten, daß der andere der führende Geist war. Nun gut, es wäre besser gewesen, wenn er uns erhalten geblieben wäre. Nützlicher. Ich bin kein Sentimentalist. Sag', was ich denke … nur natürlich.«

Bei all diesem Krähen, Quieken, Kreischen keine Geste, keine Regung – das schauerlich burleske Schauspiel beruflicher Eifersucht. Der Mann mit dem düster anlautenden Spitznamen, dieser Vollstrecker revolutionärer Urteile, der furchtbare N. N., regte sich wie ein fashionabler Tenor über die Aufmerksamkeit auf, die ein unbekannter Amateur mit seiner Leistung erweckte. Sofia Antonowna zuckte die Schultern. Der Kamerad mit dem kriegerischen roten Schnurrbart eilte auf Rasumoff zu, und aus seiner tief summenden Stimme klangen die versöhnlichsten Absichten.

»Hol ihn der Teufel! Und hier noch dazu, auf der Straße sozusagen. Aber Sie sehen selbst, wie es ist. Eine seiner phantastischen Schrullen, ganz ohne jede Bedeutung.«

»Bitte, bemühen Sie sich nicht«, rief Rasumoff und schlug eine endlose Lache auf. »Reden wir nicht davon.« Dem anderen flammte die hektische Röte wie ein Brandmal auf den Wangen; er stand einen Augenblick starr und begann dann ebenfalls zu lachen. Rasumoffs Heiterkeit erstarb mit einemmal, und er trat einen Schritt vor.

»Genug davon«, begann er mit klarer schneidender Stimme, obwohl er kaum das Zittern seiner Knie meistem konnte. »Ich will nichts weiter davon hören. Ich werde niemand erlauben … Ich sehe sehr gut, wo Sie mit diesen Anspielungen hinauswollen. Verhören Sie mich, stellen Sie mich auf die Probe! Darauf lasse ich es ankommen, aber ich lasse nicht mit mir spielen.«

Er hatte schon früher solche Worte gesprochen. Er war gezwungen worden, sie anderen Verdächtigungen entgegenzuschreien. Es war ein höllischer Kreislauf, der diesen Protest immer wieder wie eine leidige Notwendigkeit seiner Existenz herbeiführte. Aber es hatte keinen Wert. Man würde immer mit ihm spielen. Glücklicherweise dauerte das Leben nicht ewig.

»Ich will es nicht haben«, brüllte er und schlug mit der Faust in die hohle Hand.

»Kyrill Sidorowitsch, was kommt über Sie?« mischte sich die Revolutionärin mit Autorität ein. Alle sahen auf Rasumoff. Der Gendarmentöter hatte sich umgewendet und präsentierte seinen ungeheuren Bauch en face, wie einen Schild.

»Schreien Sie nicht, es gehen Leute vorüber.« Sofia Antonowna fürchtete einen neuen Ausbruch. Ein Dampfboot von Monrepos hatte an dem

Landungssteg gegenüber dem Tore angelegt, ohne daß sein Pfeifen und das Klatschen der Schaufeln bemerkt worden wäre; es setzte eine kleine Schar von Passagieren an Land, die nun ihre verschiedenen Wege gingen. Nur ein Typ in Kniehosen, der wie ein verfrühter Tourist aussah und von weitem durch ein quietschneues ledernes Feldstecherfutteral auffiel, zögerte einen Augenblick. Er schien in den vier Leuten, die da hinter dem rostigen Eisentor in dem scheinbar verwilderten Privatgarten standen, etwas Ungewöhnliches zu wittern. Oh, hätte er nur gewußt, was ihm der gemeine Reisezufall da in den Weg geführt hatte! Aber er war ein gut erzogener Mensch; er wandte den Blick ab, ging mit kurzen Schritten die Avenue hinunter und schien nach einer Straßenbahn auszuspähen.

Auf eine Handbewegung Sofia Antonownas – »überlaßt ihn mir« – waren die beiden Männer verschwunden; das Summen der undeutlichen Stimme wurde schwächer und schwächer, und das hell gekrähte »Oh, nun? was ist dabei?« klang in der Entfernung wie das Quietschen eines Spielzeugs. Sie hatten ihn der Frau überlassen. Es gab so viele Dinge, die man beruhigt der Erfahrung Sofia Antonownas überlassen konnte. Auf einmal wandten sich ihre schwarzen Augen Rasumoff zu, und ihr Verstand versuchte, jenem Ausbruch auf den Grund zu kommen. Er hatte etwas zu bedeuten. Niemand kommt als aktiver Revolutionär zur Welt. Der Umschwung vollzieht sich stürmisch mit der Gewalt einer plötzlichen Berufung, bringt hinsterbende Zweifel mit sich, bejahende Gewaltakte, eine Erschütterung des gesamten seelischen Gleichgewichtes, bis der Bekehrte endlich in der starren Festigkeit der Überzeugung zur Ruhe kommt. Sie hatte gesehen – oft nur erraten –, wie Scharen dieser jungen Männer und Frauen seelische Krisen durchmachten. Dieser junge Mann sah aus wie ein verdrossener Egotist. Und überdies war das hier ein besonderer, ein einzig dastehender Fall. Nie war ihr eine Individualität vorgekommen, die sie so stark interessiert und überrascht hätte.

»Nehmen Sie sich in acht, Herr Rasumoff, mein lieber Freund. Wenn Sie so fortmachen, werden Sie verrückt. Sie sind wütend auf jedermann und verbittert gegen sich selbst und ewig auf der Suche nach etwas, womit Sie sich quälen können.«

»Es ist unerträglich!« Rasumoff konnte nur keuchend sprechen. »Sie müssen zugeben, daß mir keine Illusionen über die Einstellung bleiben, die … es ist nicht klar … oder vielmehr … nur zu klar … «

Er machte eine Geste der Verzweiflung. Nicht der Mut fehlte ihm. Die erstickenden Dämpfe der Lüge würgten ihn in der Kehle – der Gedanke, dazu verdammt zu sein, fort und fort in dieser vergifteten Atmosphäre

weiterzuleben, ohne die Hoffnung, jemals seine Kräfte durch einen Atemzug frischer Luft erneuern zu können.

»Sie brauchen ein Glas kaltes Wasser.« Sofia Antonowna sah über den Park nach dem Hause hin, schüttelte den Kopf und sah dann zum Tor hinaus auf den friedlich erstrahlenden See. Mit einem halb komischen Achselzucken verzichtete sie angesichts dieses Überschusses auf das Gegenmittel.

»Sie sind es, liebe Seele, der sich immer gegen etwas wirft, das nicht existiert. Was ist es? Selbstvorwurf oder was? Es ist töricht. Sie hätten nicht hingehen und sich selbst anzeigen können, weil Ihr Kamerad gefangen wurde.«

Sie versuchte es längere Zeit hindurch mit vernünftigen Vorstellungen. Über seinen Empfang habe er sich nicht zu beklagen. Über jeden Neuangekommenen wurde mehr oder weniger diskutiert. Jeder einzelne mußte erst völlig erkannt sein, bevor er zugelassen wurde. Niemandem, so weit sie denken konnte, war vom ersten Augenblick an so viel Vertrauen entgegengebracht worden. Bald, sehr bald, eher vielleicht, als er erwartete, würde man ihm die Möglichkeit geben, seine Ergebenheit für die heilige Aufgabe, die Schande auszulöschen, in Taten zu beweisen.

Rasumoff hörte schweigend zu und dachte: »Vielleicht versucht sie, meine Gedanken einzuschläfern. Andererseits liegt es ja wieder auf der Hand, daß die Mehrzahl von ihnen Narren sind.«

Er trat ein paar Schritte zurück, kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich gegen den Steinpfeiler des Tores.

»Was bei dem Schicksal dieses armen Haldin unaufgeklärt bleibt« … Sofia Antonowna verfiel in eine derartig langsame Sprechweise, daß Rasumoff sie wie das tropfenweise Fallen geschmolzenen Bleies empfand –, »was das anlangt – obwohl niemals auch nur angedeutet wurde, daß Ihr Benehmen aus Angst oder Nachlässigkeit nicht ganz so gewesen sei, wie es zu wünschen gewesen wäre –, da habe ich eine Ahnung … «

Rasumoff konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu heben, und Sofia Antonowna nickte leicht.

»Die habe ich. Erinnern Sie sich an den Brief aus St. Petersburg, den ich Ihnen kurz vorher erwähnte?«

»Den Brief? Gewiß. Irgendein Wichtigkeitskrämer hat Ihnen mein Benehmen an einem gewissen Tage geschildert. Das ist recht widerwärtig. Ich stelle mir vor, daß unsere Polizei höchlich erbaut ist, wenn sie diese interessanten und – und – überflüssigen Briefe öffnet.«

»Lieber Gott, nein. Die Polizei bekommt unsere Briefe nicht so leicht in die Hände, wie Sie glauben. Der Brief, von dem wir sprachen, kam nicht

aus St. Petersburg vor dem Eisgang. Er ging mit dem ersten englischen Dampfer, der in diesem Frühjahr aus der Newa auslief. Der hatte einen Heizer an Bord – einen der Unseren. Der Brief ist mir von Hull aus zugekommen … « Sie unterbrach sich, wie überrascht von Rasumoffs finsterem, starrem Blick, fuhr aber gleich fort und viel rascher:

»Wir haben da ein paar unserer Leute, die … aber das tut nichts zur Sache. Der Briefschreiber erwähnte einen Vorfall, der seiner Ansicht nach vielleicht mit Haldins Verhaftung in Bezug stehen könnte. Ich wollte Ihnen eben davon erzählen, als die beiden Leute ankamen.«

»Das war auch ein Vorfall«, murmelte Rasumoff, »der angenehmsten Art – für mich.«

»Lassen Sie das«, rief Sofia Antonowna aus. »Niemand kümmert sich um Nikitas Kläffen. Er ist nicht bösartig. Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Vielleicht können Sie mir etwas aufklären. Es gab in St. Petersburg eine Art Stadtbauern - einen Mann, der Pferde besaß. Er kam vor Jahren in die Stadt, um bei irgendeinem Verwandten als Kutscher zu dienen, und brachte es schließlich zu einem oder zwei Gespannen.«

Sie hätte sich die leichte Anstrengung der Geste »Warten Sie« gern ersparen können. Rasumoff dachte nicht daran, zu sprechen. Er hätte sie jetzt nicht unterbrechen können. Nicht ums Leben. Die Zusammenziehung seiner Gesichtsmuskeln war unwillkürlich gewesen, rein oberflächlich, und ließ seine gespannte Aufmerksamkeit unberührt.

»Er war kein gewöhnlicher Mann seiner Klasse, scheint es«, fuhr sie fort. »Die Leute aus dem Hause – mein Berichterstatter hat mit vielen von ihnen gesprochen –, Sie wissen ja, eines jener ungeheuren Häuser voll Schande und Elend … «

Sofia Antonowna hätte sich über den Charakter des Hauses nicht weiter zu verbreiten brauchen. Rasumoff sah deutlich, wie sich hinter ihr ein dunkles Bauwerk auftürmte, in Schneeflocken gehüllt, mit der langen Fensterreihe des Speisehauses, die nahe am Boden durch das Dunkel glänzte. Die Bilder jener Nacht verfolgten ihn. Er hielt ihnen wütend und doch müde stand.

»Hat der arme Haldin zufällig jemals mit Ihnen von jenem Haus gesprochen?« wollte Sofia Antonowna wissen.

»Ja.« Während Rasumoff diese Antwort gab, fragte er sich, ob er damit wohl in die Falle geraten sei. Es war so erniedrigend, diese Leute anzulügen, daß er wahrscheinlich nicht die Kraft gehabt hätte, nein zu sagen. »Er erwähnte mir einmal«, fuhr er fort, als dächte er angestrengt nach, »ein Haus dieser Art. Er pflegte ein paar Arbeiter dort zu besuchen.«

Sofia Antonowna triumphierte. Ihr Korrespondent hatte diese Tatsache ganz zufällig aus dem Gespräch der Hausleute erfahren, nachdem er sich mit dem Arbeiter angefreundet hatte, der dort wohnte. Sie beschrieben Haldin vollständig richtig. Er habe tröstende hoffnungsvolle Worte in ihr Elend gebracht. Er sei unregelmäßig gekommen, aber sehr oft, und wie ihr Korrespondent schrieb, habe er mitunter eine Nacht in dem Hause zugebracht und in einem Stall geschlafen, der auf den Innenhof ging. »Beachten Sie das, Rasumoff! In einem Stall!«

Rasumoff hatte mit einer Art grausamen Vergnügens zugehört.

»Ja, in der Streu. Das war wahrscheinlich der reinlichste Fleck im ganzen Hause.«

»Ohne Zweifel«, stimmte die Frau zu, mit dem starken Stirnrunzeln, das ihre schwarzen Augen noch näher zusammenzuziehen schien. Kein vierfüßiges Tier könnte den Schmutz und das Elend ertragen, zu denen so viele Leute in Rußland verdammt sind. Das wichtige an dieser Entdeckung war der Beweis, daß Haldin mit jenem demokratischen Fuhrmann bekannt gewesen war – einem rücksichtslosen, unabhängig frei lebenden Burschen, den die anderen Anwohner nicht sonderlich liebten. Man glaubte von ihm, daß er das Mitglied einer Einbrecherbande gewesen sei. Einige davon waren verhaftet worden. Nicht gerade während er sie fuhr, doch immerhin bestand ein Verdacht gegen den Burschen, daß er der Polizei einen Wink gegeben habe und …

Die Frau brach plötzlich ab.

»Und Sie? Haben Sie Ihren Freund niemals einen gewissen Siemianitsch erwähnen hören?«

Rasumoff war auf den Namen gefaßt. Er hatte die Frage erwartet. »Wenn sie kommt, werde ich alles gestehen«, hatte er sich gesagt; dennoch hielt er sich zurück.

»Sicher«, begann er langsam, »Siemianitsch. Ein Bauer mit einem Pferdegespann. Ja. Bei einer Gelegenheit. Siemianitsch. Gewiß! Siemianitsch mit den Pferden … Wie konnte mir das nur so gänzlich entfallen? Eines der letzten Gespräche, das wir zusammen hatten.«

»Heißt das« – Sofia Antonowna sah sehr ernst aus –, »heißt das, Rasumoff, daß es kurz zuvor war … ?«

»Vor was?« brüllte Rasumoff und ging auf die Frau los, die überrascht schien, aber nicht zurückwich. »Bevor … o natürlich. Es war zuvor. Wie hätte es nachher sein können? Nur wenige Stunden zuvor.«

»Und sprach er günstig von ihm?«

»Mit Enthusiasmus! Die Pferde von Siemianitsch! Die freie Seele von Siemianitsch!«

Rasumoff fand eine wilde Freude darin, den Namen laut auszusprechen, der nie zuvor hörbar über seine Lippen gekommen war. Er richtete seine flammenden Augen au die Frau, bis endlich ihr maßlos erstaunter Ausdruck ihn zu sich selbst zurückrief.

»Der arme Haldin«, sagte er mit niedergeschlagenen Augen und dem krampfhaften Versuch, sich zu beherrschen. »Der arme Haldin neigte dazu, eine plötzliche Vorliebe für Leute zu fassen, aus – aus – wie soll ich sagen – unzureichenden Gründen.«

»Da!« Sofia Antonowna schlug die Hände zusammen. »Damit ist es für mich erledigt. Mein Korrespondent hatte schon einen Verdacht … «

»Aha, Ihr Korrespondent«, sagte Rasumoff mit fast unverhohlenem Spott. »Was für einen Verdacht? Wie kam er dazu? Durch Siemianitsch? Wahrscheinlich irgendwo ein betrunkenes Geschwätz … «

»Sie sprechen, als hätten Sie ihn gekannt.«

Rasumoff sah auf. »Nein, aber ich kannte Haldin.«

Sofia Antonowna nickte ernst.

»Ich verstehe. Jedes Ihrer Worte bestärkt mich in dem Verdacht, der mir in jenem überaus interessanten Briefe mitgeteilt wurde. Dieser Siemianitsch wurde eines Morgens an einem Haken in seinem Stall erhängt aufgefunden. Tot.«

Rasumoff fühlte sich tief verwirrt. Er mußte es auch gezeigt haben, da Sofia Antonowna lebhaft bemerkte:

»Aha! Sie beginnen zu verstehen.«

Er sah es klar genug –: im Lichte einer Laterne, die Schattenflecke in dem kellerähnlichen Stall tanzen ließ, hing der Körper in einem Schafpelz und langen Stiefeln an der Wand. Eine spitze Kapuze mit umgeschlagenen Ecken verhüllte das Gesicht. »Aber das geht mich nichts an«, überlegte er. »Es berührt meine Stellung in keiner Weise. Er hat nie erfahren, wer ihn geprügelt hat. Er konnte es nicht wissen.« Rasumoff fühlte eine tiefe Trauer für den alten Verehrer der Flasche und der Frauen.

»Ja, einige unter ihnen enden so«, murmelte er. »Was denken Sie, Sofia Antonowna?«

Eigentlich war es die Idee ihres Korrespondenten, doch Sofia Antonowna hatte sie sich gänzlich zu eigen gemacht. Sie drückte sie in einem Wort aus – »Reue«. Rasumoff riß dabei die Augen weit auf. Sofia Antonownas Berichterstatter hatte die Gespräche im Hause belauscht, dies und jenes zusammengefügt und war dabei den wahren Beziehungen zwischen Haldin und Siemianitsch ziemlich auf die Spur gekommen.

»Ich kann Ihnen etwas sagen, was Sie nicht genau wußten - nämlich, daß Ihr Freund die Absicht hatte, sich nachher zu retten oder jedenfalls aus St. Petersburg hinauszukommen. Vielleicht nur das und nicht mehr; für später vertraute er dem Glück. Und die Pferde jenes Burschen hat er mit in die Berechnung gezogen.«

»Nun hat sie doch die Wahrheit herausgebracht«, sagte sich Rasumoff erstaunt, während er nachdenklich mit dem Kopfe nickte. »Ja, das ist möglich, durchaus möglich.« Die Frau aber schien durchaus sicher, daß es so gewesen sei. Zunächst einmal war ein Gespräch zwischen Haldin und Siemianitsch, das sich um Pferde drehte, zum Teil belauscht worden. Dann sprachen dafür die Vermutungen, die unter den Leuten im Hause auftauchten, als ihr »junger Herr« (sie kannten Haldin nicht bei Namen) sich im Hause nicht mehr zeigte. Einige unter ihnen warfen Siemianitsch vor, daß er den Grund dieser Abwesenheit kennen müsse. Er verneinte es verzweifelt; Tatsache aber war, daß er seit Haldins Verschwinden nicht mehr er selbst war, mürrisch und mager wurde. Schließlich wurde Siemianitsch bei einem Streit mit einer Frau, der er den Hof machte und an dem augenscheinlich die Mehrzahl der Hausbewohner sich beteiligte, von seinem Hauptgegner, einem hünenhaften Hausierer, öffentlich »Spitzel« geschimpft und weiter beschuldigt, er habe »unsern jungen Herrn« nach Sibirien gebracht, ebenso wie er es schon vorher mit den jungen Burschen getan hatte, die in Häuser eingebrochen waren. Im Anschluß daran gab es eine Rauferei, und Siemianitsch wurde über eine Treppe hinab geworfen. Dann trank er und brütete eine Woche lang und erhängte sich schließlich.

Sofia Antonowna zog aus der Erzählung ihre Schlüsse. Sie vermutete, daß Siemianitsch entweder in der Trunkenheit von einer Fuhre geschwätzt habe, die er für einen bestimmten Tag vorhabe, und dabei von irgendeinem Spitzel in einer Schnapsschenke belauscht worden sei – vielleicht sogar in dem Kosthaus im Erdgeschoß des Hauses –, oder aber, daß er geradezu die Anzeige erstattet und sie später bereut habe. Ein Mann wie er sei zu allem imstande. Die Leute sagten, er sei ein leichtsinniger alter Bursche gewesen. Und hatte er je zuvor mit der Polizei zu tun gehabt – was ja so gut wie erwiesen war, trotzdem er es immer leugnete –, in Verbindung mit jenen Dieben, so war er sicher mit ein paar Polizeiagenten bekannt, die auf der Suche nach irgendwelchen Anzeigen waren. Vielleicht hatte man zunächst sein Geschwätz gar nicht ernst genommen bis zu dem Tag, wo der Schuft von P. seinen Lohn bekam. Dann allerdings würde man sich wohl an jede noch so geringfügige

Angabe geklammert haben und mußte unglücklicherweise auf Haldin kommen.

Sofia Antonowna breitete die Arme aus. »Unglückseligerweise.«

Unglück – Glück! Rasumoff überdachte in schweigender Verwunderung die auffallende Wahrscheinlichkeit dieser Vermutungen. Sie waren offenbar von Vorteil für ihn.

»Es ist nun an der Zeit, dieses abschließende Urteil allgemein bekanntzumachen.«

Sofia Antonowna war wieder ganz ruhig und überlegte. Sie hatte den Brief vor drei Tagen bekommen, aber nicht gleich an Peter Iwanowitsch weitergegeben. Sie wußte damals schon, daß sie in kurzem Gelegenheit haben würde, mit mehreren führenden Männern in einer wichtigen Angelegenheit zusammenzukommen.

»Ich dachte, es würde besser wirken, wenn ich den Brief selbst offen herumzeigte. Ich habe ihn jetzt in der Tasche. Sie begreifen, wie sehr ich mich freute, Sie zu treffen.«

Rasumoff sagte sich: »Mir will sie den Brief nicht zeigen. Augenscheinlich nicht. Hat sie mir alles gesagt, was ihr Korrespondent herausgebracht hat?« Er fühlte den Wunsch, den Brief zu sehen, wagte aber nicht, darum zu bitten.

»Sagen Sie mir, bitte, ob die Nachforschungen in dieser Angelegenheit auf Befehl geschehen sind, sozusagen?«

»Nein, nein«, wehrte sie ab. »Da kommen Sie wieder mit Ihrer Empfindlichkeit. Die macht Sie ganz blind. Bedenken Sie doch, es gab hier keinen Ausgangspunkt für eine Nachforschung, selbst wenn jemand daran gedacht hätte. Absolutes Dunkel. Das hoben mir auch mehrere Leute hervor, als Grund dafür, daß man Sie mit Vorsicht aufnehmen solle. Alles ist reiner Zufall; mein Berichterstatter machte nämlich die Bekanntschaft eines intelligenten Kürschners, der in ebenjenem Massenquartier wohnte. Ein wunderbares Zusammentreffen.«

»Ein frommer Mensch«, bemerkte Rasumoff mit bleichem Lächeln, »würde sagen, daß Gottes Finger alles getan habe.«

»Mein armer Vater hätte so gesagt.« Sofia Antonowna lächelte nicht. Sie schlug die Augen nieder. »Nicht als ob sein Gott ihm je geholfen hätte. Es ist lange her, daß Gott irgend etwas für das Volk getan hat. Aber sei es wie immer, es ist geschehen.«

»Dies alles wäre von abschließender Bedeutung«, sagte Rasumoff mit dem vollen Anschein objektiver Überlegung, »wenn es irgendeine Gewißheit dafür gäbe, daß der »junge Herr« jener Leute Viktor Haldin war. Steht das einwandfrei fest?«

»Ja. Darüber gibt es keinen Zweifel. Mein Korrespondent war mit Haldins persönlicher Erscheinung ebensowohl vertraut wie mit der Ihrigen«, versicherte die Frau bestimmt.

»Es ist ganz ohne Zweifel der rotnasige Bursche«, sagte sich Rasumoff mit neu erwachter Verlegenheit. War sein eigener Besuch in jenem verfluchten Hause unbemerkt geblieben? An und für sich war das möglich, doch kaum wahrscheinlich. Denn dieser Besuch war doch das rechte Futter für ein Pöbelgeschwätz, wie es jener verhungerte Wichtigkeitskrämer aufgelesen hatte. Der Brief schien aber keinerlei Anspielung darauf zu enthalten. Außer sie hatte sie unterdrückt. Und wenn das, warum? Wenn die Tatsache der Spürnase dieses Windhundes von Demokraten mit seinem verdammten Genie, Leute nach bloßer Beschreibung wiederzuerkennen, entgangen war, so konnte es nur für eitle Zeit sein. Er würde jedenfalls bald dahinterkommen und sich beeilen, einen zweiten Brief zu schreiben – und dann!

Bei all der Rücksichtslosigkeit, zu der sich Rasumoff in Haß und Verachtung erzogen hatte, schauderte er doch bei diesem Gedanken zusammen. Er fühlte sich erhaben über gemeine Angst, doch nicht über den Ekel, der ihn bei der Möglichkeit erfaßte, diesen Leuten zu willkürlicher Behandlung preisgegeben zu sein. Es war seine Art abergläubischer Furcht. Nun, da seine Stellung durch ihre eigene Narrheit auf Kosten von Siemianitsch noch sicherer geworden war, fühlte er den dringenden Wunsch nach unbedingter Sicherheit. Er wollte nicht länger mehr zu direkten Lügen verpflichtet sein, wollte schweigsam lauschend, undurchdringlich wie das Schicksal unter ihnen herumgehen können. War es schon soweit? Oder noch nicht? Oder würde er nie so weit kommen?

»Nun gut, Sofia Antonowna.« Sein zögerndes Nachgeben war insofern echt, als es ihm wirklich schwer ankam, von ihr zu scheiden, ohne ihre Aufrichtigkeit auf die Probe gestellt zu haben, mit einer letzten Frage, die er aber, wie er genau fühlte, unterdrücken, mußte. »Nun, Sofia Antonowna, wenn das so ist, dann –«

»Der Kerl hat sich selbst gerichtet«, sagte die Frau.

»Was? O ja! Reue!« murmelte Rasumoff mit zweideutiger Verachtung.

»Sind Sie nicht gar zu hart, Kyrill Sidorowitsch, wenn Sie auch einen Freund verloren haben.« In ihrer Stimme klang keine Sanftheit, nur ihre schwarzen Augen schienen einen Moment lang abgewandt von Visionen der Rache. »Er war ein Mann aus dem Volk. Die einfache russische Seele ist nie ganz und gar unbußfertig. Es ist immer etwas, wenn man das weiß.«

»Tröstlich?« fragte Rasumoff.

»Lassen Sie den Spott!« fuhr sie ihn an. »Denken Sie daran, Rasumoff, daß Frauen, Kinder und Revolutionäre die Ironie hassen, weil sie alle rettenden Instinkte verneint. Jeden Glauben, jede Hingabe, jede Tat. Spotten Sie nicht! Lassen Sie das … Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es gibt Augenblicke, wo Sie mir widerwärtig sind … «

Sie wandte das Gesicht ab. Eine Zeitlang herrschte ein leeres Schweigen, als hätte sich die ganze elektrische Spannung der Situation in diesem Aufflammen von Leidenschaft entladen. Rasumoff hatte sich nicht gerührt. Plötzlich legte sie die Fingerspitzen auf seinen Arm.

»Machen Sie sich nichts draus!«

»Ich mache mir nichts draus«, sagte er ganz ruhig. Er war stolz in dem Bewußtsein, daß sie nichts an seinem Gesicht ablesen konnte. Er fühlte sich tatsächlich besänftigt und, wenn auch nur für einen Augenblick, von einem dunklen Druck befreit. Und plötzlich fragte er sich: »Warum zum Teufel bin ich nur damals in jenes Haus gegangen? Es war eine unglaubliche Dummheit.«

Ein tiefer Ekel überkam ihn. Sofia Antonowna zögerte noch zu gehen und sprach ihm freundlich zu, in augenscheinlich versöhnlicher Absicht. Es handelte sich immer noch um den famosen Brief und um verschiedene unbedeutende Einzelheiten, die sie von ihrem Berichterstatter, der Siemianitsch nie gesehen, erfahren hatte. Das »Opfer der Reue« war mehrere Wochen, bevor ihr Korrespondent in dem Haus zu verkehren begann, beerdigt worden. Das Haus barg äußerst schätzenswertes revolutionäres Material. Der Geist des heldenhaften Haldin war durch diese schwarzen Elendshöhlen geschritten und hatte ihnen das Versprechen einer allgemeinen Erlösung von allem Jammer gebracht, der die Menschheit bedrückt. Rasumoff gab sich den Anschein, als hörte er zu, in Wahrheit aber nagte an ihm der neu entstandene Wunsch nach Sicherheit und nach der Unabhängigkeit von jenem schmählichen Zwang zur direkten Lüge, dem er sich oft schon nur mit Mühe hatte fügen können.

Nein. Der eine Punkt, über den er Näheres wissen wollte, konnte in dieser Unterhaltung nie berührt werden. Es gab keine Möglichkeit, ihn zur Sprache zu bringen. Er bedauerte es, daß er sich nicht eine vollständige Geschichte zum Gebrauch im Ausland zurechtgelegt hatte, in der er auch seine fatale Beziehung zu dem Hause hätte erwähnen können. Bei seiner Abreise aus Rußland hatte er aber nicht gewußt, daß Siemianitsch sich erhängt hatte, und wer hätte übrigens auch voraussehen können, daß der »Berichterstatter« dieser Frau gerade in jene besondere Spelunke geraten würde, unter den zahllosen anderen Spelunken, die ihrer Zerstörung durch die reinigenden Flammen der sozialen Revolution

entgegensahen? Wer hätte das vorhersehen können? Niemand. »Es ist eine ganz verteufelte Überraschung«, dachte Rasumoff, wie immer mit ruhigem, unbewegtem Gesicht, und nickte dabei Sofia Antonownas Bemerkungen über die Psychologie »des Volkes« Beifall.

»O ja, gewiß«, meinte er kühl und fühlte ein nervöses Jucken in den Fingern, als hätte er ihr am liebsten ein Geständnis aus der Kehle gerissen.

Und dann, ganz zuletzt, während der Abschiedsworte, als die unklare Spannung in ihm bereits nachzulassen begann, hörte er Sofia Antonowna auf den Gegenstand seiner Verlegenheit anspielen. Er wußte nicht genau, wie es dazu gekommen war, da er eben an andere Dinge gedacht hatte; es mußte sich aber wohl im Anschluß an Sofia Antonownas Klagen über die unlogische Torheit des Volkes ergeben haben. So zum Beispiel sei jener Siemianitsch notorisch irreligiös gewesen, und doch habe er in den letzten Wochen seines Lebens unter der Vorstellung gelitten, vom Teufel geprügelt worden zu sein.

»Vom Teufel?« wiederholte er, als habe er nicht recht gehört.

»Vom leibhaften Teufel. Vom Teufel in Person. Sie können leicht erstaunt sein, Kyrill Sidorowitsch. In den frühen Abendstunden des Tages, an dem der arme Haldin gefaßt wurde, erschien ein ganz fremder Mensch und verabreichte Siemianitsch eine furchtbare Tracht Prügel, während er volltrunken im Stall lag. Der Körper des armen Kerls war über und über von blutigen Schwielen bedeckt. Er zeigt sie den Leuten vom Hause.«

»Aber Sie, Sofia Antonowna, Sie glauben doch nicht. an den leibhaften Teufel?«

»Tun Sie es?« gab die Frau kurz zurück. »Ich glaube nur das eine, daß es eine Menge Leute gibt, die schlimmer sind als Teufel und diese Welt zur Hölle machen.«

Rasumoff betrachtete sie, wie sie rüstig und weißhaarig dastand, mit der tiefen Falte zwischen ihren dünnen Augenbrauen, die schwarzen Augen abgewandt. Es lag auf der Hand, daß sie auf die letzte Geschichte nicht viel gab – oder aber es war der Gipfelpunkt der Verstellung. »Ein brünetter, junger Mann«, erklärte sie weiter, »nie zuvor dort gesehen, niemals nachher. Warum lächeln Sie, Rasumoff?«

»Weil der Teufel nach so viel Weltaltem noch jung sein soll«, antwortete er gefaßt. »Aber wer konnte ihn beschreiben, da doch das Opfer stockbetrunken war?«

»Oh, der Wirt des Speisehauses hat ihn beschrieben. Ein hochfahrender, dunkelbrauner, junger Mann in einem Studentenrock, der

hereingestürzt kam, nach Siemianitsch fragte, ihn grauenhaft prügelte und dann ohne ein Wort wieder davonstürzte und den Wirt starr vor Staunen zurückließ.«

»Glaubt er auch, daß es der Teufel war?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich höre, daß er in diesem Punkt sehr zurückhaltend ist. Diese Schnapsverkäufer sind gemeinhin große Schurken. Ich möchte glauben, daß er mehr von der Sache weiß als irgend jemand sonst.«

»Nun, und Sie, Sofia Antonowna, zu welcher Ansicht haben Sie sich entschlossen?« fragte Rasumoff, scheinbar stark interessiert. »Sie und Ihr Berichterstatter, der ja an Ort und Stelle weilt?«

»Ich stimme mit ihm überein. Irgendein verkleideter Polizeihund. Wer sonst könnte einen hilflosen Mann so unbarmherzig prügeln? Im übrigen ist es ja wahrscheinlich genug, daß sie an jenem Tag, wo sie hinter allen Fährten, alten und neuen, her waren, auch auf die Idee gekommen sein könnten, es wäre vorteilhaft, Siemianitsch bei der Hand zu haben, damit er Angaben machen oder jemand identifizieren könne oder sonst was. Irgendein verdammter Spitzel wurde ausgesandt, um ihn herbeizuholen, ärgerte sich, weil er ihn so betrunken vorfand, und zerdrosch an ihm einen Mistgabelstiel. Später, als sie das große Wild glücklich eingefangen hatten, zerbrachen sie sich über jenen Bauern nicht weiter den Kopf.«

Dies waren die letzten Worte der Revolutionärin in dieser Unterhaltung. Sie kam damit der Wahrheit so nahe und wich auch wieder so weit davon ab, in der bloßen Wahrscheinlichkeitsrechnung von Gedanken und Schlüssen, daß man daraus ein treffliches Bild des menschlichen Irrtums gewinnen und einen Blick in die tiefsten Tiefen der Selbsttäuschung tun konnte. Rasumoff schüttelte Sofia Antonowna die Hand, verließ den Park, schritt auf den kleinen Dampferpier hinaus und lehnte sich über das Geländer.

Seine Seele war heiter, so heiter, wie sie es viele Tage lang nicht mehr gewesen war, nicht mehr seit jener Nacht … der Nacht. Die Unterredung mit der Revolutionärin hatte ihm die ganze Größe der Gefahr enthüllt im selben Augenblick, wo, merkwürdig genug, diese Gefahr schwand. »Ich hätte die Zweifel, die in diesen Leuten entstehen würden, voraussehen müssen«, dachte er. Dann wurde seine Aufmerksamkeit von einem Stein von eigenartiger Form in Anspruch genommen, den er deutlich auf dem Seegrunde liegen sah, und er begann über die Tiefe des Wassers an dieser Stelle nachzudenken. Sehr rasch aber kehrte er mit einem erschreckten Auffahren über diese ganz außerordentliche und übel angebrachte Zerstreutheit zu seinem ursprünglichen Gedankengang zurück. »Ich

hätte gleich von Anfang an sehr weitschweifige Lügen erzählen müssen«, sagte er sich und fühlte bei dem bloßen Gedanken eben tödlichen Ekel, der sein Denkvermögen für eine geraume Zeit unterband. »Zum Glück ist jetzt alles in Ordnung«, überlegte er weiter und sagte nach einer Weile mit einem abgerissenen Auflachen halblaut vor sich hin: »Dank dem Teufel!«

Dann blieben seine irrenden Gedanken wieder an Siemianitschs Ende haften. Die Auslegung, die er eben gehört hatte, machte ihm nicht geradezu Spaß, doch schien sie ihm einer gewissen Pikanterie nicht zu entbehren. Er mußte sich eingestehen, daß er, wenn ihm dieser Selbstmord vor seiner Abreise aus Rußland bekannt geworden wäre, keinen so ausgezeichneten Gebrauch davon für seine eigenen Zwecke hätte machen können. Er mußte tatsächlich dem Burschen mit der roten Nase für seine Geduld und Naivität unendlich dankbar sein. »Augenscheinlich ein wunderbar feiner Psychologe«, sagte er sich sarkastisch. »Wirklich, Reue!« Es war ein packendes Beispiel für die Verblendung der Verschwörer, für die dumme Tüftelei der Leute mit einer einzigen Idee. Dies war ein Liebes-, nicht ein Gewissensdrama, spottete Rasumoff stillschweigend weiter. Eine Frau, der der alte Bursche den Hof machte! Ein robuster Hausierer, offenbar ein Rivale, der ihn über eine Treppe hinunterwarf … Das war keine Sache, über die ein lebenslanger Don Juan mit sechzig Jahren leicht hinwegkommen konnte. Der war ein Feminist von anderem Schlage als Peter Iwanowitsch. Es war sogar begreiflich, daß ihm nicht einmal die Flasche über diese letzte Krise weghelfen konnte. In solchem Alter konnte nur mehr der Strick dem Wüten einer unersättlichen Leidenschaft ein Ende setzen. Zu diesen einfachen und bitteren Schmerzen kam noch die wilde Verzweiflung über die falschen Gerüchte und die Verachtung der Hausbewohner und die völlige Unmöglichkeit, jene geheimnisvolle Züchtigung aufzuklären. »Teufel, was?« rief Rasumoff erregt aus, als hätte er eine interessante Entdeckung gemacht; »so ist Siemianitsch schließlich noch in Mystizismus verfallen. So viele unserer wahren russischen Seelen enden da. Sehr charakteristisch.« Er fühlte Mitleid für Siemianitsch, ein großes, neutrales Mitleid, wie man es für eine unbewußte Vielheit empfinden mag, für ein großes Volk, das man aus der Vogelperspektive sieht – wie eine krabbelnde Ameisengemeinde, die ihrem Schicksal zuarbeitet. Es war, als ob dieser Siemianitsch unmöglich anders hätte handeln können. Und auch Sofia Antonownas verächtliche und selbstsichere Bemerkung »irgendein Polizeihund« war typisch russisch. In alledem aber lag keine Tragik. Es war eine Komödie der Irrungen. Es war, als ob der Teufel selbst mit ihnen allen der Reihe nach sein

Spiel spielte. Zuerst mit ihm, dann mit Siemianitsch, dann mit diesen Revolutionären. Ein Spiel des Teufels … Er unterbrach ich in seinem ernsthaften Selbstgespräch mit dem ironischen Ausruf: »Hallo, ich verfalle scheint's auch in Mystizismus.«

Seine Seele war heiterer als je. Er wandte sich um und lehnte sich bequem mit dem Rücken gegen das Geländer. »Dies alles paßt wunderbar«, fuhr er fort zu denken, »Die Glorie meiner großen Taten ist nicht länger durch das Geschick meines angeblichen Genossen verdüstert. Dafür hat der mystische Siemianitsch gesorgt. Ein unglaublicher Glücksfall ist mir zu Hilfe gekommen. Nun sind keine Lügen mehr nötig. Ich brauche nur noch zu hören und aufzupassen, daß meine Verachtung nicht über meine Vorsicht die Überhand gewinnt.«

Er seufzte, kreuzte die Arme, ließ das Kinn auf die Brust sinken und verharrte lange in dieser Stellung, bis er sich endlich im Weggehen entschloß, aus dem dunklen Gefühl heraus, daß er für diesen Tag etwas besonders Wichtiges vorhabe. Was es war, daran konnte er sich augenblicklich nicht erinnern und strengte sein Gedächtnis auch nicht weiter an, denn er fühlte, daß es ihm ohnedies jeden Augenblick einfallen mußte.

Er war keine hundert Schritte gegen die Stadt zu gegangen, als er plötzlich stehenblieb, beim Anblick einer Gestalt, die ihm entgegenkam, in einen Mantel und einen weichen, breitrandigen Hut gekleidet, malerisch, aber so winzig, als sähe er sie durch das verkehrte Ende eines Opernglases. Es war unmöglich, dem kleinen Mann auszuweichen, da ihm jeder Rückzug abgeschnitten war.

»Wieder einer, der zu der geheimnisvollen Versammlung geht«, dachte Rasumoff. Er hatte mit seiner Vermutung recht. Nur war dieser eine im Gegensatz zu den anderen, die von weither kamen, ihm persönlich bekannt. Er hoffte noch mit einem stummen Gruß vorbeizukommen, doch war es unmöglich, die kleine magere Hand mit haarigen Gelenken und Knöcheln zu übersehen, die sich mit freundlichem Schwung aus den Falten des Mantels heraus ihm entgegenstreckte. Dieser Mantel wurde trotz des ziemlich warmen Tages nach spanischer Art getragen, ein Zipfel über die Schulter geworfen.

»Und wie geht es, Herr Rasumoff?« fragte der andere deutsch und machte sich schon dadurch bei dem Gegenstand seiner höflichen Aufmerksamkeit noch unbeliebter. Aus der Nähe gesehen, erschien die kleine Persönlichkeit wie die Miniaturausgabe eines normalen Menschen mit hoher Stirn und einem großen pfeffer- und salzfarbenen Vollbart, der über die verhältnismäßig breite Brust herunterhing; eine

feingeschnittene Nase sprang über den schmallippigen Mund vor, der unter dem dünnen Haar verborgen war. Die scharfen Züge, die gedrungenen Gliedmaßen sahen bei ihrer Kleinheit zart, aber durchaus nicht schwächlich aus. Nur die mandelförmigen braunen Augen waren zu groß und leicht blutunterlaufen, vom vielen Schreiben bei Lampenlicht. Die geheime Berühmtheit des kleinen Mannes war Rasumoff wohl bekannt. Ein Polyglott von unbekannter Herkunft und unbestimmter Nationalität, ein Anarchist von pedantischem und wildem Temperament, der die Macht hinreißendster Beredsamkeit in hohem Grade besaß und sich dabei immer im Hintergrund hielt, ein wütender Pamphletist –: das war Julius Laspara, der Herausgeber des »Lebenden Wortes«, der Vertraute von Verschwörern, der Urheber blutiger Drohungen und Manifeste, der im Verdacht stand, in jedes Komplott eingeweiht zu sein. Laspara lebte in der alten Stadt in einem finsteren, engen Haus, das ihm ein naiver Verehrer seiner menschenfreundlichen Beredsamkeit geschenkt hatte. Mit ihm lebten seine beiden Töchter, die ihn um mehr als Kopfeshöhe überragten, und ein blasser, schwächlicher Junge von sechs Jahren, der in den dunklen Räumen hinsiechte und vielleicht einer der beiden Töchter gehören mochte oder vielleicht auch nicht. Kein Fremder konnte das sagen. Julius Laspara wußte zweifellos, welches seiner Mädchen es war, die wie zufällig für ein paar Jahre verschwunden und ebenso zufällig einmal mit jenem Kinde zurückgekehrt war; doch hatte er sich mit bewundernswerter Pedanterie enthalten, sie nach irgend welchen Einzelheiten zu fragen – nicht einmal nach dem Namen des Vaters, da die Mutterschaft eine anarchische Funktion sein sollte. Rasumoff war zu wiederholten Malen in den paar kleinen dunklen Zimmern im Dachgeschoß gewesen: verstaubte Fensterscheiben, Abfälle und Papierschnitzel, in unglaublicher Menge verstreut herumliegend, halbvolle Teegläser auf jedem Tisch, dazu die Laspara-Töchter, die in rätselhaftem Schweigen herumlungerten, mit verschlafenen Augen, ohne Korsett, und dabei gewöhnlich mit ihrem vernachlässigten Äußern und in der unordentlichen Umgebung alten Puppen glichen; der große und doch unbekannte Julius Laspara hielt mit den Füßen seinen dreibeinigen Stuhl umschlungen und schien immer im Begriff, die Feder wegzuwerfen und mit einem kühnen Schwung des Dreisessels herumzufahren, um Besuche zu empfangen. Wenn er von seinem Sessel herunterkam, dann sah es aus, als sei er von den Höhen des Olymps herabgestiegen. Er wurde von seinen Töchtern, von den Möbelstücken, von jedem Besucher von Durchschnittsgröße überragt. Er stieg aber sehr selten herunter und wurde noch seltener bei hellem Tage auf der Straße gesehen.

Es mußte eine wirklich wichtige Angelegenheit sein, die ihn an jenem Nachmittag da hinausgeführt hatte. Augenblicklich bemühte er sich, dem jungen Mann mit besonderer Liebenswürdigkeit zu begegnen, dessen Ankunft in den Kreisen der politischen Flüchtlinge einiges Aufsehen erregt hatte. Er erkundigte sich auf russisch – das er sprach, so wie er vier oder fünf andere europäische Sprachen sprach und schrieb, ohne Unterschied und ohne Kraft –, ob Rasumoff schon an der Universität inskribiert habe, und als der junge Mann verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er fort:

»Dazu bleibt Ihnen ja auch Zeit genug. Möchten Sie, bitte, inzwischen etwas für uns schreiben?«

Er konnte es nicht verstehen, wie irgend jemand es fertiggbrachte, nicht über irgend etwas zu schreiben, über soziale, ökonomische, historische oder irgendwelche anderen Themen. Jedes Thema konnte vom richtigen Standpunkt aus im Sinne der sozialen Revolution behandelt werden. Zufällig sei ein Freund von ihm in London zu einer fortschrittlichen Revue in Beziehung getreten. »Wir müssen erziehen, alle Welt erziehen - den großen Gedanken der unbedingten Freiheit und der revolutionären Gerechtigkeit entwickeln helfen.«

Rasumoff murmelte ziemlich mürrisch, daß er nicht einmal Englisch könne.

»Dann schreiben Sie russisch. Wir werden es übersetzen lassen. Das hat nichts auf sich. Was! Da wäre ja Fräulein Haldin, ohne erst weiter zu suchen! Meine Töchter gehen sie mitunter besuchen.« Er nickte bedeutsam. »Sie tut nichts, hat nie in ihrem Leben etwas getan. Sie wäre mit ein wenig Nachhilfe gerade die richtige. Schreiben Sie nur. Sie müssen einfach. Und jetzt leben Sie wohl!«

Er winkte mit dem Arm und ging. Rasumoff lehnte sich gegen die niedrige Mauer, sah ihm nach, spuckte heftig aus und ging dann seines Weges mit einem wütend hervorgestoßenen:

»Verfluchter Jude!«

Er wußte es nicht genau. Julius Laspara hätte ebensogut ein Transsylvanier sein können – ein Türke, ein Andalusier oder ein Bürger einer der Hansastädte. Aber diese Geschichte spielt nicht in Westeuropa, und der Ausruf muß angeführt werden mit dem Bemerk, daß er lediglich einen Ausdruck des Hasses und der Verachtung darstellte, von denen Rasumoff zu jener Zeit erfüllt war. Er kochte vor Wut, als hätte man ihn gröblich beschimpft. Er rannte wie blind dahin und folgte instinktiv dem Ufer des kleinen Hafens den Kai entlang durch einen geschmacklosen, kleinen Garten, wo ebenso geschmacklose Leute auf Stühlen unter den

Bäumen saßen. Als seine Wut nachgelassen hatte, fand er sich auf der Mitte einer langen breiten Brücke wieder. Er hielt sofort an. Zu seiner Rechten sah er hinter den spielzeugartigen Hafendämmen die grünen Hänge, die den Petit Lac einfaßten, mit der entzückenden Kitschigkeit bunten Glanzpapieres, und dahinter die Wasserfläche, glatt und glänzend wie Zinnblech.

Er wandte den Kopf von dieser Touristenaussicht ab und ging langsam weiter, die Augen zu Boden geschlagen. Ein oder zwei Leute mußten ausweichen und wandten sich nachher nochmals um, da ihnen seine Geistesabwesenheit aufgefallen war. Die Beharrlichkeit des gefeierten anarchistischen Journalisten wirkte merkwürdig in ihm nach. Schreiben! Schreiben müssen! Er! Schreiben!

Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Eben an diesem Tag hatte er sich vorgenommen, zu schreiben. Er hatte sich unwiderruflich dazu entschlossen und hatte es dann wieder völlig vergessen. Diese unverbesserliche Sucht, sich den Notwendigkeiten der Situation zu entziehen, konnte ihn in ernstliche Gefahr bringen. Er verachtete sich deswegen. Was war es? Leichtsinn oder tiefsitzende Schwäche? Oder unbewußte Angst?

»Fürchte ich mich denn? Das kann nicht sein! Es ist unmöglich! Jetzt zurückzuschrecken, wäre schlimmer als moralischer Selbstmord; es wäre eine moralische Verdammung«, dachte er. »Ist es möglich, daß ich ein konventionelles Gewissen habe?«

Er verwarf diese Vermutung geringschätzig, machte an der Ecke des Bürgersteiges halt und schickte sich an, den Fahrdamm zu überqueren, auf die breite Straße hinunterzugehen, die auf die Brücke führt; aus keinem andern Grund, als weil sie gerade vor ihm lag. Im selben Augenblick aber kamen ihm ein paar Wagen und ein langsam fahrender Karren in den Weg, und er bog scharf nach links ab und folgte wieder dem Kai, doch diesmal vom See weg.

»Vielleicht bin ich körperlich nicht wohl«, dachte er und gestattete sich dabei einen ungewohnten Zweifel an seiner Gesundheit. Denn mit Ausnahme von ein oder zwei geringfügigen Kinderübeln war er in seinem Leben nie krank gewesen. Doch auch das war eine Gefahr. Es schien, als bekümmere man sich um ihn besonders sorgfältig. »Wenn ich an eine tätige Vorsehung glaubte«, sagte sich Rasumoff mit grimmigem Spott, »so würde ich hierin das Walten eines ironischen Gottesfingers sehen. Daß mir ein Julius Laspara in den Weg laufen muß, als sollte er mich ausdrücklich an mein Vorhaben erinnern, das ist … Schreiben, hat er gesagt. Ich muß schreiben – ich muß wirklich! Ich werde schreiben – keine

Angst – gewiß. Dazu bin ich ja hier. Und in Hinkunft werde ich auch etwas zu schreiben haben.«

Er spornte sich in seinem Selbstgespräch weiter an. Der Gedanke an das Schreiben brachte ihn aber auf den andern, daß er dazu einen Platz haben müsse. Einen ungestörten Unterschlupf: dabei fiel ihm natürlich seine Wohnung ein, und er empfand einigen Verdruß bei dem Gedanken, dahinzugehen, und ein leichtes Mißtrauen, als erwarte ihn in jenen verhaßten vier Wänden irgendein feindlicher Einfluß.

»Gesetzt den Fall«, fragte er sich, »einer dieser Revolutionäre käme auf die Idee, bei mir vorzusprechen, während ich schreibe?« Bei der bloßen Vorstellung einer solchen Unterbrechung schauderte er zusammen. Man konnte seine Türe versperren oder den Tabakhändler im Erdgeschoß (der selbst eine Art Flüchtling war) anweisen, er sollte allen etwaigen Besuchern sagen, Herr Rasumoff sei nicht zu Hause. Doch dies alles waren keine sehr wirksamen Schutzmaßregeln. Er fühlte, daß er sein Leben von jedem leisesten Anhaltspunkt für Verdacht oder sogar für Staunen frei halten mußte bis hinab zu so geringfügigen Anlässen, wie es das verzögerte Öffnen einer versperrten Tür sein konnte.

»Ich wünschte, ich wäre mitten in irgendeiner Steppe, meilenweit von allem entfernt«, dachte er.

Er war unbewußt nochmals nach links abgebogen und fand sich nun wieder auf einer Brücke. Diese war viel enger als die erste und nicht gerade, sondern machte einen Bogen oder Winkel. Am Scheitelpunkt dieses Winkels führte ein kleiner Weg zu einem sechseckigen Inselchen, dessen Boden mit Kies bestreut und dessen Ufer mit behauenen Steinen eingefaßt waren. Ein paar schlanke Pappeln und andere Bäume ragten aus dem sauberen, dunklen Kies, zu ihren Füßen standen ein paar Gartenbänke und eine Bronzebüste von Jean-Jacques Rousseau auf einem Piedestal.

Rasumoff trat näher und bemerkte sofort, daß er auf dem Eiland bis auf die Frau in der Erfrischungsbude allein sein würde. Es lag eine naive und abstoßende, alberne Einfalt über der unbesuchten winzigen Erdscholle, die nach Jean-Jacques Rousseau genannt war. Auch etwas wie prätentiöse Dürftigkeit. Er verlangte ein Glas Milch, trank es stehend in einem Zug aus (seit dem Morgen hatte er nichts als Tee über die Lippen gebracht) und wollte eben mit müden schleppenden Schritten weitergehen, als ihn ein plötzlicher Gedanke innehalten ließ. Er hatte genau das gefunden, was er suchte. Wenn Einsamkeit im Freien mitten in einer Stadt überhaupt zu erreichen war, dann mußte er sie auf diesem

lächerlichen Eiland finden können, zugleich mit der Möglichkeit, den einzigen Zugangsweg zu überblicken.

Er ging zu einer der Gartenbänke und ließ sich schwerfällig darauf nieder. Das war der rechte Ort, mit dem Schriftstück zu beginnen, das er vollenden mußte. Das Material dazu hatte er bei sich. »Ich werde immer hierher kommen«, sagte er sich und saß dann eine ganze Weile reglos, ohne zu denken, zu sehen, zu hören, fast ohne Leben. Die Sonne verschwand hinter den Dächern der Stadt in seinem Rücken und warf die Schatten der Häuser auf den Seespiegel vor der Insel, bevor er endlich eine Feder aus der Tasche zog, ein kleines Notizbuch auf dem Knie aufschlug und rasch zu schreiben begann; hin und wieder warf er einen spähenden Blick auf den Zugang von der Brücke her. Diese Blicke waren überflüssig; die Leute, die in der Ferne vorübergingen, schienen nicht einmal einen Blick auf die Insel zu werfen, wo das verbannte Standbild des Autors des »Contrat social« in düsterer, bronzener Unbeweglichkeit sich über Rasumoffs gesenktem Kopf erhob. Nachdem er seine Schreiberei beendet hatte, versorgte Rasumoff mit fiebriger Hast die Feder und stopfte das Notizbuch in seine Tasche, nicht ohne zuerst die beschriebenen Seiten mit einer fast konvulsivischen Bewegung herausgerissen zu haben. Die losen Blätter aber glättete er nachdenklich und säuberlich auf seinem Knie, lehnte sich dann zurück und verharrte regungslos mit den Papieren in der linken Hand. Die Dämmerung war tiefer geworden. Er stand auf und begann, langsam unter den Bäumen auf und ab zu gehen.

»Es gibt gar keinen Zweifel darüber, daß ich nun sicher bin.« Sein scharfes Ohr konnte das schwache Rauschen des Stroms vernehmen, der sich an der Spitze der Insel brach. Er hörte gespannt darauf hin und vergaß darüber sich selbst. Der Schall aber war so schwach, daß er sich selbst seinem feinen Gehörsinn schließlich entzog.

»Eine ganz außergewöhnliche Beschäftigung, der ich mich da hingebe«, murmelte er, und es fiel ihm ein, daß dies so ziemlich der einzige Laut war, dem er harmlos und zu seinem eigenen Vergnügen lauschen konnte. Jawohl, das Rauschen des Wassers, die Stimme des Windes … die den menschlichen Leidenschaften so ganz fremd waren; alle anderen Geräusche dieser Erde beschmutzten die Einsamkeit einer Seele.

Dies waren Herrn Rasumoffs Gedanken; mit der Seele war seine eigene gemeint, wobei er das Wort aber nicht im theologischen Sinne gebrauchte, sondern vielmehr, soviel ich sehen kann, als Bezeichnung für jenen Teil seines Ichs, der nicht sein Körper war und den die Flammen dieser Welt besonders bedrohten. Es muß zugegeben werden, daß in

Herrn Rasumoffs Fall die Bitterkeit der Einsamkeit, unter der er litt, nicht auf durchaus krankhafter Einbildung beruhte.

Teil 4

Kapitel 1

Wenn ich zum Beginn dieses Rückblickes noch einmal erwähne, daß Rasumoff in seiner Jugend niemand in der Welt hatte, so ganz und gar niemand, wie es nur von irgendeinem menschlichen Wesen behauptet werden kann, so ist das nur die Feststellung einer Tatsache von seiten eines Mannes, der an die psychologische Bedeutung von Tatsachen glaubt. Vielleicht sprach auch der Wunsch mit, peinlich gerecht zu sein. Da ich mich mit keiner der Personen dieser Erzählung identifiziere, deren Begriffe von Ehre und Scham von unseren westlichen so weit abweichen, da ich mich vielmehr einfach auf den allgemein menschlichen Standpunkt stelle, so fühle ich aus ebendiesem Grunde einen merkwürdigen Widerwillen davor, mit kalten Worten das eine herauszusagen, was jeder Leser zweifellos selbst schon entdeckt hat. Dieser Widerwille möchte töricht erscheinen, wäre hier nicht der Gedanke maßgebend, daß infolge der Unzulänglichkeit der Sprache die Darlegung der nackten Wahrheit immer etwas wenig Anmutendes und vielleicht sogar Peinliches hat. Doch ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Staatsrat Mikulin nicht länger ignoriert werden darf. Seine einfache Frage »Wohin«, mit der wir Herrn Rasumoff in St. Petersburg verlassen haben, wirft ein Schlaglicht auf das allgemein Menschliche dieses Einzelfalles…

»Wohin?« war die in Form einer höflichen Frage gegebene Antwort auf das, was man Herrn Rasumoffs Unabhängigkeitserklärung nennen könnte. Die Frage war nicht im geringsten drohend und klang eigentlich viel mehr nach harmloser Neugier. Wäre sie rein örtlich gemeint gewesen, so hätte die darauf einzig mögliche Antwort allein schon Rasumoff in einige Bestürzung versetzen müssen. Wohin? Zurück in seine Wohnung, wo die Revolution ihn aufgesucht hatte, um seine schlafenden Instinkte, seine halbbewußten Gedanken und fast ganz unbewußten Ambitionen urplötzlich auf eine harte Probe zu stellen durch die unerwartete Berührung mit einer fanatischen und dogmenreichen Religion, die Selbstaufopferung in sich schloß, welche Resignation, Träume und Hoffnungen und damit die Seele ihrer Gläubigen abwechselnd zum Himmel hob und in die tiefsten Tiefen der Verzweiflung stürzte. Rasumoff hatte den

Türgriff losgelassen und war in die Mitte des Raumes zurückgekommen, mit der ärgerlichen Frage an Rat Mikulin: »Was meinen Sie damit?« Soviel ich weiß, hatte Rat Mikulin darauf nicht geantwortet. Er zog Herrn Rasumoff in ein vertrauliches Gespräch. Es ist eine Eigenheit russischer Naturen, daß sie für den Reiz abstrakter Ideen auch dann empfänglich bleiben, wenn sie noch so stark in hochdramatische Aktionen verwickelt sind. Diese Unterredung (und manche andere nachher) braucht nicht erwähnt zu werden. Es mag genügen, festzustellen, daß Herr Rasumoff in der Folge dazu gebracht wurde, einen neuen Glauben zu bekennen. Das Gespräch war durchaus inoffiziell, und Herr Rasumoff fand Gelegenheit, seine gesonderte Stellung zu verteidigen. Herr Rat Mikulin wollte aber keines seiner Argumente gelten lassen. »Für einen Mann wie Sie«, waren seine letzten gewichtigen Worte, »ist eine derartige Stellung unmöglich. Vergessen Sie nicht, daß ich jenes interessante Blatt Papier gesehen habe. Ich verstehe Ihren Liberalismus. Meine eigenen Gedanken bewegen sich in ganz ähnlichen Bahnen. Reform ist für mich nur eine Frage der Methode. Das Prinzip der Revolution aber bedeutet eine Vergiftung, eine Art von Hysterie, die man von der Masse unbedingt fernhalten muß. Dem stimmen Sie doch ohne Rückhalt bei, nicht? Denn sehen Sie, Kyrill Sidorowitsch, in gewissen Situationen kommen Rückhalt oder Reserve einem politischen Verbrechen recht nahe. Die alten Griechen haben das sehr wohl verstanden.«

Rasumoff hörte mit einem schwachen Lächeln zu und fragte Rat Mikulin geradeheraus, ob er damit sagen wolle, daß er ihn überwachen lassen würde.

Der hohe Beamte nahm an der zynischen Frage keinen Anstoß.

»Nein, Kyrill Sidorowitsch«, antwortete er ernst, »ich denke nicht daran, Sie überwachen zu lassen.«

Rasumoff witterte eine Lüge, bemühte sich aber doch, während des kurzen Restes der Unterhaltung eine möglichst große Unbefangenheit zu zeigen. Der ältere Mann drückte sich durchwegs in vertraulicher Weise mit einer Art gesuchter Einfachheit aus. Rasumoff kam zu dem Schluß, daß es ein unmögliches Beginnen wäre, diesem Menschen auf den Grund kommen zu wollen. Eine große Unruhe ließ sein Herz schneller schlagen. Der hohe Beamte trat hinter seinem Tisch hervor und schickte sich an, ihm zum Abschied die Hand zu schütteln.

»Leben Sie wohl, Herr Rasumoff. Es gewährt immer eine gewisse Befriedigung, wenn sich zwei intelligente Leute verstehen, nicht wahr? Und natürlich haben doch die Herren von der Revolution die Intelligenz nicht gepachtet.«

»Ich nehme an, daß ich nicht weiter gebraucht werde?« Rasumoff brachte diese Frage heraus, während der andere noch seine Hand umschlossen hielt. Nun ließ sie Rat Mikulin langsam los.

»Das, Herr Rasumoff«, sagte er mit tiefem Ernst, »ist heute schwer zu sagen. Gott allein kennt die Zukunft. Doch Sie können versichert sein, daß ich nie daran gedacht habe, Sie überwachen zu lassen. Sie sind ein junger Mann von großer Unabhängigkeit, jawohl. Sie gehen von hier weg, frei wie der Vogel in der Luft. Schließlich werden Sie aber doch zu uns zurückfinden.«

»Ich! Ich!« rief Rasumoff halblaut in verwunderter Abwehr. »Warum denn?« fügte er schwach hinzu.

»Jawohl, Sie selbst, Kyrill Sidorowitsch«, wiederholte der hohe Polizeibeamte leise und im Ton ernster Überzeugung. »Sie werden zu uns zurückkommen. Einige unserer größten Geister waren schließlich zu dem gleichen Schritt gezwungen.«

»Unsere größten Geister«, wiederholte Rasumoff mit tonloser Stimme.

»Ja, tatsächlich unsere größten Geister … Leben Sie wohl!«

Rasumoff verließ den Raum. Bevor er aber noch am Ende des Korridors angekommen war, hörte er schwere Schritte hinter sich und eine Stimme, die ihm zurief, stehenzubleiben. Er wendete den Kopf und sah zu seiner größten Überraschung, daß Rat Mikulin in Person ihm nachkam. Der hohe Beamte kam eilig an, ganz und gar nicht förmlich und leicht außer Atem.

»Einen Augenblick. Was das betrifft, worüber wir eben gesprochen haben, so mag es werden, wie Gott will. Ich könnte aber in die Lage kommen, Sie noch einmal zu brauchen. Sie scheinen überrascht, Kyrill Sidorowitsch. Ja, noch einmal … um irgendwelche weiteren Aufklärungen zu erlangen, die sich nötig erweisen könnten.«

»Ich weiß aber doch gar nichts«, stammelte Rasumoff. »Ich könnte wirklich nichts wissen.«

»Wer kann das sagen? Diese Ordnung der Dinge ist ganz wunderbar. Wer kann sagen, was sich Ihnen erschließen kann, bevor dieser Tag zu Ende ist? Einmal schon waren Sie das Werkzeug der Vorsehung. Sie lächeln, Kyrill Sidorowitsch; Sie sind ein esprit-fort.« (Rasumoff war sich nicht bewußt, gelächelt zu haben.) »Aber ich glaube fest an die Vorsehung. Ein solches Bekenntnis von seiten eines alten hartgesottenen Beamten mag Ihnen vielleicht komisch vorkommen, und doch werden auch Sie selbst eines Tages noch darauf kommen … oder aber alles, was Ihnen geschehen ist, hat weiter gar keine Bedeutung mehr. Ja, ganz sicher werde ich Sie noch einmal sehen, aber nicht hier. Das wäre nicht

ganz – hm… Man wird Ihnen irgendeinen passenden Ort bekanntgeben, und sogar schriftliche Mitteilungen zwischen uns, die sich darum drehen, gingen vielleicht besser durch die Vermittlung unseres – wenn ich so sagen darf gemeinsamen Freundes, des Fürsten K. Nun bitte ich Sie, Kyrill Sidorowitsch, lassen Sie das. Ich weiß gewiß, daß er zuzustimmen wird. Sie müssen so viel Vertrauen zu mir haben, daß ich weiß, was ich sage. Sie haben keinen besseren Freund als den Fürsten K., und was mich selbst betrifft, so ist es nun schon eine lange Zeit her, daß er geruht hat … « Er sah auf seinen Bart hinunter.

»Ich will Sie nicht länger zurückhalten. Wir leben in schweren Zeiten. In Zeiten, wo ungeheuerliche Hirngespinste, böse Träume und verbrecherische Narrheiten an der Tagesordnung sind. Wir werden uns sicher noch einmal treffen. Allerdings mag einige Zeit bis dahin vergehen. Mag der Himmel Ihnen fruchtbringende Erwägungen senden!«

Auf der Straße angekommen, stürzte Rasumoff hastig davon, ohne sich um die Richtung zu kümmern. Zunächst dachte er an gar nichts; nach einer kurzen Weile aber wurde ihm das Widerwärtige, Gefährliche und Absurde seiner Situation quälend bewußt, zugleich mit der Schwierigkeit, sich je von diesen scheinbar unlöslichen Komplikationen freizumachen, so daß ihm der Gedanke kam, zurückzugehen und, wie er sich ausdrückte, dem Rat Mikulin zu *beichten*.

Zurückgehen! Wozu? Beichten! Warum? »Ich habe mit der größten Offenheit zu ihm gesprochen«, sagte er sich selbst, durchaus der Wahrheit gemäß. »Was könnte ich ihm sonst noch sagen? Daß ich es unternommen habe, eine Botschaft zu diesem Vieh von Siemianitsch zu tragen? Den falschen Anschein einer Mitwisserschaft erwecken und für nichts und wieder nichts jeden letzten Rest von Sicherheit vernichten, die ich gewonnen haben könnte – welcher Irrsinn!« Und doch konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, daß Rat Mikulin vielleicht der einzige Mann in der Welt war, der sein Benehmen richtig verstehen konnte. Es hatte einen unglaublichen Reiz für ihn, verstanden zu werden.

Auf dem Nachhauseweg mußte er verschiedene Male stehenbleiben; aus seinen Gliedern schien alle Kraft gewichen; mitten in dem geschäftigen Getriebe der Straßen fühlte er sich verlassen wie in einer Wüste und blieb wiederholt für eine Minute oder so stehen, bevor er seinen Weg fortsetzen konnte. Endlich kam er in seiner Wohnung an.

Dann kam eine Krankheit, ein leichtes Fieber, das ihm mit einem Schlage eine große Distanz gab zu der letzten verblüffenden Gegenwart und sogar zu seiner eigenen Wohnung. Er verlor nie das Bewußtsein; es schien ihm nur, daß er in süßer Mattigkeit irgendwo weit über allem

stehe, was ihm je widerfahren war. Er überwand diesen Zustand langsam, oder besser mit großer Trägheit, denn die Zahl der Tage war nicht allzu groß. Und als er wieder mitten in die Dinge zurückgekehrt war, da war alles verändert, unmerklich und aufreizend verändert: die leblosen Dinge, die Gesichter der Menschen, seine Wirtin, das ländliche Dienstmädchen, das Stiegenhaus, die Straßen und sogar die Luft. Er trat diesen neuen Verhältnissen mit düsterem Ernst entgegen. Er ging an der Universität ein und aus, stieg Treppen, ging durch die Korridore, hörte Vorlesungen, machte Notizen, durchquerte die Höfe, alles in einer ärgerlichen Distanzierung und die Zähne so fest zusammengebissen, daß seine Backen schmerzten.

Er bemerkte es sehr wohl, daß der tolle Kostja ihn wie ein junger Jagdhund aus der Ferne anstierte. Daß der ausgehungerte Student mit der roten tropfenden Nase sich sorgfältig fernhielt, wie er es gewünscht hatte. Ebenso wie vielleicht zwanzig andere, die er flüchtig kannte. Alle schienen neugierig und gespannt, als erwarteten sie irgendein Vorkommnis. »Das kann nicht länger so fortgehen«, dachte Rasumoff öfter als einmal. An manchen Tagen fürchtete er, daß irgend jemand ihn plötzlich anreden und dazu bringen könnte, eine Flut schmutziger Schimpfworte hinauszubrüllen. Oft ließ er sich, nach Hause zurückgekehrt, in Mantel und Mütze in einen Stuhl fallen und verhielt sich Stunde um Stunde regungslos, irgendein Buch in der Hand, das er aus der Bibliothek mitgenommen hatte; oder er nahm sein kleines Federmesser, setzte sich hin, putzte sich endlos die Nägel und fühlte dabei eine Wut in sich, einfach Wut. »Das ist unmöglich«, murmelte er dann plötzlich in das leere Zimmer hinein.

Eine Tatsache, die Erwähnung verdient: Es wäre begreiflich, wenn dies Zimmer ihm physisch widerwärtig, unerträglich und unbewohnbar erschienen wäre. Aber nein. Nichts der Art (und er selbst hatte es anfangs gefürchtet), nichts der Art geschah. Im Gegenteil, er liebte seine Wohnung mehr als irgendeine andere Unterkunft, die er je zuvor gemietet hatte. Er liebte seine Wohnung so sehr, daß er oft ebendeswegen Mühe hatte, sich zum Ausgehen zu entschließen. Sie hatte einen körperlichen Reiz für ihn, ähnlich dem, der einen Menschen an einem kalten Tage nur widerwillig die Nähe eines Feuers verlassen läßt.

Denn da er sich zu jener Zeit fast nur hinausrührte, um zur Universität zu gehen (was sonst gab es für ihn zu tun?), so ergab es sich, daß er sich bei jedem Ausgang aufs neue den Folgen seiner Tat gegenübersah. Dann fiel der dunkle Schatten von Haldins Geheimnis auf ihn, klebte an ihm wie ein vergiftetes Gewand, das er nicht abreißen konnte. Er litt unsagbar darunter, ebensosehr wie unter den banalen unvermeidlichen

Gesprächen mit der anderen Art von Studenten. »Sie müssen sich über die Veränderung wundern, die mit mir vorgegangen ist«, überlegte er ernstlich. Er erinnerte sich, peinlich berührt, daran, daß er ein oder zwei harmlosen und recht netten Kameraden in der rüdesten Weise gesagt hatte, sie möchten sich zum Teufel scheren. Einmal sprach ihn ein verheirateter Professor, den er früher mitunter aufgesucht hatte, im Vorübergehen an. »Wie kommt es nur, daß wir Sie nie mehr an unseren Mittwochen sehen, Kyrill Sidorowitsch?« Rasumoff war sich bewußt, daß er dieses freundliche Entgegenkommen mit einem abstoßenden, verstockten Murmeln erwidert hatte. Der Professor war augenscheinlich zu verblüfft gewesen, sich beleidigt zu fühlen. Das alles war schlimm. Und das alles war Haldin, immer Haldin – nichts als Haldin, überall Haldin: ein moralisches Gespenst, das unendlich viel schrecklicher wirkte als irgendeine sichtbare Erscheinung des Toten. Nur das Zimmer, durch das jener Unglückliche auf seinem Weg vom Verbrechen zum Tode gegangen war, schien nun das Gespenst nicht heimsuchen zu können. Nicht, daß es jemals ganz gefehlt hätte; es hatte nur keinerlei Gewalt darin. Hier hatte Rasumoff die Oberhand, im vollen Bewußtsein seiner eigenen Überlegenheit. Ein körperloses Phantom – nichts weiter.

Wenn abends seine reparierte Uhr am Tisch neben der brennenden Lampe tickte, sah Rasumoff von seiner Arbeit auf und starrte mit erwartungsvoller, doch kühler Aufmerksamkeit nach dem Bette. Nichts war dort zu sehen. Er dachte auch nie im Ernst daran, daß dort je etwas zu sehen sein könnte. Nach einer Weile zuckte er dann immer die Schultern und machte sich wieder an die Arbeit. Denn er hatte zu arbeiten angefangen, und zunächst mit einigem Erfolg. Sein Widerwille, diesen einen Platz zu verlassen, wo er vor Haldin sicher war, wurde nach und nach so stark, daß er schließlich überhaupt nicht mehr ausging. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht schrieb er, schrieb fast eine Woche lang; er sah nie nach der Zeit und warf sich einfach auf das Bett, wenn er die Augen nicht länger offenhalten konnte. Dann warf er eines Nachmittags ganz zufällig einen Blick auf die Uhr und legte langsam die Feder nieder.

»Genau um diese Stunde«, dachte er, »hat sich der Kerl ungesehen in meine Wohnung gestohlen, während ich weg war; und hat dann still wie eine Maus dagesessen – vielleicht in ebendiesem Stuhl.«

Rasumoff stand auf und begann mit ruhigen Schritten das Zimmer zu durchmessen; dabei sah er von Zeit zu Zeit nach der Uhr. »Um diese Zeit kam ich zurück und fand ihn vor dem Ofen stehen«, sagte er sich. Als es dunkel wurde, zündete er die Lampe an. Später unterbrach er sein Herumwandern noch einmal, um ärgerlich dem Dienstmädchen

abzuwinken, das das Zimmer betreten und Tee und etwas zu essen bringen wollte. Bald darauf stellte er an der Uhr die Stunde fest, wo er selbst sich aufgemacht hatte zu seiner schrecklichen Irrfahrt in das Schneetreiben hinaus.

»Mitwisserschaft!« flüsterte er, nahm seine Wanderung wieder auf und behielt die beiden Zeiger scharf im Auge, die langsam der Stunde seiner Rückkehr zukrochen.

»Und schließlich«, dachte er plötzlich, »kann ich doch das erwählte Werkzeug der Vorsehung gewesen sein. Das ist vielleicht nur eine Redensart, doch warum soll nicht in jeder Redensart ein Funke Wahrheit sein? Wie, wenn ebendiese hier im Grunde wahr wäre?«

Er dachte eine Weile nach, setzte sich dann nieder, mit starrem Auge, die Beine ausgestreckt, und ließ die Arme zu beiden Seiten des Stuhles hinunterhängen, wie ein Mann, der völlig von der Vorsehung verlassen und verzweifelt ist.

Er konstatierte die Zeit von Haldins Weggang und saß noch eine weitere halbe Stunde reglos. Dann murmelte er: »Und jetzt an die Arbeit«, zog den Tisch näher, faßte die Feder, legte sie aber sofort wieder hin unter dem Druck eines lebhaften beunruhigenden Gedankens: »Da sind nun drei Wochen vergangen, und kein Wort von Mikulin!«

Was bedeutete das? War er vergessen? Möglich. Wenn ja, warum sollte er dann nicht vergessen bleiben – irgendwo unterkriechen, sich verstecken. Aber wo? Wie? Bei wem? In welchem Loch? Und sollte das für immer sein, oder wie?

Aber ein Rückzug war von schattenhaften Gefahren umdroht. Das Auge der sozialen Revolution war auf ihm, und Rasumoff fühlte einen Augenblick lang eine namenlose und verzweifelte Furcht, mit einem entsetzlichen Gefühl von Erniedrigung gemischt. War es möglich, daß er nicht länger sich selbst gehörte? Das war unerträglich. Doch warum sollte er nicht ganz wie früher weitermachen? Lernen. Es vorwärtsbringen. Hart arbeiten, als ob nichts geschehen wäre (und vor allem die Silberne Medaille gewinnen), sich auszeichnen, ein großer reformbegeisterter Diener des größten aller Staaten werden. Ein Diener auch der mächtigsten gleichartigen Masse von Menschen mit einer Fähigkeit für logische, geschickt geleitete Entwicklung in der brüderlichen Solidarität von Stärke und Wunsch, wie sich es die Welt nie hatte träumen lassen … die russische Nation!

Im Bewußtsein dieser großen Frage fühlte er sich ruhig, entschlossen und ausgeglichen und streckte eben die Hand nach der Feder aus, als er sich zufällig nochmals nach dem Bett umsah. Er stürzte darauf zu,

wütend, mit dem innerlichen Aufschrei: »Du bist es, verdammter Kerl, der mir im Weg steht!« Er warf die Kissen heftig auf den Boden, riß die Decken weg … nichts da. Und während er sich abwandte, erblickte er einen Augenblick lang in der Luft, wie ein lebhaftes Detail in dem verschwebenden Bilde zweier Köpfe, die Augen von General T. und des Staatsrates Mikulin, nahe nebeneinander und auf ihn gerichtet, ganz verschieden im Charakter und doch mit dem gleichen unbeirrbaren, müden und dabei zweckbewußten Ausdruck … Diener der Nation!

Rasumoff schwankte, lebhaft über sich erschrocken, zum Waschtisch, trank etwas Wasser und benetzte die Stirn. »Dies alles wird vorübergehen und keine Spur hinterlassen«, dachte er vertrauensvoll. »Ich bin ganz in Ordnung.« Die Annahme allerdings, daß man ihn vergessen haben könnte, war barer Unsinn. Von diesem Standpunkt aus war er ein Gezeichneter. Das hatte aber nichts zu sagen. Das andere vielmehr, wofür jenes elende Phantom eingestanden war, das mußte aus dem Weg geschafft werden … »Wenn man nur hingehen und es einem von ihnen ins Gesicht speien und dann die Folgen auf sich nehmen könnte!«

Er stellte sich vor, wie er plötzlich den rotnasigen Studenten anging und ihm die Faust ins Gesicht schüttelte. »Von dem einen allerdings«, überlegte er, »ist nichts zu erreichen, weil er keine eigene Überzeugung hat. Er lebt in einem roten, demokratischen Trance. Oh, du willst dir deinen Weg zu allgemeiner Glückseligkeit erkämpfen, mein Junge; ich will dir die allgemeine Glückseligkeit anstreichen, du dummer Teufel, du verhexter! Und was ist's mit meinem eigenen Glück, ha? Habe ich kein Recht darauf, nur weil ich zufällig selbst denken kann? …«

Und wieder, wie aus einer neuen Stimmung heraus, sagte sich Rasumoff: »Ich bin jung. Alles im Leben ist zu überwinden.« In diesem Augenblick wollte er eben langsam das Zimmer durchschreiten, um sich auf das Sofa zu setzen und seine Gedanken zu sammeln. Bevor er aber noch so weit gekommen war, fiel alles von ihm ab – Hoffnung, Mut, Selbstvertrauen, Glaube an die Menschheit. Sein Herz war sozusagen mit einem Schlage leer geworden. Es war nutzlos, weiterzukämpfen. Ruhe, Arbeit, Einsamkeit und freimütige Aussprache mit seinesgleichen, dies alles war für ihn unmöglich. Alles war dahin. Sein Leben war weit, kalt und weiß wie die ungeheure Ebene des großen Rußlands unter seiner ausgleichenden Schneedecke, die sich allmählich nach allen Seiten in Schatten und Nebel verlor.

Er setzte sich mit warmem Kopf hin, schloß die Augen und blieb so kerzengerade und ganz wach den Rest der Nacht hindurch sitzen, bis das Mädchen im Vorzimmer mit dem Samowar zu lärmen begann, mit

der Faust an die Tür pochte und rief: »Kyrill Sidorowitsch; bitte, es ist Zeit, aufzustehen.«

Da schlug Rasumoff die Augen auf, bleich wie ein Leichnam, der der Posaune des Jüngsten Gerichts folgt, und erhob sich.

Ich vermute, daß niemand überrascht sein wird, wenn ich sage, daß Rasumoff, als er die Aufforderung dazu erhielt, Rat Mikulin wieder besuchte. Diese Aufforderung kam an ebenjenem Morgen, während er bleich und zitterig, als sei er gerade erst von einem schweren Krankenlager aufgestanden, sich zu rasieren versuchte. Der Umschlag zeigte die Handschrift des kleinen Sachwalters. Der erste Umschlag enthielt einen zweiten, der von des Fürsten K. Hand an Rasumoff adressiert war, mit der Anmerkung: »Bitte unverzüglich unter Kuvert weitersenden.« Der inliegende Brief war von Rat Mikulin geschrieben. Dieser stellte harmlos fest, daß zwar nichts geschehen sei, was einer Aufklärung bedürfe, daß er aber trotzdem ein Zusammentreffen mit Herrn Rasumoff vorschlagen möchte, und zwar an einer bestimmten Stadtadresse, die die eines Augenarztes schien.

Rasumoff las es, rasierte sich zu Ende, zog sich an, sah wieder auf den Brief und murmelte finster: »Augenarzt.« Er brütete eine Weile darüber, rieb ein Streichholz an und verbrannte die beiden Umschläge und die Einlage sorgfältig. Dann blieb er müßig und sogar ohne auf irgend etwas Besonderes zu sehen, sitzen, wartete, bis die bestimmte Stunde gekommen war, und ging weg.

Es ist schwer zu sagen, ob er es im Hinblick auf den inoffiziellen Charakter der Aufforderung hätte unterlassen können, ihr Folge zu leisten. Wahrscheinlich nicht. Jedenfalls ging er hin. Und was mehr ist, er ging mit einer gewissen Freudigkeit, die vielleicht unglaublich erscheinen mag, bis man sich daran erinnert, daß Rat Mikulin der einzige Mensch auf Erden war, mit dem Rasumoff sprechen und das Haldinsche Abenteuer als abgeschlossen betrachten konnte; und betrachtete man Haldin als abgetan, so war er nicht länger mehr ein spukendes, unheilbrütendes Gespenst. Mochte er an allen anderen Orten eine noch so beängstigende Gewalt ausüben, Rasumoff wußte sehr gut, daß er an der Adresse dieses Augenarztes einfach der gehenkte Mörder von Herrn von P. sein würde und nichts weiter. Denn die Toten können nicht mehr aufbringen als die Intensität und den Anschein von Leben, der ihnen von den Lebenden zugestanden wird. So ging also Rasumoff in der Gewißheit, Erleichterung zu finden, zu dem Zusammentreffen mit Rat Mikulin mit aller Freudigkeit, mit der ein Verfolgter jeden angebotenen Unterschlupf aufsucht.

Nach diesen Feststellungen ist es nicht nötig, noch irgend etwas über jene Aussprache und die verschiedenen Reden zu erzählen. Für die Moral der westeuropäischen Leser könnte eine Schilderung dieser Zusammenkünfte vielleicht die düstere Färbung alter Legenden tragen, in denen der böse Feind dargestellt wird, wie er mit irgendeiner versuchten Seele knifflige und verzwickte Gespräche führt. Mir steht es nicht zu, zu protestieren. Man erlaube mir nur die Feststellung, daß der Böse, dessen Leidenschaft für satanische Selbstbestätigung sein einziges Motiv ist, dennoch nach der etwas weitsichtigeren modernen Auffassung nicht ganz so schwarz ist, wie man ihn gerne malte. Mit um so größerer Nachsicht sollten wir also an die Einwertung eines bloßen Sterblichen herangehen, der zwischen vielen Leidenschaften, der steten Neigung zum Irrtum und ständig wechselnden Trieben herumgezerrt und ewig und immer von seiner kurzsichtigen Weisheit betrogen wird.

Rat Mikulin war einer jener einflußreichen Beamten, deren Stellung weder obskur noch geheimnisvoll, sondern einfach unauffällig ist und deren Wirkungskreis sich mehr auf die Methode als die Führung der Geschäfte erstreckt. Die Ergebenheit für Thron und Altar an sich ist kein verbrecherisches Gefühl. Es wäre verkehrt, daraus, daß jemand den Willen eines Einzelnen dem einer Vielheit vorzieht, auf ein schwarzes Herz oder angebornen Blödsinn schließen zu wollen. Rat Mikulin war nicht nur ein geschickter, sondern auch ein treuer Beamter. Im Privatleben war er Junggeselle mit Neigung zum Komfort; erlebte allein in einer Wohnung von fünf Zimmern, die luxuriös eingerichtet waren, und seine Vertrauten kannten ihn als begeisterten Förderer weiblicher Tanzkunst. Die breitere Öffentlichkeit hörte erst später von ihm, und zwar in der Stunde seines Sturzes, während eines jener Staatsstreiche, die den bürgerlichen Durchschnittsmenschen und Zeitungsleser verblüffen und aufstören, weil sie einen verstohlenen Einblick in ungeahnte Intrigen gewähren. Und im Wirbeltanz halbgeahnter Ungeheuerlichkeiten, diesem augenblicklichen, geheimnisvollen Aufruhr schmutziger Wasser, ging Rat Mikulin unter, während er mit würdiger Ruhe seine Unschuld beteuerte – nichts weiter. Er machte keinerlei Eröffnungen, die einer bedrängten Autokratie schaden konnten, ließ mit unwandelbarer Treue die kläglichen Arcana imperii in seiner Brust begraben sein und entfaltete so einen bürokratischen Stoizismus, der in der unauslöschlichen und fast erhabenen Verachtung eines russischen Beamten für die Wahrheit seinen Grund haben mochte; ein schweigender Stoizismus, der nur von ganz wenig Eingeweihten verstanden wurde und bei einem Sybariten einer gewissen zynischen Größe der Selbstaufopferung nicht entbehrte, denn das

furchtbar harte Urteil bedeutete für Rat Mikulin einfach den bürgerlichen Tod, indem es ihn so ziemlich zum gemeinen Zwangssträfling machte.

Es scheint, als ob die blutdürstige Autokratie ebenso wie die göttliche Demokratie sich nicht nur von den Leibern ihrer Feinde nährte. Sie verschlingt ganz ebensogut ihre Freunde und Diener. Der Sturz Sr. Exzellenz Gregorjewitsch Mikulin (der erst einige Jahre später erfolgte) ist so ziemlich alles, was von dem Mann bekannt ist. Zur Zeit der Ermordung (oder Hinrichtung) des Herrn von P. jedoch erfreute sich Rat Mikulin unter dem bescheidenen Titel eines Abteilungschefs im Generalsekretariat des weitestgehenden Einflusses als Vertrauter und rechte Hand seines früheren Schulkameraden und lebenslangen Freundes, des Generals T. Man kann sich leicht vorstellen, wie die beiden den Fall des Herrn Rasumoff miteinander besprochen haben mögen, im vollen Bewußtsein ihrer unbeschränkten Macht über alles Leben in Rußland, mit tiefer Geringschätzung, wie zwei Olympier, die einem Wurm zusehen. Die Verbindung mit Fürst K. genügte, Rasumoff vor irgendeinem achtlos summarischen Verfahren zu schützen, und es ist auch ziemlich wahrscheinlich, daß man ihn nach der Unterredung im Sekretariat unbelästigt gelassen hätte. Rat Mikulin hätte ihn wohl nicht vergessen (er vergaß nie jemand, der ihm unter die Augen gekommen war), doch hätte er ihn einfach und für immer fallen lassen. Rat Mikulin war ein gutmütiger Mann und wünschte niemand zu quälen. Überdies hatte ihm, wohl auf Grund seiner eigenen Reformideen, der junge Student einen guten Eindruck gemacht, der der Sohn von Fürst K. und ganz offensichtlich durchaus kein Dummkopf war.

Wie aber das Schicksal spielt: Während Rasumoff zu dem Schluß kam, daß ihm kein Lebensweg offenblieb, wurden Rat Mikulins geheime Fähigkeiten mit der Berufung auf einen äußerst verantwortungsvollen Posten belohnt – und zwar auf den des Leiters des allgemeinen polizeilichen Überwachungsdienstes über Europa. Und als er die Vervollkommnung des Dienstes in die Hand nahm, der die revolutionäre Tätigkeit im Ausland zu überwachen hat, da erst erinnerte er sich wieder an Herrn Rasumoff. Er sah in diesem ungewöhnlichen jungen Mann mit seinem eigenartigen Temperament, seinem unfertigen Geist und dem erschütterten Gewissen, der in den Schlingen einer schiefen Situation zappelte und den er damit in gewisser Hinsicht in der Hand hatte, weitgehende Möglichkeiten für eine ganz besonders nützliche Verwendung… Es schien, als hätten die Revolutionäre selbst dieses Werkzeug in seine Hand gegeben, das so unendlich viel feiner war als die gewöhnlichen rohen

Instrumente, so ganz dazu angetan (wenn man ihm nur den entsprechenden Kredit verschaffte), in Kreise einzudringen, die gewöhnlichen Spionen verschlossen waren. Die Vorsehung! Die Vorsehung! Und Fürst K., der in das Geheimnis eingeweiht wurde, zeigte sich durchaus bereit, sich dieser mystischen Anschauung anzuschließen. »Es wird aber dennoch nötig sein, ihm für später eine Karriere zu sichern«, hatte er ängstlich verlangt. – »Oh, gewiß, das soll unsere Sorge sein«, hatte Mikulin zugestimmt. Fürst K.s Mystizismus war von recht kunstloser Art, Rat Mikulin aber war schlau genug für zwei.

Dinge und Menschen haben immer einen gewissen Punkt, eine gewisse Seite, bei der man sie anpacken muß, wenn man einen festen Griff und unbedingte Herrschaft über sie zu haben wünscht. Das Genie des Rates Mikulin lag in der Geschicklichkeit, mit der er die Leute, die er brauchte, an dieser Seite zu fassen wußte. Für ihn tat es nichts zur Sache, was es war - Eitelkeit, Verzweiflung, Liebe, Haß, Habgier, intelligenter Stolz oder dumme Selbstgefälligkeit –, alles war ihm recht, wenn der Mann nur dienstbar gemacht werden konnte. Dem unbekannten, verbindungslosen jungen Studenten Rasumoff wurde in einem Augenblick großer moralischer Vereinsamung zu verstehen gegeben, daß eine Gruppe hochgestellter Persönlichkeiten sich für ihn interessierte. Fürst K wurde dazu überredet, persönlich zu vermitteln, und ließ bei einer bestimmten Gelegenheit einer männlichen Rührung freien Lauf, die Herrn Rasumoff um so mehr außer sich brachte, als er sie in keiner Weise erwartet hatte. Daß dieser Mann, in dem die Königstreue und verdrängte Vatergefühle arbeiteten, ihn plötzlich umarmte, das bedeutete für Rasumoff die Enthüllung neuer Gefühlszentren in seinem eigenen Innern.

»Das war es also«, sagte er sich. Eine Art geringschätziger Zärtlichkeit besänftigte die trübe Ansicht, die sich der junge Mann von seinem Leben gebildet hatte, während er nun jene bewegte Unterredung mit dem Fürsten K. überdachte. Dieser einfache, weltliche Exgardeoffizier und Senator, dessen weicher, grauer, konventioneller Backenbart seine Wange gestreift hatte, sein aristokratischer und überzeugter Vater – war er um einen Deut schätzenswerter oder törichter als jener halbverhungerte fanatische Revolutionär, der rotnasige Student?

Neben diesen Überredungskünsten gab es aber noch einen anderen Druck. Man ließ Herrn Rasumoff immer wieder fühlen, daß er sich kompromittiert hatte. Vor diesem Gefühl gab es kein Entrinnen, vor diesem sanften und nicht zu beantwortenden »Wohin?« des Rat Mikulin. Dabei schonte man seine Empfindlichkeit in jeder Weise. Man brauchte ihn für eine gefährliche Mission nach Genf, um in einem kritischen Moment

unbedingt zuverlässige Informationen aus einem unzugänglichen revolutionären Zentrum zu erhalten. Es gab Anzeichen dafür, daß ein sehr weitgehender Anschlag vorbereitet wurde … Die Ruhe, die für ein großes Land unerläßlich ist, stand auf dem Spiel … Eine große Reihe von Reformen, die die Regierung in Vorbereitung hatte, war in Gefahr… Die höchsten Persönlichkeiten im Lande waren lebhaft besorgt, und so weiter. Kurz und gut, Rat Mikulin wußte, was er zu sagen hatte. Seine große Geschicklichkeit erhellt eindeutig genug aus der Beichte oder vielmehr der Selbstanalyse, die Herr Rasumoff in seinem Tagebuch hinterlassen hat – dieser erbarmungswürdigen Ausflucht eines jungen Menschen, der keinen vertrauten Freund, keine Zuneigung hatte, in die er sich hätte retten können.

Es ist überflüssig, zu erzählen, wie alle diese Vorarbeiten der Beobachtung entzogen wurden. Es genügt, an die Geschichte mit dem Augenarzt zu erinnern. Rat Mikulin war um Ausreden nicht verlegen, und die Aufgabe war nicht allzuschwer. Kein Student, auch nicht der mit der roten Nase, konnte irgend etwas darin finden, daß Herr Rasumoff in ein Miethaus ging, um einen Augenarzt zu konsultieren. Der schließliche Erfolg hing lediglich von der Selbsttäuschung ab, der sich die Revolutionäre hingaben, indem sie an eine geheimnisvolle Mitwisserschaft Rasumoffs in der Haldin-Affäre glaubten. In dieser Sache kompromittiert zu sein, war Kredit genug – und das war ihr eigenes Werk. Und gerade dieses Renommee ließ Rasumoff als ein Werkzeug der Vorsehung erscheinen, himmelweit verschieden von den landläufigen Agenten für »Europäischen Überwachungsdienst«.

Und das Sekretariat ließ es sich angelegen sein, dieses Renommee weiter zu vertiefen, durch eine Reihe berechneter und falscher Indiskretionen.

Es kam schließlich so weit, daß Herr Rasumoff eines Abends unerwartet den Besuch eines der »denkenden« Studenten erhielt, den er früher, vor der Haldin-Affäre, bei verschiedenen privaten Zusammenkünften zu treffen pflegte; ein großer Bursche mit ruhigem, unauffälligem Benehmen und einer angenehmen Stimme.

Als er die Stimme erkannte, die im Vorzimmer laut fragte: »Kann man hineinkommen?«, sprang Rasumoff, der müßig auf dem Sofa gelegen hatte, auf. »Vielleicht kommt er, um mich umzubringen«, dachte er spöttisch, setzte schnell einen grünen Schirm über sein linkes Auge und rief in strengem Tone: »Herein!«

Der andere war befangen und sprach die Hoffnung aus, daß er nicht störe.

»Sie waren einige Tage nicht zu sehen, und das wunderte mich.« Er hustete leicht. »Das Auge besser?«

»Beinahe gut.«

»Ist recht. Im bleibe nur einen Augenblick. Aber sehen Sie, im oder vielmehr wir – kurz und gut, ich habe die Aufgabe übernommen, Sie zu warnen, Kyrill Sidorowitsch, da Sie sich scheinbar in unangebrachter Sicherheit fühlen.«

Rasumoff saß still, stützte den Kopf in die Hand und verbarg so auch das Auge, über das er keinen Schirm trug.

»Auch ich habe das Gefühl.«

»Dann ist alles in Ordnung. Vorderhand scheint alles ruhig, aber die Kerle bereiten irgendeinen neuen Anlauf zu allgemeiner Unterdrückung vor. Das wäre ja nicht weiter verwunderlich, und ich bin auch nicht gekommen, um Ihnen gerade das zu erzählen.« Er rückte seinen Stuhl näher und senkte die Stimme. »Sie werden in Kürze verhaftet werden, fürchten wir.«

Ein obskurer Schreiber im Sekretariat hatte ein paar Worte eines gewissen Gesprächs belauscht und einen Blick in einen gewissen Akt geworfen. Dieser Bericht durfte nicht zu leicht genommen werden.

Rasumoff lachte ein wenig, und sein Besucher schien lebhaft beunruhigt.

»Oh, Kyrill Sidorowitsch, dabei gibt es nichts zu lachen. Man hat Sie eine Weile ungeschoren gelassen, aber … ! Wirklich, Sie täten besser daran, das Land zu verlassen, Kyrill Sidorowitsch, solange es noch Zeit ist.«

Rasumoff sprang auf und begann ihm für den guten Rat mit spöttischer Redseligkeit zu danken, so daß der andere sich errötend empfahl und die Überzeugung mitnahm, daß dieser vertrackte Rasumoff nicht der Mensch war, der von untergeordneten Sterblichen gewarnt oder beraten werden konnte.

Als Rat Mikulin am nächsten Tag von dem Vorfall erfuhr, zeigte er sich lebhaft befriedigt: »Hm! Ha! Hm! Gerade, was wir wünschten … « Und sah über seinen Bart hinunter.

»Ich schließe daraus«, sagte Rasumoff, »daß der Moment gekommen ist, wo ich meine Reise anzutreten habe.«

»Der psychologische Moment«, betonte Rat Mikulin sanft und sehr ernst, beinahe ehrfürchtig.

Es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den Anschein einer schwierigen Flucht möglichst getreu zu wahren. Rat Mikulin erwartete nicht, Herrn Rasumoff vor seiner Abreise noch zu sehen. Diese Zusammenkünfte waren gewagt, und es gab nichts weiter zu besprechen.

»Wir haben einander nun alles gesagt, Kyrill Sidorowitsch«, bemerkte der hohe Beamte gefühlvoll und drückte dabei Rasumoffs Hand mit der rückhaltlosen Herzlichkeit, die Russen so leicht in ihr Benehmen bringen können. »Es gibt nichts Unaufgeklärtes mehr zwischen uns, und ich will Ihnen eines sagen, ich betrachte es als ein Glück für mich, daß ich Ihre, hm … «

Er sah über seinen Bart hinunter und händigte nach einem kurzen nachdenklichen Schweigen Rasumoff einen halben Bogen Aktenpapier ein – ein kurzer Überblick über die bereits besprochenen Fragen, ein paar Punkte, die aufzuklären waren, das Vorgehen, auf das man sich geeinigt hatte, ein paar Winke über Persönlichkeiten, und so weiter. Es war das einzige kompromittierende Dokument in diesem Fall, aber, wie Rat Mikulin bemerkte, es war leicht zu vernichten. Herr Rasumoff sollte jetzt lieber niemand mehr sehen – erst jenseits der Grenze, wo es ja natürlich angebracht war … hören, sehen und …

Er sah über seinen Bart hinunter. Als aber Rasumoff erklärte, daß er die Absicht habe, wenigstens eine Person noch zu sehen, bevor er St. Petersburg verließ, da konnte Rat Mikulin eine leichte Unruhe nicht verbergen. Das arbeitsreiche, einsame und vorwurfsfreie Leben des jungen Menschen war ihm wohl bekannt. Es bildete mit eine Gewähr für seine Befähigung. Der Beamte verlegte sich aufs Bitten. Hatte sein lieber Kyrill Sidorowitsch wohl auch bedacht, ob es im Hinblick auf das gewaltige Unternehmen nicht wirklich besser wäre, jedes Gefühl zu opfern …

Rasumoff schnitt diese Vorstellungen kurz ab. Es war keine junge Frau, es war ein junger Dummkopf, den er aus einem bestimmten Grunde zu sehen wünschte. Rat Mikulin fühlte sich erleichtert, aber überrascht.

»Ah! Und warum denn wohl?«

»Um die Wahrscheinlichkeit noch zu erhöhen«, sagte Rasumoff kurz, aus dem Wunsch heraus, seine Unabhängigkeit zu betonen. »Ich muß verlangen, daß man mir traut.«

Rat Mikulin gab taktvoll nach und murmelte: »O gewiß, Ihr Urteil … «

Und mit einem neuerlichen Händedruck trennten sie sich.

Der Dummkopf, an den Rasumoff gedacht hatte, war der reiche und frohlaunige Student, der unter dem Namen »der tolle Kostja« bekannt war. Da er brauseköpfig, geschwätzig und leicht erregbar war, so konnte man sich beruhigt auf seine völlige Indiskretion verlassen. Als ihn aber Rasumoff an sein früheres Dienstangebot erinnerte, verfiel der heitere

Bursche aus seiner gewöhnlichen sprudelnden Laune in die größte Betrübnis.

»Oh, Kyrill Sidorowitsch, mein liebster Freund, mein Gold, was soll ich tun. Ich habe gestern nacht alles, was ich von meinem Vater neulich bekommen hatte, bis auf den letzten Rubel hinausgeschmissen. Können Sie mir nicht bis Donnerstag Zeit lassen? Ich will alle Wucherer abklappern, die ich kenne … Nein, natürlich, Sie können nicht. Sehen Sie mich nicht so an! Was soll ich tun? Es hat keinen Zweck, den Alten zu fragen. Ich sage Ihnen, er hat mir vor drei Tagen eine Handvoll großer Noten gegeben. Verdammter Esel, der ich bin!«

Er rang verzweifelt die Hände. Ganz unmöglich, an den Alten auch nur zu denken. »Sie« hatten ihm einen Orden gegeben. Erst im letzten Jahr. Ein Kreuz, um den Hals zu tragen, und seither verfluchte er die modernen Bestrebungen. Und würde lieber alle Intellektuellen in Rußland in einer Reihe gehenkt sehen, als sich von einem einzigen Rubel trennen.

»Kyrill Sidorowitsch, warten Sie einen Augenblick. Verachten Sie mich nicht. Ich hab's. Ich will – ja – ich will es tun `ich will seinen Schreibtisch erbrechen. Es bleibt kein anderer Weg. Ich kenne die Schublade, wo er seinen Plunder aufhebt, und ich kann auf dem Heimweg ein Brecheisen kaufen. Er wird ja natürlich ganz verzweifelt sein, aber Sie müssen wissen, der liebe, alte Kerl hat mich wirklich gern. Er wird es eben verwinden müssen – und ich auch. Kyrill, meine liebe Seele, wenn Sie nur ein paar Stunden warten können, bis heute abend, dann will ich den ganzen gesegneten Haufen stehlen, der mir unter die Hände kommt. Sie glauben mir nicht! Warum denn? Sie brauchen nur ein Wort zu sagen.«

»Stehlen Sie, unbedingt«, sagte Rasumoff und sah ihn starr an.

»Zum Teufel mit den zehn Geboten«, schrie der andere in der höchsten Erregung. »Die neue Zukunft bricht an.«

Als er aber spät abends in Rasumoffs Zimmer trat, da zeigte er ein ungewöhnlich gesetztes, fast feierliches Benehmen.

»Es ist getan«, sagte er.

Rasumoff saß vornübergebeugt und ließ die gefalteten Hände zwischen die Knie hängen; bei dem vertrauten Klang dieser Worte schauderte er zusammen. Kostja legte im Lichtkreis der Lampe langsam ein Paket nieder, das in braunes Papier gewickelt und mit einem Stück Bindfaden umschnürt war.

»Wie ich gesagt habe – alles, was mir unter die Hände kam. Der alte Knabe wird glauben, daß das Ende der Welt gekommen ist.«

Rasumoff nickte vom Sofa her und beobachtete mit boshafter Freude den Ernst dieses Burschen mit seinem Spatzengehirn.

»Ich habe mein kleines Opfer gebracht«, seufzte der tolle Kostja, »und habe Ihnen zu danken, Kyrill Sidorowitsch, daß Sie mir die Gelegenheit dazu geboten haben.«

»Ist es Ihnen schwer gefallen?«

»O ja, gewiß. Sehen Sie, der liebe, alte Kerl hat mich wirklich gern, es wird ihm weh tun.«

»Und Sie glauben alles, was die andern Ihnen von der neuen Zukunft und dem heiligen Willen des Volkes erzählen?«

»Unbedingt. Ich wollte mein Leben lassen … Nur sehen Sie, ich bin wie ein Schwein am Trog. Ich bin zu nichts gut. Das ist meine Natur.«

Rasumoff, in Gedanken verloren, hatte seine Anwesenheit vergessen, bis ihn die Stimme des Jungen, der ihn dringend bat, ohne jeden Zeitverlust zu fliehen, unliebsam aufschreckte.

»Ganz recht. Nun also – leben Sie wohl.«

»Ich will Sie nicht verlassen, bevor ich Sie nicht aus St. Petersburg herausgebracht habe«, erklärte Kostja plötzlich mit ruhiger Entschlossenheit. »Das können Sie mir nun nicht abschlagen. Um Gottes willen, Kyrill, meine Seele, die Polizei kann jeden Augenblick hier sein, und wenn Sie ihr in die Hände fallen, dann wird man Sie irgendwo für Jahrzehnte einmauern – bis Ihr Haar grau wird. Ich habe unten vorm Haus den besten Traber aus meines Vaters Stall vor einem leichten Schlitten stehen. Wir können dreißig Meilen fahren, bevor der Mond untergeht, und irgendeine kleine Station finden … «

Rasumoff blickte erstaunt auf. Die Reise war beschlossen und unvermeidlich. Er hatte den Aufbruch zu seiner Mission für den nächsten Tag festgesetzt, und nun bemerkte er plötzlich, daß er nicht daran geglaubt hatte. Er war herumgegangen, hatte über seine simulierte Flucht gesprochen, nachgedacht, sich vorreden lassen, in der ständig wachsenden Überzeugung, daß dies alles widersinnig sei. Als ob irgend jemand solche Sachen täte! Es war wie ein Versteckspiel. Und nun war er verblüfft. Da war also jemand, der mit verzweifeltem Ernst daran glaubte. »Wenn ich nicht jetzt gehe, sofort«, dachte Rasumoff mit plötzlicher Angst, »dann werde ich nie gehen.«

Er erhob sich wortlos, und der besorgte Kostja setzte ihm die Mütze auf und half ihm in seinen Mantel, sonst hätte er wohl das Zimmer bloßköpfig, wie er war, verlassen. Er schritt schweigend hinaus, als ihn ein scharfer Ruf zum Stehen brachte.

»Kyrill!«

»Was?« Er wandte sich widerstrebend im Türrahmen um. Kostja stand kerzengerade mit verzerrtem, bleichem Gesicht da und wies mit ausgestrecktem Arm stumm und vielsagend auf das kleine, braune Paket, das vergessen in dem hellen Lichtkreis auf dem Tisch lag. Rasumoff zögerte und kam schließlich unter dem strengen Blick seines Begleiters, dem er zuzulächeln versuchte, zurück. Der knabenhafte tolle Junge machte aber ein finsteres Gesicht. »Es ist ein Traum«, dachte Rasumoff, während er das kleine Paket in die Tasche steckte und die Stiegen hinunterging. »Kein Mensch tut so etwas.« Der andere stützte ihn unter dem Arm, warnte ihn flüsternd vor Gefahr und gab ihm Verhaltungsmaßregeln für mögliche Situationen. »Widersinnig«, murmelte Rasumoff, als er im Schlitten verstaut wurde. Er begann nun die weitere Entwicklung des Traumes mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Alles verlief durchaus programmgemäß, mit unendlicher Logik – die lange Fahrt, die Wartezeit auf einer kleinen Station neben einem Ofen. Sie wechselten keine sechs Worte miteinander. Kostja, der selbst düster gestimmt war, versuchte nicht das Schweigen zu brechen. Zum Abschied umarmten sie sich zweimal – es mußte sein; und dann verschwand Kostja aus dem Traum.

Als der Tag anbrach, erwachte Rasumoff in einem heißen dunstigen Eisenbahnwagen, der seiner ganzen matt erleuchteten Länge nach mit Bettzeug und schlafenden Leuten angefüllt war, erhob sich ruhig, ließ das Fenster ein wenig herunter und warf ein kleines braunes Paket auf die große Schneefläche hinaus. Dann setzte er sich wieder nieder und verharrte reglos. Die große weiße Wüste hartgefrorener Erde glitt an seinen Augen vorüber, ohne irgendein Anzeichen menschlicher Behausung.

Das war ein kurzes Erwachen gewesen; und dann hatte ihn der Traum wieder: Preußen, Sachsen, Württemberg, Gesichter, Eindrücke, Worte – alles ein Traum, der mit ärgerlicher gereizter Aufmerksamkeit verfolgt wurde, Zürich, Genf – immer noch ein Traum, sorgfältig beobachtet, der einen zu rauhem Lachen, zur Wut reizen oder töten konnte. Und dabei die ewige Angst vor einem endlichen Erwachen…

Kapitel 2

»Vielleicht ist gerade dies das Leben«, überlegte Rasumoff, während er unter den Bäumen der kleinen Insel, allein mit der Bronzestatue von Rousseau, auf und ab ging. »Ein Traum und eine Angst.« Die Dämmerung wurde tiefer. Die Seiten, die er beschrieben und aus seinem Notizbuch gerissen hatte, waren die erste Frucht seiner »Mission«. Kein Traum das. Sie enthielten die Versicherung, daß er vor weittragenden Entdeckungen stand. »Ich glaube, daß meiner restlosen Annahme nichts weiter entgegensteht.«

Er hatte in diesen Seiten seine Eindrücke zusammengefaßt und einige der Gespräche festgehalten. Er ging sogar so weit, zu schreiben: »Nebenbei bemerkt, habe ich die Persönlichkeit jenes furchtbaren N. N. festgestellt. Ein widerliches schmerbäuchiges Vieh. Wenn ich irgend etwas von seinen nächsten Plänen erfahre, so werde ich eine Warnung schicken.« Die Nutzlosigkeit von alledem kam ihm niederdrückend zum Bewußtsein. Selbst jetzt konnte er noch nicht an die Wirklichkeit seiner Mission glauben. Er blickte verzweifelt um sich, als suche er einen Weg, um sein Leben aus diesem unfaßbaren Gefühl zu retten. Er knüllte die Seiten des Notizbuches ärgerlich in der Hand zusammen. »Das muß zur Post«, dachte er.

Er ging zur Brücke und zurück zum Nordufer, weil er sich erinnerte, in einer der engen Nebengassen einen kleinen, obskuren Laden gesehen zu haben, mit billigen Holzschnitzereien und den unglaublich schmierigen Pappbänden einer kleinen Leihbibliothek vollgepfropft. Sie verkauften dort auch Schreibwaren. Ein mürrischer, schäbiger alter Mann döste hinter dem Ladentisch. Eine magere schwarzgekleidete Frau mit kränklichem Gesicht reichte ihm das verlangte Kuvert, ohne ihn anzusehen. Rasumoff dachte, daß man unbesorgt sich auf diese Leute verlassen konnte, weil sie sich um nichts in der Welt mehr kümmerten. Er schrieb noch im Laden auf den Umschlag den deutschen Namen einer gewissen Persönlichkeit, die in Wien lebte. Doch er wußte, daß diese seine erste Mitteilung an Rat Mikulin den Weg zur Wiener Botschaft finden, dort von irgendeiner verläßlichen Persönlichkeit in Chiffreschrift übersetzt und mit

dem diplomatischen Kurier an die richtige Adresse befördert werden würde. Diese Einrichtungen hatte man getroffen, um den Spionagedienst vor allen unberufenen Augen geheimzuhalten und vor allen Indiskretionen, unglücklichen Zufällen und Verrätereien zu schützen. Man wollte ihn sicherstellen, absolut sicher.

Er verließ den elenden Laden und ging der Post zu. Dabei sah ich ihn zum zweiten Male an jenem Tag. Er kreuzte die Rue Montblanc ganz in der Haltung eines ziellosen Bummlers. Er erkannte mich nicht. Mir aber fiel er schon aus einiger Entfernung auf. Er sah wirklich gut aus, dachte ich, dieser bemerkenswerte Freund von Fräulein Haldins Bruder. Ich beobachtete ihn, wie er zum Briefkasten ging und dann denselben Weg zurückkam. Wieder ging er ganz knapp an mir vorbei, doch bin ich ganz gewiß, daß er mich auch diesmal nicht sah. Er trug den Kopf hoch, machte aber den Eindruck eines Schlafwandlers, der sich gegen den Traum wehrt, der ihn an gefährliche Plätze führt. Meine Gedanken eilten zu Natalie Haldin und ihrer Mutter. Dieser Mensch da verkörperte alles, was ihnen von ihrem Bruder und ihrem Sohn geblieben war.

Der Westeuropäer in mir war verwirrt. In dem Ausdruck dieses Gesichtes lag irgend etwas Abstoßendes. Wäre ich selbst ein Verschwörer, ein russischer politischer Flüchtling gewesen, so hätte ich vielleicht aus dieser zufälligen Beobachtung irgendwelche wichtigen Schlüsse ziehen können. So aber fühlte ich mich, wie gesagt, nur verwirrt und dabei merkwürdigerweise wegen Natalie Haldin beunruhigt. Dies scheint unerklärlich, und ich erwähne es nur, weil diese Stimmung mich zu dem Entschluß brachte, nach meinem einsamen Abendessen den Damen noch einen Besuch zu machen. Es war richtig, daß ich Natalie Haldin nur wenige Stunden zuvor getroffen hatte. Frau Haldin aber hatte ich ziemlich lange Zeit nicht gesehen. Um die Wahrheit zu sagen, hatte es mir in der letzten Zeit widerstrebt, sie aufzusuchen.

Arme Frau Haldin! Ich gestehe, daß sie mich ein wenig erschreckte. Sie war eine jener glücklicherweise ziemlich seltenen Naturen, zu denen man sich unweigerlich hingezogen fühlt, weil sie in gleicher Weise Furcht und Mitleid erwecken. Für sich selbst fürchtet man ihre Berührung und noch mehr für die, die einem nahestehen, so offensichtlich ist es, daß sie geboren werden, um zu leiden und auch andere leiden zu machen. Es fällt einem schwer, sich vorzustellen, daß, ich will nicht sagen, die Freiheit, sondern nur ein bloß äußerlicher Liberalismus, der sich für uns in Worten und politischen Ambitionen erschöpft (und wenn überhaupt welche, so doch höchstens Gefühle erweckt, die unser Innerstes unberührt lassen), daß dieser Liberalismus für andere Wesen, die uns

selbst ganz ähnlich sind und unter demselben Himmel leben, eine Lebensfrage von einschneidender Bedeutung bilden soll, die mit Tränen, Ängsten und Blut einhergeht. Frau Haldin hatte die Nöte ihrer Zeit gefühlt. Man erinnere sich an ihren enthusiastischen Bruder, den Offizier, der unter Nikolaus erschossen worden war. Eine ironisch gefärbte Resignation ist kein sicherer Panzer für ein leicht verwundbares Herz. Da Frau Haldin in ihren Kindern getroffen worden war, so mußte sie von neuem die Vergangenheit durchleiden und den ungewissen Druck der Zukunft fühlen. Sie war eines der Wesen, die sich selbst nicht zu heilen wissen, die sich zu viel mit ihrem Herzen beschäftigen und, ohne feig oder selbstsüchtig zu sein, immer wieder leidenschaftlich in ihren Wunden rühren.

Diese Gedanken beschäftigten mich während meiner bescheidenen einsamen Junggesellenmahlzeit. Sollte irgend jemand bemerken wollen, daß dies für mich lediglich ein Vorwand war, an Natalie Haldin zu denken, so kann ich darauf nur erwidern, daß sie wohl einige Beachtung verdiente. Sie hatte ihr ganzes Leben vor sich. Ich gebe gerne zu, daß ich an dieses ihr Leben mit Gefühlen dachte, die denen ihrer Mutter ganz ähnlich waren, und diese Gefühle sind ja bei einem alten Mann, der noch nicht zu alt für jegliches Mitleid ist, wohl erlaubt. Fast ihre ganze Jugend lag noch vor ihr. Eine Jugend, die mit einem Schlage ihrer natürlichen Unbefangenheit und Freude beraubt und von einem uneuropäischen Despotismus überschattet war; eine furchtbar düstere Jugend, allen Zufällen eines wütenden Kampfes zwischen zwei gleich grausamen, diametral entgegengesetzten Ideen ausgeliefert.

Ich hing meinen Gedanken mehr nach, als ich es hätte tun dürfen. Ich fühlte mich so hilflos und, was schlimmer war, so merkwürdig außenstehend. Im letzten Augenblick zögerte ich noch, ob ich überhaupt hingehen sollte. Wozu sollte es gut sein?

Der Abend war schon vorgeschritten, als ich in den Boulevard des Philosophes einbog und das Eckfenster erleuchtet sah. Die Vorhänge waren zugezogen, doch ich konnte mir leicht vorstellen, wie dahinter Frau Haldin in ihrem Armstuhl saß, in ihrer gewöhnlichen Stellung, und nach irgend jemand ausspähte, auf den sich seit kurzem ihre Erwartung konzentrierte.

Ich glaubte mich durch den Lichtschein genügend ermächtigt, an die Türe zu klopfen. Die Damen hatten sich noch nicht zurückgezogen. Ich hoffte nur, daß sie keinen Besucher ihrer eigenen Nationalität haben würden. Manchmal war ein heruntergekommener pensionierter russischer Beamter zur Abendzeit bei ihnen anzutreffen. Er war unglaublich

zerfahren und ermüdete durch seine bloße betrübliche Gegenwart. Ich glaube, daß die Damen seine häufigen Besuche nur mit Rücksicht auf eine frühere Freundschaft mit Herrn Haldin, dem Vater, oder aus einem ähnlichen Grunde duldeten. Ich nahm mir fest vor, nur wenige Minuten zu bleiben, wenn ich ihn oben vorfinden sollte.

Es überraschte mich, daß die Tür aufflog, bevor ich noch geläutet hatte.

Fräulein Haldin stand mir gegenüber, in Hut und Jacke, augenscheinlich im Begriff, auszugehen. Um diese Stunde! Vielleicht zum Arzt?

Ihre Begrüßung beruhigte mich. Es klang, als sei eben ich der Mann, den sie zu sehen gewünscht hatte. Meine Neugier war erweckt. Sie zog mich hinein, und die treue Anna, die ältliche deutsche Dienstmagd, schloß die Tür, ging aber nicht weg. Sie blieb nahebei stehen, als wollte sie zur Hand sein, um mich gleich wieder hinauszulassen. Es ergab sich, daß Fräulein Haldin im Begriff gewesen war, auszugehen und mich zu suchen.

Sie sprach mit einer Hast, die ich an ihr nicht gewöhnt war. Sie wäre geradenwegs hingegangen und hätte an Frau Zieglers Tür geläutet, trotz der späten Stunde, denn, Frau Zieglers Gewohnheiten …

Frau Ziegler, die Witwe eines hervorragenden Professors, der mein vertrauter Freund gewesen war, hat mir drei Zimmer von ihrer großen und schönen Wohnung abgetreten, die sie nach dem Tode ihres Gatten nicht hatte aufgeben wollen. Ich habe aber von der Treppe aus meinen eigenen Eingang. Dieses Abkommen bestand schon durch mindestens zehn Jahre. Ich sagte, daß es mich sehr freute, selbst auf den Gedanken gekommen zu sein …

Fräulein Haldin schickte sich durchaus nicht an, ihre Überkleider abzulegen. Mir fielen ihre lebhaften Farben auf und eine merkwürdige Entschlossenheit im Tone. Ob ich Herrn Rasumoffs Adresse kennte?

Herrn Rasumoffs Adresse? Rasumoff? Um diese Stunde - so dringend? Ich warf in völliger Verblüffung die Arme hoch. Hätte ich drei Stunden früher ihre Frage auch nur geahnt, so hätte ich ihn auf der Straße vor dem neuen Postgebäude danach gefragt, und er hätte sie mir vielleicht gesagt, oder aber, was genau so gut möglich war, mir grob zurückgegeben, ich sollte mich um meine eigenen Sachen kümmern. Vielleicht auch, dachte ich in der Erinnerung an sein merkwürdig halluzinatives, verängstigtes und geistesabwesendes Aussehen, wäre er aus Schreck über die Anrede ohnmächtig umgefallen. Ich sagte Fräulein. Haldin nichts von dem allen und erwähnte nicht einmal, daß ich den jungen Mann vor

kurzem flüchtig gesehen hatte. Mein Eindruck war so ungemein peinlich gewesen, daß ich froh gewesen wäre, ihn selbst vergessen zu können.

»Ich weiß wirklich nicht, wo ich mich erkundigen sollte«, murmelte ich hilflos. Ich hätte mich gerne irgendwie nützlich gemacht und wäre mit Freuden fortgegangen, um irgendeinen Mann, jung oder alt, herbeizuholen, denn ich hatte blindes Vertrauen in ihre Besonnenheit.

»Was brachte Sie darauf, mit dieser Frage gerade zu mir zu kommen?« fragte ich.

»Es war nicht nur deswegen«, sagte sie leise. Sie sah aus wie jemand, der eine peinliche Aufgabe vor sich hat.

»Soll ich das so verstehen, daß Sie mit Herrn Rasumoff heute abend noch sprechen müssen?«

Natalie Haldin bewegte zustimmend den Kopf, sagte, nach einem Blick auf die Tür zum Wohnzimmer französisch: »C'est maman«, und blieb eine Weile reglos stehen.

Da ich wußte, daß sie immer ernst zu nehmen und durch keine noch so großen Schwierigkeiten aus der Fassung zu bringen war, so stieg meine Neugier aufs höchste. Was hatte Herr Rasumoff mit ihrer Mutter zu tun? Frau Haldin wußte nichts davon, daß der Freund ihres Sohnes in Genf angekommen war.

»Darf ich hoffen, Ihre Mutter heute abend zu sehen?« fragte ich.

Fräulein Haldin streckte den Arm aus, als wollte sie mir den Weg versperren.

»Sie ist in der furchtbarsten Aufregung. Oh, Sie würden es vielleicht gar nicht merken … Es ist ganz innerlich, aber ich, die ich Mutter kenne, bin bestürzt. Ich habe nicht den Mut, es länger mit anzusehen. Alles ist meine Schuld; ich kann wohl keine Rolle spielen; ich habe nie zuvor etwas vor Mutter verborgen. Es war auch nie ein Anlaß dazu da. Aber Sie kennen ja selbst den Grund, weswegen ich mich zurückhielt, ihr gleich von Herrn Rasumoffs Ankunft hier zu erzählen. Sie verstehen doch, nicht wahr? Wegen ihres schlimmen Zustandes. Und jetzt – ich bin keine Schauspielerin. Da meine eigenen Gefühle so stark im Spiel sind, so habe ich irgendwie … ich weiß nicht. Ihr ist etwas in meinem Benehmen aufgefallen. Sie meinte, ich verheimlichte ihr etwas. Sie bemerkte meine häufigere Abwesenheit, und da ich ja Herrn Rasumoff täglich getroffen habe, so bin ich tatsächlich, wenn ich ausging, länger weggeblieben als früher. Gott weiß, was für Vermutungen sie aufstellt! Sie wissen ja, daß sie die ganze Zeit seither nicht mehr sie selbst war … Heute abend also begann sie auf einmal – nach dem furchtbaren Schweigen der letzten Wochen – zu sprechen. Sie sagte, daß sie mir keinen Vorwurf zu machen

wünschte; daß ich meinen Charakter habe so gut wie sie den ihren; daß sie in meine Angelegenheiten oder gar in meine Gedanken nicht einzudringen wünschte; sie ihrerseits habe nie etwas vor ihren Kindern zu verheimlichen gehabt … Gräßlich, das alles anzuhören. Und alles in ihrer ruhigen Stimme, mit dem armen zerstörten Gesicht, kalt wie ein Stein. Es war unerträglich.«

Fräulein Haldin sprach halblaut und rascher, als ich es irgendwann zuvor von ihr gehört hatte. Das allein schon beunruhigte mich. Da der Vorraum hell erleuchtet war, so konnte ich unter dem Schleier die Röte in ihrem Gesicht erkennen. Sie stand aufrecht, ihre linke Hand ruhte leicht auf einem kleinen Tisch. Die andere hing reglos zur Seite herab. Dann und wann atmete sie tiefer auf.

»Es war zu überraschend. Denken Sie doch bloß! Sie dachte, ich treffe Vorbereitungen, sie zu verlassen, ohne ihr ein Wort zu sagen. Ich kniete zur Seite ihres Armstuhls nieder und bat sie, doch zu bedenken, was sie sagte! Sie legte mir die Hand auf den Kopf, blieb aber doch bei ihrer irrigen Vermutung. Sie habe immer gedacht, daß sie das Vertrauen ihrer Kinder verdiene, doch augenscheinlich sei dem nicht so. Ihr Sohn habe sich weder auf ihre Liebe noch auf ihr Verstehen verlassen wollen – und nun dächte ich daran, sie in derselben grausamen Weise zu verlassen, und so weiter. – Nichts, was ich sagte … Es ist krankhafter Eigensinn … Sie sagte, sie fühle, daß irgend etwas in mir sei, irgendeine Veränderung … Wenn meine Überzeugungen mich wegriefen, warum dann diese Geheimtuerei, als wäre sie feige oder schwach und man könnte ihr nicht trauen! ›Als ob mein Herz an meinen Kindern zum Verräter werden könnte‹, sagte sie … Ich konnte es kaum aushalten. Dabei streichelte sie unaufhörlich meinen Kopf … Es war ganz überflüssig, ihr zu widersprechen. Sie ist krank. Ihre Seele ist im Innersten … «

Ich wagte nicht, das Schweigen zu brechen, das zwischen uns entstand. Ich sah in ihre Augen, die durch den Schleier glänzten.

»Ich! Verändert!« rief sie im selben halblauten Ton aus. »Meine Überzeugungen riefen mich weg! Es war grausam, das anzuhören, denn mein Konflikt ist es gerade, daß ich schwach bin und nicht weiß, was ich tun soll. Sie wissen das. Und schließlich tat ich etwas recht Selbstsüchtiges. Um ihren Verdacht von mir abzulenken, erzählte ich ihr von Herrn Rasumoff. Das war selbstsüchtig von mir. Sie wissen ja, daß wir in völliger Übereinstimmung beschlossen hatten, ihr seine Anwesenheit zu verheimlichen. Ganz mit Recht. Das sah ich klar ein, sobald ich ihr davon erzählt hatte, daß der Freund unseres armen Viktor hier sei. Man hätte sie vorbereiten müssen; in meiner Verzweiflung aber sprudelte ich es

einfach heraus. Mutter wurde sofort furchtbar aufgeregt. Wie lange er schon hier sei? Was er wisse und warum er uns nicht sofort aufsuchte, dieser Freund ihres Viktor? Was hatte das zu bedeuten? War es schon so weit mit ihr, daß man ihr nicht einmal die Erinnerungen anvertrauen wollte, die von ihrem Sohn noch übrig waren? .. Stellen Sie sich vor, was ich empfand, als ich sie so sitzen sah, weiß wie ein Tuch, völlig regungslos, die dünnen Hände an die Seitenlehnen des Stuhles geklammert. Ich sagte, daß ich an allem schuld sei.«

Ich sah förmlich die reglose gebrochene Gestalt der Mutter vor mir, wie sie in ihrem Stuhl saß, da hinter der Tür, neben der ihre Tochter mit mir sprach. Das Schweigen da drinnen schien laut nach Rache zu schreien für eine historische Tatsache und die modernen Einrichtungen, durch die sie sich immer wieder bestätigte. Dieser Gedanke schoß mir durch den Kopf, dabei sah ich aber auch ganz klar ein, wie grausam Fräulein Haldin gelitten haben mußte. Ich verstand es vollkommen, als sie mir sagte, daß sie keine Nacht über diesem letzten Eindruck vergehen lassen wolle. Frau Haldin hatte sich in den schrecklichsten Vorstellungen, in den grausamsten und phantastischsten Vermutungen ergangen. Man mußte sie um jeden Preis und ohne eine Sekunde zu verlieren beruhigen. Es überraschte mich nicht weiter, zu erfahren, daß Fräulein Haldin ihr gesagt hatte: »Ich gehe sofort und hole ihn her.« Das klang weder töricht noch überspannt. Und ich stimmte ohne Zögern zu: »Ganz recht, aber wie?«

Es war ja recht, daß sie an mich gedacht hatte, aber was konnte ich tun, da ich Herrn Rasumoffs Adresse nicht kannte?

»Und denken müssen, daß er vielleicht ganz nahe wohnt! Einen Steinwurf weit weg!« rief sie aus.

Ich zweifelte daran; doch wäre ich mit Freuden fortgegangen, um ihn vom anderen Ende von Genf herzuholen.

Ich glaube, sie war meiner Dienstwilligkeit sicher, da es ihr erster Gedanke gewesen war, zu mir zu kommen. Der Dienst, den sie aber tatsächlich von mir verlangte, war, daß ich sie nach dem Château Borel begleiten sollte.

Ich sah mit einigem Unbehagen die dunkle Straße, den finstern Park vor mir und das trostlose verdächtige Aussehen jener Hochburg von Nekromantie, Intrige und Weibeskult. Ich warf ein, daß Madame de S. höchstwahrscheinlich nichts von dem wissen würde, was wir zu erfahren wünschten. Auch glaubte ich ganz und gar nicht daran, daß wir den jungen Mann dort finden würden. Ich erinnerte mich des flüchtigen Blickes auf sein Gesicht und kam irgendwie zur Überzeugung, daß ein

Mensch, der ärger aussah, als habe er dem Tod ins Gesicht gesehen, den Wunsch haben mußte, sich irgendwo einzuschließen, wo er allein sein konnte. Ich fühlte die merkwürdige Gewißheit, daß Herr Rasumoff auf dem Heimweg gewesen war, als ich ihm gesehen hatte.

»Eigentlich hatte ich mehr an Peter Iwanowitsch gedacht«, bemerkte Fräulein Haldin ruhig.

Oh! Er natürlich mußte es wissen! Ich sah nach meiner Uhr. Es war erst zwanzig Minuten nach neun …

»Ich würde es also in seinem Hotel versuchen«, schlug ich vor. »Er wohnt im Cosmopolitan irgendwo im letzten Stock.«

Ich erbot mich nicht, selbst hinzugehen, weil ich ganz einfach dem Empfang nicht traute, den man mir dort bereiten würde. Ich schlug aber vor, man sollte die treue Anna hinschicken, mit der brieflichen Anfrage um die gewünschte Adresse.

Anna wartete immer noch bei der Tür am anderen Ende des Zimmers, und wir beide berieten uns im Flüsterton. Fräulein Haldin war der Ansicht, daß sie selbst gehen müsse. Anna war schüchtern und langsam. Es würde Zeit verlorengehen, bis sie die Antwort zurückbrächte, und vielleicht war es dann schon zu spät, denn es war ja keineswegs gewiß, daß Herr Rasumoff in der Nähe wohnte.

»Wenn ich selbst hingehe«, erklärte Fräulein Haldin, »so kann ich ihn direkt vom Hotel aufsuchen, und ich müßte ja jedenfalls ausgehn, da ich Herrn Rasumoff persönlich verschiedenes auseinandersetzen und ihn sozusagen vorbereiten muß. Sie können sich von Mutters Zustand keine Vorstellung machen.«

Die Farbe auf ihrem Gesicht kam und ging. Sie dachte sogar, daß es für sie sowohl als auch für ihre Mutter besser wäre, wenn sie eine Zeitlang nicht zusammenwären. Anna, die ihre Mutter gern hatte, würde zur Hand sein.

»Sie könnte ihre Näharbeit mit ins Zimmer nehmen«, fuhr Fräulein Haldin fort und ging auf die Tür zu. Dann wendete sie sich auf deutsch. an die Magd, die uns öffnete: »Sie können meiner Mutter sagen, daß dieser Herr vorgesprochen hat und mit mir Herrn Rasumoff suchen gegangen ist. Sie soll sich nicht ängstigen, wenn ich einige Zeit fortbleibe.«

Wir traten rasch auf die Straße hinaus, und sie atmete in tiefen Zügen die kühle Nachtluft. »Ich habe Sie nicht einmal gebeten«, murmelte sie.

»Das war wohl auch überflüssig, denke ich«, gab ich mit einem Lachen zurück. Es war jetzt nicht die Zeit, daran zu denken, wie der große Feminist mich aufnehmen würde. Daß er sich nicht freuen würde, mich zu sehen, und mir höchstwahrscheinlich mit seiner gewohnten erhabenen

Frechheit begegnen würde, daran zweifelte ich nicht, glaubte aber auch nicht, daß er den Mut aufbringen würde, mich glattweg hinauszuwerfen. Und das war das einzige, was ich fürchtete. »Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?« fragte ich.

Das tat sie schweigend, und keines von uns sagte irgend etwas Bemerkenswertes, bis ich sie als erste in die große Halle des Hotels eintreten ließ. In dem glänzend erleuchteten Raum saßen eine Menge Leute herum.

»Ich könnte recht gut ohne Sie hinaufgehen«, schlug ich vor.

»Ich möchte nicht allein hier bleiben«, sagte sie leise, »ich komme mit Ihnen.«

Also führte ich sie geradenwegs zum Lift. Im obersten Stückwerk wies uns der Diener nach rechts: »Am Ende des Korridors.«

Die Wände waren weiß, der Teppich rot, elektrische Lampen waren in reicher Menge angebracht, und die Leere, das Schweigen, die ganz gleichen und numerierten geschlossenen Türen erinnerten mich an die peinliche Ordnung irgendeines streng nach dem Einzelhaftsystem erbauten Musterzuchthauses. Hier oben unter dem Dach dieses riesigen Bienenstockes erreichte uns kein Laut. Der dicke rote Bodenbelag verschlang den Schall unserer Schritte. Wir eilten vorwärts, ohne einander anzusehen, bis wir an der letzten Tür des langen Korridors angekommen waren. Da trafen sich unsere Augen, und wir blieben einen Augenblick stehen und lauschten auf den schwachen Stimmenlärm, der von innen klang.

»Ich glaube, hier ist es«, flüsterte ich unnötigerweise. Ich sah, wie Fräulein Haldin wortlos die Lippen bewegte, und auf mein scharfes Klopfen verstummte das Gespräch im Zimmer. Ein tiefes Schweigen herrschte für ein paar Augenblicke. Dann wurde die Tür heftig aufgerissen, von einer kleinen, schwarzäugigen Frau in roter Bluse, mit üppigem, fast weißem Haar, das nachlässig und unkleidsam aufgesteckt war. Ihre dünnen, tiefschwarzen Augenbrauen waren zusammengezogen. Ich erfuhr später, daß es die berühmte – oder berüchtigte – Sofia Antonowna war. Damals aber fiel mir nur der seltsame, mephistophelische Ausdruck in ihrem forschenden Blick auf, obwohl er andererseits wieder so gar nicht bösartig, so – ich möchte sagen – unteuflisch war. Er wurde noch milder, als er Fräulein Haldin traf, die mit ihrer vollen, ruhigen Stimme Peter Iwanowitsch einen Augenblick zu sehen verlangte.

»Ich bin Fräulein Haldin«, fügte sie hinzu.

Daraufhin glätteten sich die Brauen der Frau in der roten Bluse gänzlich; sie antwortete aber kein Wort, sondern schritt zu einem Sofa, setzte sich nieder und ließ die Tür weit offen.

Und vom Sofa aus sah sie mit den Händen im Schoß zu, wie wir eintraten.

Fräulein Haldin schritt bis in die Mitte des Zimmers. Ich, eingedenk meiner Rolle des bloßen Begleiters, blieb neben der Tür stehen, nachdem ich sie hinter mir geschlossen hatte. Das Zimmer war groß, doch niedrig, und spärlich eingerichtet. Über dem großen Tisch (auf dem eine Karte größten Maßstabes lag) hing eine elektrische Zuglampe mit Porzellanschirm, die tief heruntergezogen war und den übrigen Raum in trübem Zwielicht ließ. Peter Iwanowitsch war nicht zu sehen. Auch Herr Rasumoff war nicht da. Aber auf dem Sofa neben Sofia Antonowna saß ein Mann mit knochigem Gesicht und einem Geißbart, die Hände auf die Knie gestützt, und sah uns aufmerksam, doch freundlich an. In einem entfernten Winkel erkannte man ein breites, bleiches Gesicht und die Umrisse einer massigen Gestalt, scheinbar viel zu groß für den niedrigen Stuhl, auf dem sie ruhte. Der einzige, den ich kannte, war der kleine Julius Laspara, der scheinbar eben die Karte studiert hatte, die Füße um die Stuhlbeine geklammert. Er sprang hastig auf, verbeugte sich vor Fräulein Haldin und sah dabei ganz lächerlich einem Jungen ähnlich, der sich eine Hakennase und einen prächtigen neuen Bart aufgeklebt hat. Er trat vor und bot seinen Platz an, den Fräulein Haldin ablehnte. Sie sei nur für einen Augenblick gekommen, um Peter Iwanowitsch ein paar Worte zu sagen.

Seine hohe Stimme machte sich unangenehm hörbar.

»Ganz merkwürdig, eben heute nachmittag habe ich an Sie gedacht, Natalia Viktorowna. Ich habe Herrn Rasumoff getroffen. Ich bat ihn, mir einen Artikel zu schreiben, über was er wollte. Sie könnten ihn ins Englische übersetzen – mit einem solchen Lehrer.«

Dabei nickte er mir anerkennend zu. Als der Name Rasumoff genannt wurde, ertönte ein unbeschreiblicher Laut, eine Art leises Quietschen, wie von einem bösen kleinen Tier, aus der Ecke, in der der Mann saß, der für seinen Sessel viel zu groß schien. Ich hörte nicht, was Fräulein Haldin antwortete. Laspara sprach wieder.

»Es ist Zeit, etwas zu tun, Natalia Viktorowna. Doch denke ich, daß Sie Ihre eigenen Ideen haben. Warum schreiben Sie nicht selbst etwas? Wie wäre es, wenn Sie uns bald besuchten? Wir könnten es durchsprechen. Jeder Rat … «

Wieder verstand ich Fräulein Haldins Worte nicht. Laspara hub nochmals an.

»Peter Iwanowitsch? Er ist für einen Augenblick im anderen Zimmer. Wir warten alle auf ihn.«

Der große Mann trat in diesem Augenblick ein und sah höher aus, schlanker und durchaus ehrfurchtgebietend in einem langen Schlafrock aus irgendeinem dunklen Stoff, der in gerader Linie bis zu seinen Füßen niederfiel. Er erinnerte an einen Mönch oder einen Propheten, an die rüstige Gestalt irgendeines Wüstenbewohners – stark asiatisch; und die dunklen Augengläser in Verbindung mit diesem Kostüm ließen ihn in dem unsicheren Licht geheimnisvoller als je erscheinen.

Der kleine Laspara ging zu seinem Stuhl zurück und begann wieder die Karte zu studieren, die der einzige hell beleuchtete Gegenstand im Zimmer war. Sogar von meinem entfernten Standpunkt bei der Tür aus konnte ich nach der Form des blauen Teils, der das Wasser vorstellte, erkennen, daß es eine Karrte der baltischen Provinzen war. Peter Iwanowitsch ließ einen leisen Ausruf hören, näherte sich Fräulein Haldin, blieb plötzlich, als er mich, zweifellos nur recht undeutlich, erblickte, stehen und starrte hinter seinen dunklen Gläsern hervor. Schließlich mußte er mich an meinem grauen Haar erkannt haben, denn mit einem eindeutigen Zucken seiner breiten Schultern wandte er sich in wohlwollender Nachsicht Fräulein Haldin zu. Er faßte ihre Hand in seine dick gepolsterte Pranke und legte die andere wie einen Deckel darüber.

Während die beiden, in der Mitte stehend, ein paar unhörbare Worte miteinander wechselten, rührte sich niemand sonst im Zimmer. Laspara kniete mit dem Rücken zu uns auf dem Sessel und stützte die Ellbogen auf die große Landkarte; das schattenhafte Ungeheuer im Winkel, der Mann auf dem Sofa mit dem Ziegenbart und dem offenen Blick, die Frau in der roten Bluse neben ihm – niemand von ihnen rührte sich. Ich nehme an, daß ihnen keine Zeit dazu blieb, denn Fräulein Haldin entzog Peter Iwanowitsch sofort ihre Hand und schritt, ehe ich mich's versah, der Tür zu. Ich unbeachteter Westeuropäer öffnete ihr eilig und folgte ihr hinaus. Ein letzter Blick zeigte mir, daß die ganze Versammlung regungslos in verschiedenen Stellungen verharrte. Peter Iwanowitsch stand allein aufrecht und sah mit seinen dunklen Gläsern wie ein riesenhafter blinder Prediger aus; hinter ihm breitete sich der grelle Lichtkreis über die farbige Karte, von der sich der kleine Laspara abhob.

Später, viel später, zur Zeit des Presserummels wegen einer vorzeitig entdeckten Militärverschwörung in Rußland (er nahm keine bestimmte Form an und erstarb bald), fiel mir das Bild dieser regungslosen Gruppe

mit ihrer Hauptfigur ein. Einzelheiten sickerten nicht durch, aber es wurde doch bekannt, daß die revolutionären Parteien im Ausland ihre Unterstützung zugesagt, im voraus Sendboten geschickt hatten und daß sogar Geld aufgetrieben worden war, um einen Dampfer, mit Waffen und Verschwörern beladen, in den Baltischen Meerbusen zu schicken. Und während ich die mangelhaften Enthüllungen überflog (die übrigens kein weiteres Interesse weckten), dachte ich, daß dem alten behäbigen Europa in meiner Person, als ich damals das russische Mädchen begleitete, sozusagen ein Blick hinter die Kulissen gestattet worden war. Ein schneller Blick, im Dachgeschoß jenes großen internationalen Hotels: Da war der große Mann selbst, im Winkel die reglose Masse des Gendarmentöters, dann Jakowlitsch, der Veteran aus früheren terroristischen Feldzügen; die Frau mit den lebhaften schwarzen Augen und dem Haar, das weiß war wie das meine; alle in einem geheimnisvollen Zwielicht, mit der grell beleuchteten Karte von Rußland auf dem Tisch. Die Frau zu sehen hatte ich später noch einmal Gelegenheit. Während wir auf den Lift warteten, kam sie hastig den Korridor entlang, sah Fräulein Haldin starr ins Gesicht und zog sie beiseite, als hätte sie ihr eine vertrauliche Mitteilung zu machen. Es war nicht viel, nur ein paar Worte.

Während wir im Lift hinunterfuhren, brach Natalie Haldin das Schweigen nicht. Wir gingen aus dem Hotel hinaus, den Kai entlang, dessen Laternen frohe Farbflecke in die frische Dunkelheit um uns brachten und sich in den schwarzen Wassern des kleinen Hafens zu unserer Linken spiegelten. Zur Rechten ragten undeutlich die riesigen Hotels in den Himmel. Da erst sprach sie:

»Das war Sofia Antonowna. Kennen Sie die Frau? … «

»Ja, ich weiß, die berühmte … «

»Ganz richtig. Scheinbar hat Peter Iwanowitsch, nachdem wir gegangen, den Zweck meines Kommens gesagt. Deshalb kam sie uns nachgelaufen. Sie nannte ihren Namen und sagte dann: ›Sie sind die Schwester eines Braven, der nicht vergessen werden soll. Vielleicht sehen Sie noch bessere Zeiten.‹ Ich antwortete ihr, daß ich hoffte, die Zeit zu erleben, wo all dies vergessen sein würde, und sollte auch der Name meines Bruders mitvergessen sein. Irgend etwas trieb mich, das zu sagen, aber Sie verstehen?«

»Ja«, sagte ich. »Sie denken an die Ära von Eintracht und Gerechtigkeit«

»Ja. In dieser Arbeit hier steckt zuviel Haß und Rachsucht.

Sie muß aber getan sein. Es ist ein Opfer – mag es dadurch noch größer werden. Zerstörung ist das Werk der Wut. Mögen die Tyrannen und

ihre Henker zugleich der Vergessenheit anheimfallen und nur die in Erinnerung bleiben, die wieder aufgebaut haben.«

»Und stimmt Sofia Antonowna mit Ihnen überein?« fragte ich skeptisch.

»Sie sagte nichts weiter als: ›Es ist gut für Sie, an Liebe zu glauben.‹ Ich denke, sie hat mich verstanden. Dann fragte sie mich, ob ich hoffte, Herrn Rasumoff gleich noch zu sehen. Ich antwortete ihr, daß ich es gern fertigbringen wollte, ihn noch diesen Abend zu meiner Mutter zu führen, da meine Mutter von seiner Anwesenheit erfahren habe und mit krankhafter Ungeduld darauf warte, ob er uns irgend etwas von Viktor zu sagen habe. Er war der einzige Freund meines Bruders, von dem wir wußten, und sein engster Vertrauter. Sie sagte: ›Oh, Ihr Bruder – ja, bitte, sagen Sie Herrn Rasumoff, daß ich die Geschichte weitergegeben habe, die mir von St. Petersburg aus mitgeteilt wurde. Sie bezieht sich auf die Verhaftung Ihres Bruders‹, fügte sie hinzu. ›Er wurde von einem Mann aus dem Volke verraten, der sich inzwischen erhängt hat. Herr Rasumoff wird Ihnen alles erklären. Ich habe ihm heute Nachmittag alle Einzelheiten mitgeteilt; und sagen Sie bitte Herrn Rasumoff, daß Sofia Antonowna ihn grüßen lasse. Ich gehe morgen früh weg – weit weg.‹«

Nach einem kurzen Schweigen setzte Fräulein Haldin hinzu: »Ich war so bewegt von dem, was ich da so unerwartet erfuhr, daß ich einfach nicht früher mit Ihnen sprechen konnte … Ein Mann aus dem Volke! O unser armes Volk!«

Sie ging langsam, als sei sie plötzlich todmüde. Ihr Kopf sank nach vorn. Aus den Fenstern eines Gebäudes mit Terrassen und Balkonen klangen die banalen Klänge einer Hotelmusik. Vor dem geschmacklosen Hauptportal des Kasinos flammten im Schein der elektrischen Lampen zwei rote Anschlagzettel marktschreierisch auf. Die Leere der Kais, die verlassene Ruhe der Straßen erweckten den Eindruck heuchlerischer Ehrbarkeit und unsagbarer Öde.

Ich nahm als selbstverständlich an, daß sie die Adresse erfahren hatte, und ließ mich von ihr führen. Auf der Montblancbrücke, wo ein paar Gestalten wie verloren in der weiten, von wenigen Lichtern umgrenzten Perspektive auftauchten, sagte sie:

»Es ist nicht sehr weit von unserm Hause. Ich hatte merkwürdigerweise gleich gedacht, daß es so sein müsse. Die Adresse ist Rue de Carouge. Ich glaube, es muß eines der großen neuen Handwerkerhäuser sein.«

Sie nahm zutraulich und unbefangen meinen Arm und schritt schneller aus. In unserem ganzen Vorhaben lag eine gewisse Primitivität. Wir hatten die Fortschritte der Zivilisation ganz vergessen. Eine späte

Straßenbahn überholte uns. Neben dem Gitter der Gärten stand eine Reihe von Droschken. Es kam uns gar nicht in den Sinn, eines dieser Verkehrsmittel in Anspruch zu nehmen. Sie war vielleicht zu sehr in Eile, und ich – nun, sie hatte zutraulich meinen Arm genommen. Während wir die leichte Steigung zur Corraterie hinangingen – alle Läden waren geschlossen und in keinem Fenster Licht, als sei die ganze Handelsbevölkerung mit Sonnenuntergang geflohen –, schlug sie mir vor:

»Ich könnte einen Augenblick hinauflaufen und nach Mutter sehen. Es wäre kein großer Umweg.«

Ich riet ihr ab. Wenn Frau Haldin wirklich erwartete, diesen Abend noch Herrn Rasumoff zu sehen, so wäre es unklug, sich ohne ihn vor ihr zu zeigen. Wir mußten trachten, den jungen Mann so bald als möglich aufzufinden und ihn mitzubringen, damit er ihre Mutter beruhige. Sie stimmte meinen Gründen zu, und wir überquerten die Place de Theatre. Die großen Steinplatten der Pflasterung glänzten bläulich im Lichte der Bogenlampen, und in der Mitte stand ganz schwarz die einsame Reiterstatue. In der Rue de Carouge kamen wir in die ärmeren Viertel und näherten uns der Grenze der Stadt. An der Ecke einer Seitenstraße fiel grelles Licht aus einem frisch getünchten Laden durch eine weit offene Tür in die Nacht heraus, wie ein Fanal. Man konnte von weitem die Innenwände mit den dürftig bestellten Regalen erkennen und den braun gestrichenen Ladentisch. Das war das Haus. Während wir längs eines geteerten Plankenzauns darauf zuschritten, starrte uns schmal und bleich die scharfe Eckfront entgegen, fünf einzelne Fenster hoch, die alle dunkel und von dem tiefen Schatten des steilen vorspringenden Daches überkrönt waren.

»Wir müssen im Laden nachfragen«, sagte Fräulein Haldin zu mir.

Ein blasser Mann mit spärlichem Backenbart, schmutzigweißem Kragen und einer ausgefransten Krawatte legte bei unserem Eintritt eine Zeitung nieder, lümmelte sich vertraulich auf beiden Ellbogen weit über den Ladentisch und teilte uns mit, daß der bewußte Herr allerdings sein locataire vom dritten Stock, doch augenblicklich nicht zu Hause sei.

»Augenblicklich«, wiederholte ich mit einem Blick auf Fräulein Haldin. »Wollen Sie damit sagen, daß Sie ihn bald zurückerwarten?«

Er war äußerst liebenswürdig, hatte einschmeichelnde Augen und sanfte Lippen. Er lächelte leise, als wüßte er alles und jedes. Herr Rasumoff sei den ganzen Tag weg gewesen und abends früh nach Hause gekommen. Darum habe es ihn sehr überrascht, ihn vor etwa einer halben Stunde nochmals herunterkommen zu sehen. Herr Rasumoff habe

seine Schlüssel dagelassen und unter anderem bemerkt, daß er ausgehe, weil er Luft brauche.

Er lächelte uns hinter seinem Ladentisch hervor weiter an, den Kopf in beide Hände gestützt. Luft. Luft. Ob das aber eine lange oder kurze Abwesenheit bedeutete, das war schwer zu sagen. Gewiß sei die Nacht sehr schwül.

Nach einer Weile fügte er mit einem Blick auf die Tür hinzu: »Das Gewitter wird ihn nach Hause treiben.«

»Gibt es denn ein Gewitter?« fragte ich.

»Ja, natürlich doch!«

Wie zur Bestätigung seiner Worte hörten wir weit entfernt ein tiefes Grollen. Ich sandte einen fragenden Blick auf Fräulein Haldin, und da ich sah, daß sie gar nicht gesinnt schien, ihr Vorhaben aufzugeben, so bat ich den Ladeninhaber, Herrn Rasumoff, falls er innerhalb einer halben Stunde nach Haus kommen sollte, zu bitten, er möchte unten im Laden bleiben. Wir würden wieder vorkommen.

Als Antwort neigte er unmerklich den Kopf. Fräulein Haldin drückte ihre Zustimmung durch Schweigen aus. Wir gingen langsam die Straße hinunter, von der Stadt weg. über die niedrigen Gartenmauern der bescheidenen Villen, die der Zerstörung geweiht waren, ragten Baumkronen und Blättermassen, auf die von unten her der Schein der Gaslampen fiel. Von der Arve her, die mit heftigem und eintönigem Rauschen nahebei über ein niedriges Wehr strömte, wehte uns eine eisige Kühle zu; vor uns erstreckte sich über einen großen, offenen Platz, der noch ohne Häuser war, eine doppelte Reihe von Lichtern, die eine Straße andeuteten. Vom andern Ufer her aber, über dem grauenhaft schwarz das Gewitter brütete, schien uns ein einzelnes trübes Licht mit müdem Blick anzustarren. Als wir bis an die Brücke gekommen waren, sagte ich:

»Wir sollten lieber umkehren … «

Im Laden studierte der kränkliche Mann noch immer seine Zeitung, die er nun auf den Ladentisch ausgebreitet hatte. Er hob den Kopf, als ich eintrat, schüttelte ihn verneinend und kräuselte die Lippen. Ich trat gleich wieder zu Fräulein Haldin hinaus, und wir gingen rasch weg. Sie sagte mir, sie wolle ganz früh am nächsten Morgen Anna mit einem Billett herüberschicken. Ich achtete ihr Schweigen, da mir dies der beste Weg schien, mein Mitgefühl auszudrücken.

Die halb ländliche Straße, die wir bei unserem Rückweg einschlugen, ging nach und nach in den gewöhnlichen städtischen Charakter über, wurde breit und einsam. Wir trafen keine vier Leute, und der Weg schien endlos, da sich die Unruhe meiner Begleiterin unwillkürlich auf mich

übertrug. Endlich bogen wir in den Boulevard des Philosophes ein, der noch weiter, noch leerer, noch toter dalag, in der ganzen Öde schlummernder Ehrsamkeit. Beim Anblick der beiden erleuchteten Fenster, die von fern schon in die Augen fielen, mußte ich an Frau Haldin denken, die in ihrem Armstuhl eine furchtbar quälende Wache hielt, unter dem Bann eines eisernen Zwanges: ein Opfer der Tyrannei und der Revolution, ein Anblick, der zugleich grausam und töricht war.

Kapitel 3

»Wollen Sie nicht für einen Augenblick hereinkommen?« fragte mich Natalie Haldin.

Ich zögerte wegen der späten Stunde. »Sie wissen doch, daß Mutter Sie sehr gern hat«, betonte sie.

»Ich will nur mitkommen, um zu hören, wie es Ihrer Mutter geht.«

Sie sagte wie zu sich selbst: »Ich weiß nicht einmal, ob sie glauben wird, daß ich Herrn Rasumoff nicht finden konnte, da sie es sich ja einmal in den Kopf gesetzt hat, daß ich etwas vor ihr verheimliche. Vielleicht können Sie sie überzeugen … «

»Vielleicht traut Ihre Mutter auch mir nicht«, bemerkte ich.

»Ihnen! Warum? Was sollten Sie vor ihr zu verbergen haben? Sie sind kein Russe und kein Verschwörer.«

Ich fühlte tief, wie sehr ich als Europäer abseitsstand, und sagte nichts, entschloß mich aber, meine Rolle des hilflosen Zuschauers bis zu Ende durchzuführen. Das ferne Donnerrollen kam aus dem Rhônetal näher zu der schlafenden Stadt mit ihren prosaischen Tugenden und ihrer unbeschränkten Gastlichkeit. Wir überschritten die Straße gerade vor dem großen dunklen Eingangstor, und Fräulein Haldin läutete an der Wohnungstür. Sie wurde fast im Augenblick geöffnet, als ob die alte Magd im Vorzimmer auf unsere Rückkehr gewartet hätte. Ihr stumpfes Gesicht zeigte einen Ausdruck der Zufriedenheit. Der Herr sei hier, erklärte sie, während sie die Tür schloß.

Keiner von uns verstand sie. Fräulein Haldin wandte sich hastig an sie: »Wer?«

»Herr Rasumoff«, erklärte sie.

Sie hatte vor unserem Weggehen genug von unserer Unterhaltung verstanden, um zu wissen, warum ihre junge Herrin ausgegangen war. Als der Herr seinen Namen genannt hatte, hatte sie ihn sofort eingelassen.

»Niemand hätte das vorhersehen können«, murmelte Fräulein Haldin und sah mich mit ihren ernsten grauen Augen an. Ich mußte an den Gesichtsausdruck des jungen Menschen denken, der mir vor nicht viel

mehr als vier Stunden aufgefallen war, und fühlte lebhaftes Staunen und einen leisen Schreck.

»Haben Sie meine Mutter zuerst gefragt?« fragte Fräulein Haldin die Magd.

»Nein. Ich habe den Herrn gemeldet«, gab sie zurück, augenscheinlich überrascht durch unsere bestürzten Gesichter.

»Immerhin«, sagte ich leise, »war Ihre Mutter vorbereitet.«

»Ja, aber er hat keine Idee … «

Es schien mir, als ob sie an seinem Takt zweifelte. Auf ihre Frage, wie lange der Herr schon bei ihrer Mutter sei, antwortete uns die Magd, daß es kaum eine Viertelstunde her sei.

Sie wartete einen Augenblick und zog sich dann zurück, ein wenig verschreckt. Fräulein Haldin sah mich schweigend an.

»Es hat sich zufällig getroffen«, sagte ich, »daß Sie ganz genau wissen, was Ihres Bruders Freund Ihrer Mutter zu sagen hat. Und danach können Sie sicher … «

»Ja«, sagte Natalie Haldin langsam. »Ich frage mich nur, ob es, da ich ja nicht hier war, als er kam, nicht vielleicht besser wäre, wenn ich jetzt nicht störte.«

Wir verharrten schweigend und strengten wohl beide unsere Ohren an, doch kein Laut drang durch die geschlossene Tür zu uns. In Fräulein Haldins Gesicht prägte sich eine peinliche Unentschlossenheit aus; sie machte eine Bewegung, als wollte sie hineingehen, blieb dann aber doch stehen. Sie hatte Schritte hinter der Tür gehört. Die Tür flog auf, und Rasumoff kam eilig in das Vorzimmer heraus. Die Anstrengungen dieses Tages und der Kampf mit sich selbst hatten ihn derartig verändert, daß es mir vielleicht schwer gefallen wäre, das Gesicht wiederzuerkennen, das wenige Stunden zuvor, als er mich vor dem Postgebäude angerannt hatte, wohl auch auffallend genug, doch gänzlich verschieden gewesen war. Damals war es nicht so leichenblaß gewesen und die Augen nicht so düster. Jetzt sahen sie zwar allerdings nicht mehr so irr drein, doch lag darin der Schatten einer bewußten Bosheit.

Ich erzähle das, weil sein Blick zunächst auf mich fiel, allerdings ohne die leiseste Spur von Erkennen oder Verständnis. Ich stand einfach zufällig in seinem Weg. Ich weiß nicht, ob er die Glocke gehört oder irgend jemand zu sehen erwartet hatte. Ich glaube, daß er einfach weggehen wollte und Fräulein Haldin nicht früher sah, als bis sie ein oder zwei Schritte auf ihn zutrat. Er übersah die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

»Sie sind's, Natalia Viktorowna… Sie sind vielleicht überrascht … so spät. Aber, sehen Sie, ich erinnerte mich an unsere Gespräche in jenem

Garten. Ich dachte wirklich, es sei Ihr Wunsch, daß ich – ohne Zeitversäumnis … und so kam ich. Kein anderer Grund. Einfach um zu sagen … «

Das Sprechen fiel ihm schwer. Ich bemerkte das und erinnerte mich, daß er dem Mann im Laden gesagt hatte, er ginge aus, weil er »Luft brauche«. Wenn das sein Zweck gewesen war, so lag es auf der Hand, daß er ihn ganz und gar nicht erreicht hatte. Mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Kopf strengte er sich an, den abgebrochenen Satz fortzusetzen.

»Zu erzählen, was ich selbst erst heute gehört habe – heute … «

Durch die Tür, die er zu schließen vergessen hatte, konnte ich in das Wohnzimmer sehen. Es war nur von einer verhängten Lampe beleuchtet. – Frau Haldins Augen konnten weder Gas noch elektrisches Licht vertragen. Es war ein ziemlich großer Raum, und im Gegensatze zu dem hellerleuchteten Vorzimmer verloren sich seine Tiefen in einem düsteren Halbdunkel, hinter dem schwere Schatten lauerten; ganz im Hintergrund sah ich die regungslose Gestalt von Frau Haldin, leicht vorgebeugt, mit einer Hand auf der Armlehne des Stuhles.

Sie rührte sich nicht. Auch drückte ihre Stellung nicht mehr Erwartung aus. Die Vorhänge des Fensters waren herabgelassen. Dahinter war nur ein Nachthimmel, der eine Wetterwolke barg, und die Stadt,. gleichgültig und gastfrei, in ihrer kalten, fast verächtlichen Toleranz – eine ehrbare Stadt, für die alle diese Sorgen und Hoffnungen ein Nichts waren. Das weiße Haupt der Greisin war tief gebeugt.

Der Gedanke, daß das wirkliche Drama der Autokratie sich nicht auf der breiten politischen Bühne abspielt, kam mir, als ich, wieder als Zuschauer, diesen zweiten Blick hinter die Kulissen tat. Ich hatte die Gewißheit, daß diese Mutter sich im Innersten wehrte, ihren Sohn verloren zu geben. Das war mehr als Rachels untröstliche Trauer. Es war Tieferes und Unnahbareres in ihrer furchtbaren Ruhe. Wie ich ihre verschwommene Gestalt in dem kaum sichtbaren hochbeinigen Stuhl sitzen sah, schien es, als ob sie sich über ein liebes Haupt beugte, das in ihrem Schoße ruhte.

Diesen Blick hinter die Kulissen tat ich, und dann ging Fräulein Haldin an dem jungen Mann vorbei und schloß die Tür. Sie tat es nicht ohne Zögern. Einen Augenblick glaubte ich, sie würde zu ihrer Mutter gehen, sie warf aber nur einen ängstlichen Blick hinein. Vielleicht, wenn Frau Haldin sich geregt hätte … doch nein. Die reglose Starrheit ihres blutleeren Gesichtes zeugte von unheilbarem Schmerz.

Inzwischen hatte der junge Mann mit niedergeschlagenem Blick dagestanden. Der Gedanke, daß er die Geschichte, die er eben erzählt hatte, würde wiederholen müssen, war ihm unerträglich. Er hatte erwartet, die beiden Frauen beisammen zu finden. Und dann, hatte er sich gesagt, würde es ein für allemal vorbei sein. »Ein Glück, daß ich an kein Jenseits glaube«, – hatte er zynisch gedacht.

Als er seinen Geheimbrief zur Post gebracht hatte und wieder in seinem Zimmer allein war, hatte Rasumoff einigermaßen seine Fassung wiedergewonnen, indem er in seinem geheimen Tagebuch schrieb. Er war sich der Gefahren dieser merkwürdigen Laune wohl bewußt; er erwähnt es auch selbst, daß er sich trotzdem nicht zurückhalten konnte. Es beruhigte ihn, söhnte ihn mit seinem Leben aus. Er saß beim Schein einer einzigen Kerze und schrieb, bis es ihm einfiel, daß er die Erklärung von Haldins Verhaftung, die er eben von Sofia Antonowna gehört hatte, wohl oder übel den Damen selbst mitteilen müsse. Sie würden die Geschichte ja zweifellos von sonst niemand erfahren, und dann mußte seine Zurückhaltung merkwürdig erscheinen, nicht nur der Mutter und Schwester von Haldin, sondern auch anderen Leuten.

Als er zu diesem Schluß gekommen war, entdeckte er dieser Notwendigkeit gegenüber keinen sonderlichen Widerwillen in sich, und sehr bald stellte sich in ihm der dringende Wunsch ein, die ganze Sache abzutun. Er sah nach der Uhr. Nein; es war nicht unbedingt zu spät.

Die Viertelstunde mit Frau Haldin schien die Rache des Unbekannten: das weiße Gesicht, die schwache deutliche Stimme; der Kopf, der sich ihm zunächst lebhaft zuwandte und dann nach einer Weile reglos niedersank; das trübe gedämpfte Licht des Zimmers, in dem seine Worte so merkwürdig laut widerhallten: alles hatte ihn wie eine ungeahnte Entdeckung verwirrt. Er fühlte in dem Kummer der Frau einen geheimen Starrsinn, irgend etwas Unverständliches. Jedenfalls etwas, was er nicht erwartet hatte. War es Feindseligkeit? Doch einerlei. Ihm konnte nun nichts mehr geschehen. In den Augen der Revolutionäre war seine Vergangenheit nun fleckenlos. Nun war er wirklich über Haldins Phantom weggeschritten. Es lag machtlos hinter ihm auf dem schneebedeckten Pflaster. Und da war die Mutter dieses Phantoms, aufgelöst in Schmerz und bleich wie ein Gespenst. Er hatte eine mitleidige Überraschung empfunden. Doch das hatte natürlich nichts zu sagen. Mütter hatten nichts zu sagen. Obwohl er sich des peinigenden Eindrucks dieser schweigsamen, weißhaarigen Frau nicht ganz erwehren konnte, fühlte er doch, wie eine gewisse Härte in ihm hochkam. Das waren die Folgen. Nun gut. Und was weiter? »Bin denn ich auf Rosen gebettet?« hatte er sich gefragt,

während er aus einiger Entfernung den Blick auf die Kummergestalt vor ihm richtete. Er hatte ihr alles gesagt, was er zu sagen hatte, und als er fertig war, hatte sie kein Wort geäußert. Noch während er sprach, hatte sie den Kopf abgewandt. Das Schweigen, das nach seinen letzten Worten entstanden war, hatte fünf Minuten oder noch länger angehalten. Was bedeutete das? Während er noch über das Unverständliche darin nachdachte, fühlte er, wie eine Wut seine Härte durchbrach. Die alte Wut gegen Haldin, die durch den Anblick von Haldins Mutter wieder erweckt wurde. Ob es nicht vielleicht auch Neid war, Neid auf ein Vorrecht, das ihm allein unter allen Menschen versagt war? Der andere hatte es fertiggebracht, zur Ruhe zu kommen und doch weiterzuleben in der Liebe dieser alten trauernden Frau und in den Gedanken aller der Leute, die sich als Menschenfreunde ausgeben. Es war unmöglich, von ihm freizukommen. »Mich selbst habe ich der Vernichtung preisgegeben«, dachte er. »Er hat mich dazu gebracht, ich kann ihn nicht abschütteln.«

In der ersten Bestürzung über diese Erkenntnis sprang er auf und schritt aus dem stillen, halbdunklen Zimmer hinaus, in dem diese schweigsame alte Frau saß. Er sah nicht zurück. Es war eine Flucht. Als er aber die Tür geöffnet hatte, fand er den Rückzug abgeschnitten. Die Schwester war da. Er hatte die Schwester nie vergessen. Nur hatte er nicht erwartet, sie da – oder vielleicht überhaupt noch einmal zu sehen. Ihre Anwesenheit im Vorzimmer war genauso unvorhergesehen, wie es die Erscheinung ihres Bruders gewesen war. Rasumoff fuhr zusammen, als sei er in eine Falle geraten. Er versuchte zu lächeln, brachte es aber nicht fertig und schlug die Augen nieder. »Muß ich diese dumme Geschichte noch einmal erzählen?« fragte er sich und fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenzog. Er hatte seit dem Tag vorher keinen Bissen über die Lippen gebracht, war aber nicht in der Verfassung, die Gründe seiner Schwäche zu erkennen. Er dachte seinen Hut zu nehmen und mit möglichst wenig Worten sich zu verabschieden. Doch sah er sich überrumpelt durch die rasche Bewegung, mit der Fräulein Haldin die Tür schloß. Er wandte sich halb nach ihr um, doch ohne den Blick zu heben, völlig passiv, wie eine Feder im Luftzug schwanken mag. Im nächsten Augenblick war sie an ihren früheren Platz zurückgekommen, und er wandte sich ihr wieder zu, so daß sie sich in derselben Stellung gegenüberstanden.

»Ja, ja«, sagte sie hastig, »ich bin Ihnen sehr dankbar, Kyrill Sidorowitsch, daß Sie gleich gekommen sind … Nur wünschte ich, ich hätte … Hat Ihnen Mutter gesagt?«

»Ich möchte gern wissen, was sie mir hätte sagen können, was ich nicht schon früher gewußt hätte«, sagte er, wie zu sich selbst, doch deutlich vernehmbar. »Denn *ich* wußte es immer«, fügte er lauter und wie verzweifelt hinzu.

Er ließ den Kopf hängen. Er empfand Natalie Haldins Gegenwart so stark, daß er fühlte, es müßte eine Erlösung sein, sie anzusehen. Sie war es, die ihn nun verfolgt hatte. Er hatte darunter gelitten, seit dem Augenblick, wo sie ihm in dem Park der Villa Borel entgegengetreten war, mit ausgestreckter Hand und den Namen ihres Bruders auf den Lippen … Im Vorzimmer waren an der Wand neben der Außentür eine Reihe von Kleiderhaken angeschraubt. Gegenüber stand ein kleiner, schwarzer Tisch mit einem Stuhl. Die Tapete war weiß mit einem schwachen Dessin. Das Licht einer Glühbirne, die hoch oben unter der Decke hing, durchforschte den hellen, viereckigen Schacht bis in seine vier kahlen Winkel, hart, schattenlos – eine merkwürdige Bühne für ein düsteres Drama.

»Was meinen Sie?« fragte Fräulein Haldin. »Was ist es, das Sie immer wußten?«

Er hob sein Gesicht, das bleich war und von unausgesprochenem Schmerze zeugte. Jedoch der Ausdruck von dumpfem Starrsinn, der jedermann, der mit ihm sprach, überraschte, begann aus seinen Augen zu weichen. Es schien, als käme er zu sich selbst, in dem neu erwachten Bewußtsein der wunderbaren Harmonie von Zügen, Linien, Blicken, Stimme, die das Mädchen vor ihm zu einem so seltenen, eigenen Wesen machte, weit über dem durchschnittlichen Schönheitsbegriff. Er sah sie so lange an, daß sie leicht errötete.

»Was ist es, das Sie wußten?« wiederholte sie unsicher.

Diesmal brachte er es zu einem Lächeln.

»Wären nicht die ein oder zwei Begrüßungsworte, so müßte ich zweifeln, ob Ihre Mutter meine Anwesenheit überhaupt gemerkt hat. Verstehen Sie?«

Natalie Haldin nickte. Ihre herabhängenden Hände zuckten.

»Ja. Ist es nicht herzbrechend? Sie hat noch keine Träne vergossen - keine einzige Träne.«

»Nicht eine Träne! Und Sie, Natalia Viktorowna? Konnten Sie weinen?

»Ich konnte es. Und dann, Kyrill Sidorowitsch, ich bin jung genug, um an die Zukunft zu glauben. Wenn ich aber meine Mutter so furchtbar niedergeschlagen sehe, dann vergesse ich fast alles. Ich frage mich, ob man sich stolz fühlen sollte - oder nur resigniert. Es gab so viele Leute, die zu uns kamen. Völlig Fremde fragten schriftlich um die Erlaubnis an,

ihre Hochachtung ausdrücken zu dürfen. Es war unmöglich, unsere Tür geschlossen zu halten … O ja, es gab viel echte Sympathie, doch es gab auch Leute, die offen über diesen Tod frohlockten. Und dann, wenn ich mit der armen Mutter allein war, schien dies alles so verkehrt, so gar nicht wert des Preises, den sie dafür zahlte. Sobald ich aber hörte, daß Sie in Genf seien, Kyrill Sidorowitsch, fühlte ich, daß Sie der einzige Mensch sein müssen, der ihr helfen könnte … «

»Eine beraubte Mutter zu trösten? Ja!« fiel er ein, in einem Ton, der sie zwang, ihre ahnungslosen Augen aufzuschlagen. Hier fragte es sich aber, ob ich die Fähigkeit dazu habe. Haben Sie darüber nachgedacht?«

Die atemlose Hast, mit der er diese Worte hervorstieß, stand im grellen Widerspruch mit dem ungeheuerlichen Spott, der sich dahinter zu verbergen schien.

»Wie denn?« flüsterte Natalie Haldin weich. »Wer sollte besser dazu befähigt sein als Sie?«

Er unterdrückte mühsam eine impulsive Geste der Verzweiflung.

»Wirklich! Sobald Sie hörten, daß ich in Genf sei – ohne mich gesehen zu haben? Das ist ein neuerlicher Beweis dieses Vertrauens … «

Plötzlich änderte er den Ton, sprach nachdrücklicher und freier.

»Männer sind arme Geschöpfe, Natalia Viktorowna. Ihnen fehlt das intuitive Verständnis für Gefühle. Um zu einer Mutter, die ihren Sohn verloren hat, die richtigen Worte zu finden, muß man selbst eine Mutter gekannt haben. Das ist bei mir nicht der Fall – wenn Sie schon die volle Wahrheit wissen müssen. Ihre Hoffnungen scheitern hier an ›einer Brust, die keine Zuneigung je erwärmte‹, wie der Dichter sagt … Damit soll nicht gesagt sein, daß sie gefühllos wäre«, fügte er leise hinzu.

»Ich bin sicher, daß Ihr Herz nicht gefühllos ist«, sagte Fräulein Haldin sanft.

»Nein, es ist nicht hart wie Stein«, fuhr er in derselben nachdenklichen Weise fort und sah dabei aus, als läge sein Herz schwer wie ein Stein in der unerwärmten Brust, von der er gesprochen hatte. »Nein, nicht so hart. Um aber das fertigzubringen, was Sie von mir erwarten, oh – das ist eine andere Frage. Niemand hat je etwas Ähnliches von mir erwartet. Da war keiner, der nach meiner Zärtlichkeit irgendwie verlangt hätte. Und nun kommen Sie. Sie! Jetzt! Nein, Natalia Viktorowna, es ist zu spät. Sie kommen zu spät. Sie müssen nichts von mir erwarten.«

Sie wich ein wenig von ihm zurück, obwohl er keine Bewegung gemacht hatte; vielleicht hatte sie in seinem Gesicht irgendeinen Wechsel beobachtet, der seinen Worten den Stempel eines geheimen Gefühls aufdrückte, das ihnen beiden gemein war. Für mich, den schweigenden

Zuschauer, schienen sie zwei Leute, denen der Zauber bewußt wird, unter dem sie seit dem ersten Augenblick standen. Hätte eines von ihnen damals nach mir gesehen, so hätte ich ruhig die Tür geöffnet und wäre hinausgegangen. Sie taten es aber nicht, und ich blieb: ich brauchte nicht zu fürchten, indiskret zu scheinen, da ich mir wohl bewußt war, wie ungeheuer fern ich den düsteren, russischen Problemen stand, die sie bewegten.

Fräulein Haldin, mutig und offenherzig wie immer, behielt trotz der Erregung ihre Stimme in der Gewalt.

»Was kann dies bedeuten?« fragte sie, als spräche sie zu sich selbst.

»Es mag bedeuten, daß Sie selbst sich an leere Traumbilder verloren haben, während ich es fertiggebracht habe, mitten in der Wahrheit der Dinge und den Wirklichkeiten unseres russischen Lebens, so wie es ist, stehenzubleiben.«

»Es ist grausam«, murmelte sie.

»Und widerwärtig. Vergessen Sie das nicht – und widerwärtig. Sehen Sie, wohin Sie wollen. Sehen Sie sich hier um, hier im Ausland, wo Sie sind, und dann sehen Sie zurück nach der Heimat, aus der Sie kommen.«

»Man muß über die Gegenwart hinaussehen.« In ihren Worten klang heiße Überzeugung.

»Das kann der Blinde am besten. Ich habe das Unglück gehabt, mit scharfen Augen zur Welt zu kommen. Und wenn Sie nur wüßten, was für merkwürdige Dinge ich gesehen habe, was für verblüffende und unerwartete Enthüllungen! … Doch warum von alledem reden?«

»Im Gegenteil. Ich möchte von alledem mit Ihnen sprechen«, gab sie ernst zurück. Die düsteren Stimmungen von ihres Bruders Freund ließen sie unberührt, als wären seine Bitterkeit, der unterdrückte Ärger die Beweise einer empörten Geradheit. Sie sah wohl, daß er kein gewöhnlicher Mensch war, und vielleicht wollte sie ihn gar nicht anders, als er ihren gläubigen Augen erschien. »Jawohl, gerade mit Ihnen«, beharrte sie. »Mit Ihnen unter allen Russen der Welt … « Ein leichtes Lächeln spielte einen Augenblick lang um ihre Lippen. »Ich bin in gewisser Art wie meine arme Mutter. Auch ich kann, scheint es, unseren geliebten Toten nicht aufgeben, der uns, vergessen Sie nicht, alles in allem war. Ich möchte Ihre Sympathie nicht mißbrauchen, doch müssen Sie verstehen, daß wir nur in Ihnen alles finden können, was von seiner edlen Seele geblieben ist.«

Ich sah nach ihm; keine Fiber seines Gesichtes rührte sich. Und doch hielt ich ihn selbst in diesem Augenblick nicht für unempfindlich. Er schien in tiefen Gedanken befangen. Dann fuhr er leicht zusammen.

»Sie wollen gehen, Kyrill Sidorowitsch?« fragte sie.

»Ich? Gehen? Wohin? O ja, doch ich muß Ihnen zuerst sagen … « Seine Stimme klang erstickt, und er zwang sich mit sichtlichem Widerstreben zum Reden, als wäre das eine widerliche oder lebensgefährliche Sache. »Die Geschichte, wissen Sie, – die Geschichte, die ich heute nachmittag hörte … «

»Ich kenne die Geschichte schon«, sagte sie traurig.

»Sie kennen sie! Haben auch Sie Korrespondenten in St. Petersburg?«

»Nein. Es ist Sofia Antonowna. Ich habe sie eben erst gesehen. Sie läßt Sie grüßen. Sie reist morgen ab.«

Er senkte endlich seinen starren Blick; auch sie sah zu Boden, und wie sie so in demselben Licht voreinander standen, zwischen den vier kahlen Wänden, schienen sie den endlos verschwimmenden östlichen Weiten entrückt und der Beobachtung meiner Augen, den Augen des Westens, grausam preisgegeben. Und ich beobachtete sie. Es gab nichts sonst zu tun. Die beiden schienen meine Anwesenheit völlig vergessen zu haben, daß ich es nicht wagte, mich zu rühren. Und ich dachte mir, daß sie ganz natürlich zusammenkommen müßten, die Schwester und der Freund des jungen Toten. Die Ideen, die Hoffnungen, Bestrebungen, die Sache der Freiheit, alles, was aus ihrer gemeinsamen Zuneigung für Viktor Haldin, jenes moralische Opfer der Autorität, sprach – alles das mußte sie übermächtig zueinander treiben. Ihre gänzliche Ahnungslosigkeit und seine Einsamkeit, auf die er so merkwürdig angespielt hatte, mußten mithelfen. Und ich sah, daß es tatsächlich schon geschehen war. Natürlich. Es lag auf der Hand, daß die beiden lange vor ihrem ersten Zusammentreffen aneinander gedacht haben mußten. Sie hatte den Brief des geliebten Bruders, der durch die ernsten Lobesworte über jenen einen Namen ihre Phantasie aufstachelte, und für ihn war es genug, dieses Ausnahmemädchen zu sehen. Das einzig Überraschende war seine düstere Verschlossenheit vor ihrer offen gezeigten Willkommensfreude. Doch er war jung und nicht blind, so rein und stark er auch seinen revolutionären Idealen ergeben sein mochte. Die Zeit der Zurückhaltung war vorbei. Er schien im Begriff, aus sich herauszutreten. Ich konnte die Bedeutung dieses späten Besuchs nicht mißverstehen, denn nichts von dem, was er zu sagen hatte, war unaufschiebbar dringend. Der wahre Grund dämmerte mir auf: er hatte erkannt, daß er sie brauchte – und sie wurde von dem gleichen Gefühl geleitet. Es war das zweitemal, daß ich sie zusammen sah, und ich wußte, daß ich bei ihrer nächsten Begegnung nicht gegenwärtig sein würde, weder erinnert noch vergessen. Ich würde einfach für diese beiden jungen Leute zu existieren aufgehört haben.

Diese Erkenntnis kam mir in ganz wenig Augenblicken. Inzwischen erzählte Natalie Haldin Rasumoff in kurzen Worten von unseren Wanderungen durch Genf von einem Ende zum andern. Während sie sprach, hob sie die Hand, um ihren Schleier loszubinden. Diese Bewegung verriet für einen Augenblick die ganze verführerische Anmut ihres jugendlichen Körpers in der einfachen Trauerkleidung. In dem leichten Schatten, den der Hutrand über ihr Gesicht warf, gewannen ihre grauen Augen einen berückenden Glanz. Ihre Stimme mit dem unweiblichen und doch reizvollen Timbre klang fest, und sie sprach rasch, frei und ungehemmt. Als sie ihre Handlungsweise mit dem Zustand ihrer Mutter entschuldigte, kam ein gequälter Ausdruck in ihr Gesicht. Ich bemerkte, daß er mit dem abgewandten Blick eher einer feinen Musik als bloßen Worten zu lauschen schien. Und als sie schwieg, verharrte er in derselben Stellung, regungslos lauschend, wie unter dem Bann der verführerischen Klänge. Dann kam er zu sich und murmelte:

»Ja, ja. Sie hat keine Träne vergossen. Sie schien nicht zu hören, was ich sagte. Ich hätte ihr irgend etwas sagen können. Es schien, als gehörte sie nicht länger dieser Welt an.«

Fräulein Haldin zeigte aufrichtige Betrübnis. Ihre Stimme schwankte. »Sie wissen nicht, wie hart ich es nun habe. Jetzt erwartet sie ihn zu sehen!« Der Schleier glitt ihr aus den Fingern, und sie schlug angstvoll die Hände zusammen. »Es wird damit enden, daß sie ihn sieht!«, rief sie.

Rasumoff hob scharf den Kopf und warf ihr einen langen, nachdenklichen Blick zu.

»Hm. Das ist sehr möglich«, murmelte er in einem merkwürdigen Ton, als gäbe er ein sachliches Urteil über irgendein Ereignis ab. »Ich möchte nur wissen, was … « Er unterbrach sich. »Das wäre das Ende. Dann wäre es mit ihrem Verstande vorbei, und ihre Seele würde folgen.«

Fräulein Haldin zog die Hände auseinander und ließ sie niedersinken.

»Glauben Sie das?« fragte er dumpf. Fräulein Haldins Lippen waren leicht geöffnet. Irgend etwas Unerwartetes und Unaussprechliches in dem Charakter des jungen Mannes hatte sie vom ersten Augenblick an gereizt. »Nein. Weder Wahrheit noch Trost ist von den Erscheinungen der Toten zu erwarten«, fügte er nach einer drückenden Pause hinzu. »Ich hätte ihr etwas Wahres sagen können; zum Beispiel, daß Ihr Bruder die Absicht hatte, sein Leben zu retten, zu fliehen. Darüber ist kein Zweifel möglich. Ich tat es aber nicht.«

»Sie taten es nicht! Warum denn nur?«

»Ich weiß nicht. Mir kamen andere Gedanken«, antwortete er. Mir schien es, als beobachte er sich selbst innerlich, als versuchte er, seine

eigenen Herzschläge zu zählen, während seine Augen keinen Augenblick von dem Gesicht des Mädchens wichen. »Sie waren nicht da«, fuhr er fort. »Ich hatte mich entschlossen, Sie nie wiederzusehen.«

Dies schien sie einen Augenblick gänzlich außer Fassung zu bringen.

»Sie … Wie ist das möglich?«

»Sie können gut fragen … Immerhin glaube ich, daß ich mich durch Klugheit zurückhalten ließ, es Ihrer Mutter zu sagen. Ich hätte ihr versichern können, daß er in dem letzten Gespräch, das er als freier Mann führte, Sie beide erwähnte … «

»Dieses letzte Gespräch hatte er mit Ihnen«, fiel sie mit ihrer tiefen, klingenden Stimme ein. »Eines Tages müssen Sie … «

»Jawohl, mit mir. Von Ihnen sagte er, daß Sie treue Augen hätten. Und ich weiß nicht, warum ich nicht imstande war, diesen Ausspruch zu vergessen. Er meinte damit, daß in Ihnen kein Falsch ist, kein Mißtrauen, keine Lüge –, daß nichts in Ihrem Herzen ist, was Sie dazu bringen könnte, sich eine lebende, handelnde, sprechende Lüge zu denken, wenn sie Ihnen je begegnen sollte. Daß Sie ein vorbestimmtes Opfer sind … O welch höllischer Gedanke!«

Der krampfhafte Klang der letzten Worte durchbrach die eiserne Beherrschung, die er über sich hatte. Er schien ein Mann, der auf einem hohen Grat seine eigene Schwindelfreiheit erproben will und plötzlich am Rande des Abgrundes taumelt. Fräulein Haldin preßte die Hand an die Brust. Der schwarze Schleier lag zwischen ihnen auf dem Boden. Ihre Bewegung beruhigte ihn. Er sah fest auf ihre Hand, bis sie langsam sank, und hob dann den Blick wieder zu ihrem Gesicht. Doch er ließ ihr keine Zeit zu sprechen.

»Nein? Sie verstehen nicht? Ganz recht.« Er hatte durch eine ans Wunderbare grenzende Willensanstrengung seine Ruhe wiedererlangt.

»So haben Sie mit Sofia Antonowna gesprochen?«

»Ja. Sofia Antonowna sagte mir … « Fräulein Haldin brach ab, und ein Ausdruck des Staunens kam in ihre weit geöffneten Augen.

»Hm. Das ist die einzige Feindin, mit der zu rechnen ist«, murmelte er, als wäre er allein.

»Sie sprach in den denkbar freundlichsten Ausdrücken von Ihnen«, bemerkte Fräulein Haldin nach einem kurzen Warten.

»Haben Sie den Eindruck? Und dabei ist sie noch die Intelligenteste der ganzen Bande. Dann geht also alles so gut wie nur möglich. Alles scheint verschworen… O diese Verschwörer«, sagte er langsam und verächtlich. »Sie würden Sie im Handumdrehen an sich reißen. Wissen Sie, Natalia Viktorowna, daß ich die größte Mühe habe, mich vor dem

Aberglauben an eine tätige Vorsehung zu retten. Es scheint unwiderstehlich … Das Gegenstück dazu wäre natürlich der leibhaftige Teufel unserer schlichten Altvorderen. Wenn es aber so ist, dann hat er es zu toll getrieben – der alte Vater der Lüge – unser Nationalpatron – unser Hausgötze, den wir mit uns nehmen, wenn wir ins Ausland gehen. Er hat es zu weit getrieben. Es scheint, daß ich nicht schlecht genug bin … Das ist es! Ich hätte wissen müssen … und ich wußte es«, fügte er hinzu, im Ton eines so aufrichtigen Schmerzes, daß er mich damit aus meiner Verblüffung riß.

»Dieser Mann ist gestört«, sagte ich mir in hellem Schrecken.

Im nächsten Augenblick verhalf er mir zu einer ganz unerhörten Sensation, die außerhalb des Bereichs jeder gemeinhin denkbaren Definition liegt. Es war, als hätte er sich draußen irgendwo einen Dolchstoß beigebracht und sei nun hereingekommen, um es zu zeigen; und mehr noch – als drehte er das Messer in der Wunde um und wollte die Wirkung beobachten. Das war, ins Physische übersetzt, mein Eindruck. Mann konnte sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren. Wegen Fräulein Haldin aber, die ohnedies schon in ihrem Innersten so angegriffen war, fühlte ich eine lebhafte Sorge. Ihre Haltung, ihr Gesicht zeigten einen Kampf zwischen Mitleid, Zweifel und Grauen.

»Was ist es, Kyrill Sidorowitsch?« Ein Schatten von Zärtlichkeit klang in diesem Aufschrei mit. Er sah sie nur starr an, mit dem gänzlichen Nachlassen aller Fähigkeiten, die bei einem glücklichen Liebhaber Ekstase zu nennen gewesen wäre.

»Warum sehen Sie mich so an, Kyrill Sidorowitsch? Ich bin Ihnen offen entgegengetreten. Ich muß diesmal klarsehen in mir selbst … « Sie schwieg einen Augenblick, als wollte sie ihm die Möglichkeit lassen, wenigstens mit einem Wort ihr unbegrenztes Vertrauen in den Freund ihres Bruders zu rechtfertigen. Sein Schweigen war eindrucksvoll und schien einen augenblicklichen Entschluß zu verraten.

Endlich fuhr Fräulein Haldin beschwörend fort:

»Ich habe sehnsüchtig auf Sie gewartet. Nun aber, da Sie sich in Ihrer Güte entschlossen haben, zu uns zu kommen, erschrecken Sie mich. Sie sprechen unverständlich. Es scheint, als wollten Sie mir etwas verbergen.«

»Sagen Sie mir, Natalia Viktorowna«, brachte er schließlich mit merkwürdig klangloser Stimme hervor, »wen haben Sie an jenem Ort gesehen?«

Sie schien erschreckt und in ihren Erwartungen enttäuscht.

»Wo? Bei Peter Iwanowitsch? Herr Laspara war da und drei andere.«

»Oho! Die Avantgarde – die vernichtete Hoffnung des großen Coups«, dachte er; und dann laut: »Die Träger des Funkens, der eine Explosion herbeiführen und dadurch das Leben so und so vieler Millionen Menschen so gründlich ändern soll, daß Peter Iwanowitsch ein Staatsoberhaupt werden kann.«

»Sie machen sich über mich lustig«, sagte sie. »Der eine, der uns lieb war, sagte mir einmal, ich sollte nie vergessen, daß Menschen immer etwas Größerem dienen als nur sich selbst – der Idee.«

»Der eine, der uns lieb war«, wiederholte er langsam. In der Anstrengung, ruhig zu erscheinen, gingen seine ganzen seelischen Kräfte auf. Er stand vor ihr, als wäre kaum noch Leben in ihm. Seine Augen hatten wie in großem physischem Schmerz allen Glanz verloren. »Oh! Ihr Bruder … Aber von Ihren Lippen, mit Ihrer Stimme klingt es … An Ihnen ist wirklich alles göttlich … Ich wollte, ich könnte die verborgensten Tiefen Ihrer Gedanken, Ihrer Gefühle erfassen … «

»Aber warum, Kyrill Sidorowitsch«, rief sie aus, halb erschreckt von diesen Worten, die von so befremdend leblosen Lippen kamen.

»Fürchten Sie nichts! Ich wünschte es nicht, um Sie zu verraten. Sie sind also dahin gegangen? … Und Sofia Antonowna, was hat sie Ihnen gesagt?«

»Sie hat nur ganz wenig gesagt. Sie wußte, daß ich alles von Ihnen erfahren würde. Sie hatte nicht Zeit für mehr als ein paar flüchtige Worte.«

Fräulein Haldin machte eine kurze Pause und fügte dann traurig hinzu: »Es scheint, daß der Mann sich das Leben genommen hat,«

»Sagen Sie mir, Natalia Viktorowna«, fragte er zögernd, »glauben Sie an Reue?«

»Was für eine Frage?«

»Was können Sie davon wissen«, murmelte er finster. »Das ist nichts für Ihresgleichen … Ich wollte nur wissen, ob Sie an die Wirksamkeit der Reue glauben?«

Sie schwankte, als hätte sie nicht verstanden; dann erhellte sich ihr Gesicht.

»Ja«, sagte sie fest.

»So ist er freigesprochen. Überdies war jener Siemianitsch ein betrunkenes Vieh.«

Natalie Haldin erschauerte.

»Aber ein Mann aus dem Volk«, fuhr Rasumoff fort. »Aus dem Volke, dem sie, die Revolutionäre, die märchenhaftesten Hoffnungen aufbinden. Ja. Dem Volke muß verziehen werden … Und Sie müssen auch

nicht alles glauben, was Ihnen aus jener Quelle kam«, fügte er mit düsterem Widerstreben hinzu.

»Sie verbergen mir etwas!« rief sie aus.

»Glauben Sie, Natalia Viktorowna, an die Verpflichtung zur Rache?«

»Hören Sie, Kyrill Sidorowitsch. Ich glaube, daß die Zukunft uns allen gnädig sein wird. Revolutionär und Reaktionär, Opfer und Henker, Verräter und Verratener, sie alle werden in gleicher Weise Gnade finden, wenn einmal das Licht aus unserem dunklen Himmel bricht. Gnade und Vergessen; denn ohne das gäbe es keine Einigung und keine Liebe.«

»Ich höre. Es gibt also keine Rache für Sie? Niemals? Nicht im geringsten?« Ein bitteres Lächeln erschien auf seinen farblosen Lippen. »Sie selbst scheinen geradezu der Genius jener gnadenreichen Zukunft. Merkwürdig, daß sie dadurch nicht leichter wird … Nein! Aber gesetzt den Fall, der wirkliche Verräter Ihres Bruders – Siemianitsch spielte auch eine Rolle dabei, doch gänzlich untergeordnet und unfreiwillig –, nehmen Sie an, daß der wirkliche Verräter ein junger Mann sei, gebildet, ein geistiger Arbeiter mit eigenen Gedanken, ein Mann, dem Ihr Bruder in einem gewissen Grade vertraut haben mag, aber doch – nehmen Sie an … Aber das ist eine ganze Geschichte.«

»Und Sie kennen die Geschichte! Aber warum dann –«

»Ich habe sie gehört. Ein Treppenhaus kommt darin vor und sogar Gespenster. Aber das tut nichts zur Sache, wenn ein Mensch immer etwas Größerem dient als sich selbst – der Idee. Ich frage mich, wer das größte Opfer in dieser Geschichte ist.«

»In dieser Geschichte!« wiederholte Fräulein Haldin. Sie schien wie zu Stein erstarrt.

»Wissen Sie, warum ich zu Ihnen kam? Einfach, weil es niemand in der ganzen großen Welt gibt, zu dem ich hätte gehen können. Verstehen Sie, was ich sage. Niemand, zu dem ich hätte gehen können. Erfassen Sie die Trostlosigkeit des Gedankens –, niemand – zu dem – ich - hätte – gehen – können.«

Ihre eigene Auslegung von zwei Zeilen in dem Brief eines Phantasten, die eigene Furcht vor einsamen Tagen, die eigenen Sorgen, die ihr aus den täglichen Widerwärtigkeiten kamen, hatten sie so befangen gemacht, daß sie außerstande war, zu bemerken, wie sich ihm die Wahrheit auf die Lippen drängte. Sie fühlte nur dunkel, daß er litt. Schon war sie im Begriff, ihm in einer Aufwallung die Hand entgegenzustrecken, als er wieder zu sprechen anfing:

»Eine Stunde, nachdem ich Sie zum erstenmal gesehen hatte, wußte ich, wie es kommen würde. Die Schrecken der Reue, Rache, Wut, Haß,

Furcht sind nichts gegen die grausame Versuchung, in die Sie mich führten, an dem Tage, an dem Sie vor mir erschienen, mit Ihrer Stimme, mit Ihrem Gesicht, in dem Park jener verfluchten Villa.«

Sie schien einen Augenblick erstaunt und ging dann mit einer Art verzweifelten Scharfblicks auf den brennenden Punkt los.

»Die Geschichte, Kyrill Sidorowitsch, die Geschichte!«

»Es ist nichts mehr zu sagen.« Er machte eine Bewegung nach vorwärts, und sie legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn wegzuhalten; doch die Kräfte verließen sie, und er blieb, wo er war, wenn er auch an allen Gliedern zitterte. »Sie endet hier – hier auf diesem Fleck.« Er stieß den Zeigefinger wie anklagend gegen die eigene Brust und versank in völlige Reglosigkeit.

Ich stürzte vor, riß einen Stuhl mit und kam gerade noch zurecht, um Fräulein Haldin aufzufangen und niederzulassen. Während sie sich in den Sessel sinken ließ, drehte sie sich in meinem Arm halb um und blieb von uns beiden abgewandt über die Lehne geneigt. Er stierte sie mit furchtbar ausdrucksloser Ruhe an. Mich beraubten eine Zeitlang Ungläubigkeit, die mit Erstaunen kämpfte, Wut und Ekel der Sprache. Dann wandte ich mich zu ihm und konnte nur flüstern vor Wut:

»Das ist ungeheuerlich. Worauf warten Sie noch! Lassen Sie sich nicht noch einmal vor ihr sehen. Gehen Sie! … « Er rührte sich nicht. »Verstehen Sie denn nicht, daß Ihre Gegenwart unerträglich ist? Sogar mir? Wenn noch der leistete Rest von Schamgefühl in Ihnen ist … «

Langsam wandten sich seine stieren Augen mir zu. »Wie ist dieser alte Mann hierhergekommen?« murmelte er verblüfft.

Plötzlich sprang Fräulein Haldin vom Stuhle auf, machte ein paar Schritte und schwankte. Ich vergaß meine Empörung und sogar den Menschen selbst und eilte ihr zu Hilfe. Ich faßte sie am Arm, und sie ließ sich von mir ins Wohnzimmer führen. Außerhalb des Lichtkreises der Lampe, in dem Halbdunkel der Fensternische, erschien das Profil von Frau Haldin, ihre Hände, ihre ganze Gestalt, mit der Regungslosigkeit eines dunkel getönten Gemäldes. Fräulein Haldin blieb stehen und wies traurig auf die trostlose Starrheit ihrer Mutter, die immer noch ein geliebtes Haupt, das in ihrem Schoße ruhte, zu betrachten schien.

Ihre Geste hatte eine unerhörte Ausdruckskraft. Und es sprach daraus eine so tiefe, menschliche Trauer, daß man nicht glauben konnte, sie wiese damit nur auf das ruchlose Werk politischer Einrichtungen. Nachdem ich Fräulein Haldin bis zum Sofa gebracht hatte, ging ich zurück, um die Tür zu schließen. In ihrem Rahmen gewahrte ich Rasumoff, der immer noch in dem grellen Licht des weißen Vorzimmers vor dem leeren Stuhl

stand, als wäre er für ewig an den Ort seiner grausamen Beichte gebannt. Mich überkam Staunen, daß die geheimnisvolle Macht, die ihm das Geständnis entrissen, nicht auch sein Leben zerstört, seinen Körper zerschmettert hatte. Er stand unversehrt vor mir. Ich starrte auf die breite Linie seiner Schultern, seinen dunklen Kopf, die verblüffende Unbeweglichkeit seiner Glieder. In dem harten, weißen Licht hob sich der Schleier, den Fräulein Haldin zu seinen Füßen hatte niederfallen lassen, grell schwarz ab. Er sah wie verzaubert darauf hinab. Im nächsten Augenblick bückte er sich mit einer unglaublichen Heftigkeit, hob das Gewebe hoch und preßte es mit beiden Händen an sein Gesicht. Irgend etwas, vielleicht grenzenloses Staunen, trübte mir den Blick, so daß er mir entschwand, bevor er sich noch gerührt hatte.

Das Zuschlagen der Außentür gab mir die Sehschärfe zurück, und ich fuhr fort, den leeren Stuhl in dem leeren Vorzimmer zu betrachten. Plötzlich kam mir mit einem Ruck die Bedeutung dessen, was ich eben gesehen, zum Bewußtsein. Ich faßte Natalie Haldin bei der Schulter: »Der elende Schuft hat Ihren Schleier mit fortgenommen!« rief ich aus, erschreckt und halb von Sinnen durch die furchtbare Entdeckung. »Er … «

Der Rest blieb ungesprochen. Ich trat zurück und sah in schweigendem Grauen auf sie hinunter. Ihre Hände lagen leblos, mit nach oben gekehrten Handflächen, in ihrem Schoß. Sie erhob langsam ihre grauen Augen. Schatten schienen darin zu kommen und zu gehen, als ob die ruhig brennende Flamme ihrer Seele nun doch zu flackern begonnen hätte in dem verspäteten Luftzug, der aus jener verderbten dunklen Unendlichkeit herschlug, zu der auch sie gehörte und wo sogar die Tugenden zum Verbrechen werden, in dem Zynismus, der aus Unterdrückung und Empörung geboren wird.

»Man kann nicht unglücklicher sein … « Ihr leises Flüstern erfüllte mich mit Schmerz. »Es ist unmöglich … Ich fühle, wie mein Herz zu Eis wird.«

Kapitel 4

Rasumoff schritt auf dem nassen, glitzernden Pflaster geradenwegs nach Hause. Ein heftiger Regenschauer ging über ihn nieder; gegen die schwarzen Umrisse der Häuser, die sich mit geschlossenen Läden die ganze Länge der Rue de Carouge hinzogen, spielten schwache Blitze. Dann und wann folgte auf den bleichen Schein ein leises, schläfriges Grollen; die Hauptmacht des Gewitters aber blieb unten im Rhônetal versammelt, wie zum Angriff auf die ehrbare und leidenschaftslose Hochburg demokratischer Freiheit bereit. Diese ernsthafte Stadt mit ihren öden Hotels, die Touristen aller Nationen und internationalen Verschwörern jeden Glaubens dieselbe gleichgültige Gastfreundschaft bietet.

Der Ladeninhaber wollte eben schließen, als Rasumoff eintrat und ohne ein Wort die Hand nach seinem Zimmerschlüssel ausstreckte. Der Mann kam ihm jedoch zuvor und holte ihn von einem Sims herab. Dazu wollte er ein Scherzwort anbringen, über das Luftschnappen bei einem Gewitter; nachdem er aber seinem Mieter ins Gesicht gesehen hatte, bemerkte er, um nur überhaupt etwas zu sagen:

»Sie sind ordentlich naß geworden.«

»Ja. Ich bin reingewaschen«, murmelte er, der von Kopf bis zu Fuß triefte, und ging durch die Innentür dem Stiegenhaus zu, das zu seiner Wohnung führte.

Er wechselte die Kleider nicht, sondern zündete eine Kerze an, nahm die Uhr mit Kette aus der Tasche, legte sie vor sich auf den Tisch und setzte sich sofort zum Schreiben hin. Sein schwer belastendes Tagebuch verwahrte er in einer versperrten Schublade, die er nun heftig aufriß, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie wieder zuzuschieben.

Diese merkwürdige Pedanterie eines Menschen, der immer mit der Feder in der Hand gelesen, gedacht, gelebt hatte, sprach für die Aufrichtigkeit des Versuchs, sich auf dem gewohnten Wege zu einer tieferen Erkenntnis durchzuringen. Nach einigen Stellen, die bereits zum Aufbau dieser Erzählung benützt worden oder für die psychologische Seite des Falles bedeutungslos sind (in dieser letzten Eintragung kommt sogar

noch eine Anspielung auf die Silberne Medaille vor), folgen anderthalb Seiten zusammenhangloser Aufzeichnungen, weil seine Ausdrucksmöglichkeiten zu versagen schienen vor der geheimnisvollen Neuheit jener Seite unseres Gefühlslebens, die ihm bei seinem einsamen Leben verschlossen geblieben war. Da erst beginnt er sich unmittelbar an die Leserin zu wenden, an die er die ganze Zeit über gedacht hatte, und versucht, in abgebrochenen Sätzen voll Staunen und Grauen die souveräne (er gebraucht dieses selbe Wort) Macht ihrer Persönlichkeit über seine Einbildungskraft zu schildern, in der die Saat von ihres Bruders Worten schlummerte.

»… Die treuesten Augen in der Welt – so sagte Ihr Bruder von Ihnen, als er schon so gut wie ein toter Mann war, Und als Sie vor mir standen, mit ausgestreckter Hand, da hörte ich förmlich nochmals seine Stimme, sah in Ihre Augen – und das war genug. Ich wußte, daß irgend etwas geschehen war, aber ich wußte damals nicht, was … Doch täuschen Sie sich nicht, Natalia Viktorowna. Ich glaubte, in meiner Brust wäre nichts als ein unerschöpflicher Bodensatz von Wut und Haß gegen Sie beide. Ich erinnerte mich, daß er die Hoffnung ausgesprochen hatte, seine Seherseele würde in Ihnen weiterleben. Er, dieser Mensch, der mich um mein Leben voll harter Arbeit und guter Vorsätze gebracht hatte. Auch ich hatte meine führende Idee; und vergessen Sie nicht, daß es bei uns schwerer ist, ein Leben voll Arbeit und Selbstverleugnung zu führen, als auf die Straße hinauszugehen und zu töten. Doch genug davon. Haß oder nicht Haß, ich fühlte auf einmal, daß ich Ihr Bild nicht aus mir verbannen konnte, wenn ich auch Ihren Anblick mied. Oft wandte ich mich an jenen Toten mit der Frage: ›Ist das die Art, in der du mich verfolgen willst?‹ Erst viel später verstand ich – erst heute, vor ein paar Stunden erst. Was hätte ich denn wissen sollen von der Kraft, die mich in Stücke riß und mir das, was ewig verborgen bleiben sollte, auf die Lippen zerrte! Sie waren berufen, das Böse zu vernichten, indem Sie mich zwangen, mich selbst zu verraten, zurück in Wahrheit und Frieden. Sie! Und Sie haben es auf dieselbe Art getan, auf die er mich ruiniert hat: indem Sie mir Ihr Vertrauen aufzwangen. Nur schien mir das, wofür ich ihn verachtet hatte, bei Ihnen edel und erhaben. Doch ich wiederhole: täuschen Sie sich nicht. Ich war dem Bösen ergeben. Ich jubelte darüber, daß ich jenen harmlosen Narren dazu gebracht hatte, seines Vaters Geld zu stehlen. Er war ein Narr, aber kein Dieb. Ich habe ihn dazu gemacht. Es war nötig. Ich mußte in mir selbst die Verachtung und den Haß stärken für alles, was ich verriet. An meinem Herzen haben genau ebensoviele Vipern genagt wie an dem irgendeines dieser Umstürzler: Eitelkeit,

Ehrgeiz, Eifersucht, schamlose Wünsche, die bösen Leidenschaften Neid und Rache. Meine Sicherheit war mir gestohlen worden, Jahre guter Arbeit, meine besten Hoffnungen. Hören Sie – nun kommt die wahre Beichte. Das andere war nichts. Um mich zu retten, mußten Ihre treuen Augen mich bis an den Rand des schwärzesten Verrates bringen. Ich fühlte ständig Ihren Blick auf mir, aus dem das Vertrauen Ihres reinen Herzens sprach, dem alles Böse ferngeblieben war. Viktor Haldin hat mir, der ich sonst nichts auf der Welt hatte, die Wahrheit meines Lebens gestohlen und rühmte sich, er würde in Ihnen auf dieser Erde weiterleben, wo ich keinen Fleck hatte, mein Haupt hinzulegen. ›Sie wird eines Tages heiraten‹, hatte er gesagt – und daß Ihre Augen treu seien. Und wissen Sie, was ich mir vornahm? Ich will seiner Schwester die Seele stehlen. – Als wir uns an jenem ersten Morgen in den Gärten trafen und Sie aus Ihrer Großmut heraus vertraulich zu mir sprachen, da dachte ich: ›Ja, er selbst hat sie in meine Hand gegeben, als er mir von ihren treuen Augen sprach!‹ Hätten Sie damals in mein Herz sehen können, Sie würden laut aufgeschrien haben vor Schreck und Ekel. Vielleicht wird niemand an die Möglichkeit einer so niedrigen Absicht glauben. Sicher ist, daß ich mich daran ergötzte, nachdem wir uns an jenem Morgen getrennt hatten. Ich versuchte den besten Weg auszuklügeln. Der alte Mann, dem Sie mich vorgestellt hatten, bestand darauf, mit mir zu gehen. Ich weiß nicht, wer er ist. Er sprach von Ihnen, von Ihrer verlassenen, hilflosen Lage, und jedes Wort, das dieser Ihr Freund mit mir sprach, trieb mich weiter in den unverzeihlich sündhaften Vorsatz hinein, Ihre Seele zu stehlen. Konnte er der leibhafte Teufel in der Gestalt eines alten Engländers sein? Natalia Viktorowna, ich war besessen! Ich kehrte jeden Tag zurück, um Sie zu sehen und mich in Ihrer Gegenwart an dem Gift meines ruchlosen Vorhabens zu berauschen. Doch ich sah Schwierigkeiten voraus. Dann tauchte Sofia Antonowna, an die ich nicht gedacht hatte – ich hatte ihre Existenz vergessen –, mit jener Geschichte aus St. Petersburg auf … Das einzige, was noch zu meiner Sicherheit fehlte. – Nun war ich für alle Zukunft des Vertrauens der Revolutionäre sicher.

Es war, als hätte sich Siemianitsch erhängt, um mir zu weiteren Verbrechen zu helfen. Die Macht der Lüge schien unwiderstehlich. Die Leute waren wie blind in ihrer eignen Narrheit, – da sie ja selbst die Sklaven von Lügen sind. Natalia Viktorowna, ich betete die Macht der Lüge an, ich frohlockte darüber – ich ergab mich ihr für eine Zeit. Wer hätte widerstehen können! Sie selbst waren der Preis. Ich saß allein in meinem Zimmer und malte mir mein Leben aus; bei dem bloßen Gedanken daran schaudere ich heute, wie ein Gläubiger, der in der Versuchung war, eine

grauenhafte Gotteslästerung zu begehen. Damals aber dachte ich unablässig über ferne Möglichkeiten nach. Das einzige war nur, daß es in dieser Zukunft keine Luft zu geben schien. Und dann fürchtete ich mich auch vor Ihrer Mutter. Die meine habe ich nie gekannt. Nie habe ich irgendeine Art von Liebe kennengelernt. In dem bloßen Wort liegt etwas … Vor Ihnen fühlte ich keine Furcht –, verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage. Nein, nicht vor Ihnen. Sie waren die Wahrheit selbst. Sie konnten mich nicht verdammen. Was nun Ihre Mutter anlangt, so fürchteten Sie selbst schon, daß ihr Verstand sich durch den Kummer verwirrt habe. Wer konnte irgend etwas gegen mich glauben? Hatte sich nicht Siemianitsch aus Reue selbst erhängt? Ich sagte mir: ›Machen wir noch eine letzte Belastungsprobe, und dann soll es ein für allemal vorbei sein.‹ Ich zitterte, als ich in Ihre Wohnung kam; Ihre Mutter aber hörte kaum auf das, was ich ihr sagte, und schien nach einer kurzen Weile meine Anwesenheit gänzlich vergessen zu haben. Ich saß da und sah sie an. Nichts stand länger zwischen Ihnen und mir. Sie waren wehrlos – und bald, sehr bald würden Sie allein sein … So dachte ich. Wehrlos. Tagelang haben Sie mit mir gesprochen und mir Ihr Herz ausgeschüttet … Ich erinnerte mich an den Schatten Ihrer Wimpern über Ihren grauen, treuen Augen und an Ihre reine Stirne. Sie ist niedrig wie die Stirn von Statuen, ruhig und fleckenlos. Es war, als ob von Ihren reinen Augen ein Licht ausginge, das in mich drang, mein Herz durchstrahlte und mich vor Schmach und vor der letzten Schande rettete. Und auch Sie hat es gerettet. Verzeihen Sie meine Anmaßung. Doch es lag etwas in Ihrem Blick, das mir zu verraten schien, daß Sie … Ihr Licht! Ihre Wahrheit! Ich fühlte, ich mußte Ihnen sagen, daß ich dahin gekommen war, Sie zu lieben. – Und um Ihnen das sagen zu können, muß ich erst beichten. Beichten, gehen – und verderben.

Plötzlich standen Sie vor mir! Sie allein in der ganzen Welt, der ich beichten muß. Sie berückten mich – Sie haben die Blindheit von Wut und Haß von mir genommen – die Wahrheit, die aus Ihren Augen strahlte, trieb die Wahrheit aus mir empor. Nun habe ich es getan; und während ich Ihnen nun schreibe, bin ich wohl in den Tiefen des Schmerzes, doch es ist Luft zum Atmen da – Luft! Und während ich noch zu Ihnen sprach, sprang jener alte Mann von irgendwo hervor und tobte gegen mich wie ein enttäuschter Teufel. Ich leide furchtbar, doch bin ich nicht verzweifelt. Für mich gibt es nur mehr eines zu tun. Danach – wenn sie mich lassen – will ich weggehen und mich in dunklem Elend verbergen. Dadurch, daß ich Viktor Haldin anzeigte, habe ich schließlich mich selbst in der schmählichsten Weise verraten. Sie müssen glauben, was ich nun

sage, Sie können sich nicht wehren, dies zu glauben. In der schmählichsten Weise. Durch Sie erst bin ich dazu gekommen, dies alles so tief zu empfinden. Schließlich sind sie es und nicht ich, auf deren Seite das Recht ist! – Hinter ihnen stehen unsichtbare Mächte. So mag es sein. Doch täuschen Sie sich nicht, Natalia Viktorowna, ich bin nicht bekehrt. Habe ich denn eine Sklavenseele? Nein! Ich bin unabhängig – und darum ist Verderben mein Los.«

Nach diesen Worten hörte er zu schreiben auf, schloß das Buch und wickelte es in den schwarzen Schleier, den er mit sich genommen hatte. Dann durchsuchte er die Schublade nach Papier und Bindfaden, machte ein Paket, das er an Fräulein Haldin Boulevard des Philosophes adressierte, und schleuderte dann die Feder weit von sich in einen fernen Winkel.

Dann blieb er mit der Uhr vor sich ruhig sitzen. Er hätte gleich ausgehen können, doch die Stunde hatte noch nicht geschlagen. Die Stunde sollte Mitternacht sein. Es gab keinen anderen Grund für diesen Wunsch außer dem einen, daß die Ereignisse und Worte eines gewissen Abends in seiner Vergangenheit seine gegenwärtigen Handlungen in ihrem Zeitpunkt bestimmten. Die plötzliche Gewalt, die Natalie Haldin über ihn erlangt hatte, schrieb er derselben Ursache zu. »Man schreitet nicht ungestraft über die Brust eines Phantoms«, hörte er sich murmeln. »So rettet er mich«, dachte er plötzlich. »Er selbst, der Verratene.« Das lebendige Bild von Fräulein Haldin schien neben ihm zu stehen und ihn unablässig zu beobachten. Sie erschreckte ihn nicht. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und bemühte sich, selbst in ihrer Gegenwart seine Gedanken ruhig in der Gewalt zu behalten. Nun erstreckte sich seine Verachtung auf sich selbst. »Ich war weder einfach, noch mutig, noch selbstbeherrscht genug, um einen Schuft abgeben zu können oder einen ausnahmsweise befähigten Menschen. Denn wer könnte bei uns in Rußland einen Schuft von einem ausnahmsweise befähigten Mann unterscheiden … ?«

Es schien, als sei er zum Spielzeug seiner Vergangenheit geworden, denn mit dem Schlag Mitternacht sprang er auf und rannte hastig über die Stiegen hinunter, als sei er fest überzeugt, daß die Macht des Schicksals vor der unerläßlichen Notwendigkeit dieser seiner Irrfahrt die Haustür aufspringen lassen würde. Und tatsächlich wurde das Tor gerade, als er am Fuß der Treppe angekommen war, für ihn geöffnet, von ein paar Leuten aus dem Haus, die spät heimkamen: zwei Männern und einer Frau. Er stürzte zwischen ihnen durch hinaus auf die Straße, durch die heulend der Wind fegte. Die Leute waren natürlich sehr erschreckt. Im

Schein eines Blitzes konnten sie sehen, wie er rasch dahinging. Einer der Männer schrie und wollte sich zur Verfolgung aufmachen. Doch die Frau hatte ihn erkannt. »Es ist alles in Ordnung. Es ist nur der junge Russe aus dem dritten Stock.« Die Dunkelheit brach wieder ein, mit einem einzelnen Donnerschlag; es klang, als würde ein Kanonenschuß abgefeuert, der seine Flucht aus dem Gefängnis der Lüge anzeigte.

Er mußte irgendwann einmal gehört und sich nun daran erinnert haben, daß an jenem Abend eine Zusammenkunft der Revolutionäre im Hause von Julius Laspara stattfinden sollte. Jedenfalls ging er gerade auf das Haus von Laspara los und war durchaus nicht überrascht, als er sich plötzlich davor fand und an der Straßentür läutete, die natürlich geschlossen war. Das Gewitter hatte eben mit Macht eingesetzt. In den Gassen der Straße strömte das Wasser. Der dichte Platzregen umhüllte ihn im Schein der Blitze wie ein leuchtender Schleier. Er war vollständig ruhig und lauschte zwischen den Donnerschlägen aufmerksam auf das helle Klingeln der Torglocke irgendwo weit drinnen im Hause.

Es gab einige Schwierigkeiten, bevor er eingelassen wurde. Er war dem einen der Gäste, der sich freiwillig erboten hatte, hinunter nachsehen zu gehen, persönlich nicht bekannt. Rasumoff verhandelte geduldig mit ihm. Es könne nichts auf sich haben, wenn man einen Besucher einließ. Er habe der Gesellschaft oben etwas mitzuteilen.

»Etwas Wichtiges?«

»Darüber werden die Hörer zu entscheiden haben.«

»Dringend?«

»Ohne jeden Aufschub.«

Inzwischen war eine der Töchter Lasparas über die Stiegen heruntergekommen, eine kleine Lampe in der Hand; sie trug ein schmutziges, zerknittertes Kleid, das wie durch ein Wunder an ihr zu hängen schien, und sah mehr als je einer alten Puppe gleich, mit einer staubigen braunen Perücke, unter irgendeinem Sofa hervorgezogen. Sie erkannte Rasumoff sofort.

»Wie geht es Ihnen? Natürlich können Sie hereinkommen.«

Rasumoff folgte dem Licht, das sie trug, und erstieg zwei Stockwerke. Sie stellte die Lampe auf ein Wandbrettchen im Vorzimmer, öffnete eine Tür und trat mit dem mißtrauischen Gast ein. Rasumoff ging als letzter. Er schloß die Türe hinter sich, trat zur Seite und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand.

Die drei kleinen ineinandergehenden Zimmer waren mit Leuten vollgepfropft; die Decken waren niedrig und verräuchert; die Beleuchtung bestand aus Petroleumlampen. Überall schienen lebhafte Gespräche im

Gang, und überall standen Teegläser halbvoll und leer herum, sogar auf dem Boden. Die zweite Lasparatochter saß, unordentlich und träge wie immer, hinter einem ungeheuren Samowar. Im Rahmen einer der Innentüren bemerkte Rasumoff flüchtig einen machtvoll vorspringenden Bauch, der ihm bekannt vorkam. Ganz nahe bei ihm kletterte Julius Laspara eilig von seinem hohen Stuhl herunter.

Das Erscheinen des mitternächtlichen Besuches verursachte keine geringe Aufregung. Laspara pflegte die Ereignisse jener Nacht sehr kurz zusammenzufassen. Nach einigen Begrüßungsworten, die Rasumoff nicht beachtete, sagte Laspara irgend etwas von Artikelschreiben (dabei übersah er absichtlich den verregneten Aufzug seines Gastes und seine ganz merkwürdige Art, sich einzuführen), bald aber wurde er verlegen, und Rasumoff schien geistesabwesend. »Ich habe schon alles geschrieben, was ich je schreiben werde«, sagte er schließlich mit einem kurzen Lachen.

Die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft konzentrierte sich auf den Neuangekommenen, der von Nässe triefend und totenbleich an der Wand stand. Rasumoff schob Laspara freundlich zur Seite, als wollte er vom Kopf zu Fuß von jedermann gesehen werden. Der Stimmenlärm war gänzlich verstummt, bis in die fernsten Winkel hinein. Der Türrahmen gegenüber Rasumoff füllte sich mit Männern und Frauen, die die Hälse reckten und ganz augenscheinlich ein aufregendes Geschehnis erwarteten.

Aus der Gruppe ertönte eine freche, mit kreischender Stimme hingeworfene Bemerkung.

»Ich kenne dieses lächerlich eingebildete Individuum.«

»Welches Individuum?« fragte Rasumoff, hob den gesenkten Kopf und spähte mit seinen Augen in all die andern, die auf ihn gerichtet waren. Eine Zeitlang herrschte überraschtes Schweigen. »Wenn ich es bin … « Er brach ab, überlegte die Form, in die er sein Geständnis fassen sollte, und fand sie plötzlich, von der übermächtigen Erinnerung an den schicksalsschwersten Abend seines Lebens geleitet.

»Ich bin hierher gekommen«, begann er mit klarer Stimme, »um von einem Menschen namens Siemianitsch zu reden. Sofia Antonowna hat mir mitgeteilt, daß sie einen gewissen Brief aus St. Petersburg veröffentlichen wolle … «

»Sofia Antonowna hat uns früh am Abend verlassen«, sagte Laspara. »Es ist ganz richtig, jedermann hier hat gehört … «

»Ganz recht«, unterbrach ihn Rasumoff mit leiser Ungeduld, denn sein Herz schlug hart. Dann meisterte er seine Stimme so weit, daß sogar ein Schimmer von Ironie in seinen klar abgesetzten Worten mitklang.

»Um jenem Menschen, dem vielgeschmähten Bauern Siemianitsch, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkläre ich hiermit feierlich, daß die Behauptungen jenes Briefes einen Mann aus dem Volk verleumden – eine frohe russische Seele. Siemianitsch hat mit Viktor Haldins Verhaftung tatsächlich nichts zu tun.«

Rasumoff legte einen schweren Nachdruck auf den Namen und wartete dann, bis das schwache schmerzliche Murmeln, das ihm folgte, erstorben war.

»Viktor Viktorowitsch Haldin«, begann er von neuem, »suchte in zweifellos großherziger Unklugheit bei einem gewissen Studenten Zuflucht, von dessen Meinung er nicht mehr wußte, als was ihm die Illusionen seines eigenen edlen Herzens eingaben. Es war ein durchaus unangebrachtes Vertrauen. Doch ich bin nicht hier, um Viktor Haldins Handlungen zu beurteilen. Soll ich euch von den Gefühlen jenes Studenten erzählen, der in seiner verlassenen Einsamkeit aufgesucht und durch die aufgezwungene Mitwisserschaft bedroht wurde? Soll ich euch sagen, was er tat? Es ist eine recht verwickelte Geschichte. Schließlich ging der Student zu General T. persönlich und sagte: ›Ich habe den Menschen, der von P. getötet hat, in meinem Zimmer eingeschlossen; es ist Viktor Haldin – ein Student wie ich selbst.‹«

Ein großes Getöse brach los, und Rasumoff erhob die Stimme.

»Vergessen Sie nicht – daß jener Mann gewisse ehrenhafte Ideale vor Augen hatte. Aber ich bin nicht hergekommen, um ihn zu verteidigen.«

»Nein. Aber Sie werden zu erklären haben, wieso Sie von alledem wissen«, klang es düster irgendwoher.

»Ein elender Schuft!« Der Schrei schrillte auf. »Seinen Namen!« brüllten andere Stimmen.

»Was lärmt ihr?« fragte Rasumoff verächtlich in das tiefe Schweigen hinein, das er durch eine Handbewegung hergestellt hatte. »Habt ihr nicht alle verstanden, daß ich der Mann bin?«

Laspara trat unvermittelt von ihm weg und kletterte auf seinen Stuhl. In dem ersten Ansturm der Leute gegen ihn erwartete Rasumoff, in Stücke gerissen zu werden. Doch alle wichen zurück, ohne ihn anzurühren, und es blieb bei dem Lärm. Ganz erstaunlich. Sein Kopf schmerzte furchtbar. Aus dem wirren Durcheinanderschreien hörte er mehrmals den Namen von Peter Iwanowitsch heraus, das Wort »Urteil« und den Satz »Aber das ist ja ein Geständnis«, den irgend jemand in Fisteltönen

hinauskreischte. Während des Tumultes trat ein junger Mann, jünger als er selbst, mit blitzenden Augen vor ihn hin.

»Ich muß Sie bitten«, sagte er mit giftiger Höflichkeit, »sich freundlichst nicht von diesem Fleck zu rühren, bis man Ihnen gesagt hat, was Sie zu tun haben.«

Rasumoff zuckte die Schultern.

»Ich bin freiwillig hergekommen.«

»Ganz einerlei. Aber Sie werden nicht hinausgehen, bevor man es Ihnen erlaubt«, gab der andere zurück.

Er winkte mit der Hand und rief: »Louisa, bitte, kommen Sie her«; sofort tauchte eine der Lasparatöchter auf (sie hatten beide hinter dem Samowar hervor Rasumoff angestarrt); sie schleifte einen Stuhl hinter sich her, setzte ihn vor die Tür und ließ sich mit gekreuzten Beinen darauf nieder. Der junge Mann dankte ihr verbindlich und gesellte sich zu einer Gruppe, die halblaut ein angeregtes Gespräch führte.

Rasumoffs Spannkraft ließ einen Augenblick nach.

Eine krächzende Stimme ertönte: »Geständnis hin oder her – Sie sind ein Polizeispitzel.« Der Revolutionär Nikita hatte sich bis zu Rasumoff vorgedrängt und stand ihm nun gegenüber, mit seinen großen, bleichen Wangen, seinem schweren Hängebauch, dem Stiernacken und den ungeheuren Händen. Rasumoff sah den berüchtigten Gendarmentöter mit schweigender Verachtung an.

»Und was sind Sie?« fragte er ganz leise, schloß dann die Augen und lehnte den Hinterkopf an die Wand.

»Es wäre besser für Sie, jetzt zu gehen.« Rasumoff hörte eine sanfte, traurige Stimme und schlug die Augen auf. Der freundliche Sprecher war ein älterer Mann, dessen offenes, kluges Gesicht reiches, weißes Haar wie silberner Heiligenschein umrahmte.

»Peter Iwanowitsch wird von Ihrem Geständnis in Kenntnis gesetzt werden, und Sie werden die Weisung erhalten … « Dann wandte er sich an Nikita mit dem Beinamen Nekator, der daneben stand, und fragte ihn flüsternd: »Was können wir sonst tun? Nach diesem Beweis von Aufrichtigkeit kann er nicht länger mehr gefährlich sein.«

Der andere murrte. »Wir wollen uns lieber dessen vergewissern, bevor wir ihn gehenlassen. Überlassen Sie mir das. Ich weiß mit solchen Herren umzugehen.«

Er wechselte bedeutsame Blicke mit zwei oder drei Leuten, die ihm leicht zunickten; dann fuhr er Rasumoff barsch an: »Haben Sie gehört? Sie werden hier nicht gewünscht. Warum gehen Sie nicht?«

Die Lasparatochter, die Wache hielt, erhob sich und schob gleichmütig den Stuhl aus dem Weg. Sie sah Rasumoff schläfrig an. Er blickte noch einmal durch das Zimmer und ging dann langsam an ihr vorbei, als sei ihm ein plötzlicher Gedanke gekommen.

»Ich bitte Sie alle, zu beachten«, sagte er, schon vom Vorraum aus,. »daß ich nur hätte zu schweigen brauchen. Heute konnte ich mich zum erstenmal, seitdem ich unter euch bin, wahrhaft gesichert fühlen. Gerade heute habe ich mich freigemacht von der Lüge, von der Reue – und unabhängig von jedem einzelnen menschlichen Wesen auf der Welt.«

Er wandte dem Zimmer den Rücken und ging dem Treppenhaus zu. Als er aber hinter sich die Türe heftig zuschlagen hörte, sah er über die Schultern zurück und bemerkte, daß ihm Nikita mit drei anderen gefolgt war.

»Nun werden sie mich doch umbringen«, dachte er.

Bevor er noch Zeit hatte, sich umzuwenden und· ihnen entgegenzutreten, fielen sie über ihn her. Er wurde gegen die Wand gedrängt. »Ich möchte nur wissen, wie«, dachte er weiter. Nikita schrie ihm mit einem grellen Auflachen ins Gesicht: »Wir werden dich unschädlich machen, warte nur einen Augenblick.«

Rasumoff wehrte sich nicht. Die drei Leute hielten ihn wie festgenagelt an die Wand, während Nikita ein wenig zur Seite trat und bedächtig mit seinem ungeheueren Arm ausholte. Rasumoff spähte nach einem Messer in seiner Hand, sah sie aber offen unbewaffnet auf sich zukommen und erhielt einen furchtbaren Schlag auf den Kopf, gerade über dem Ohr. Im gleichen Augenblick hörte er eine schwache dumpfe Detonation, als ob jemand auf der anderen Seite der Mauer eine Pistole abgefeuert hätte. Eine rasende Wut wallte in ihm auf bei der rohen Mißhandlung. Die Leute in Lasparas Wohnung hielten den Atem an und lauschten auf das verzweifelte Ringen von vier Leuten durch das ganze Vorzimmer. Stöße gegen die Wand, ein derber Anprall gegen die Tür selbst, dann stürzten sie alle miteinander hinunter, mit einer Gewalt, daß das ganze Haus davon zu zittern schien. Rasumoff brach überwältigt und atemlos unter dem Gewicht seiner Angreifer zusammen, sah, wie sich der ungeheure Nikita neben seinem Kopf auf die Knie niederließ, während die anderen ihn am Boden festhielten – auf seiner Brust knieten, seine Kehle umklammerten, über seinen Beinen lagen.

»Dreht sein Gesicht anders herum!« krächzte der schmerbäuchige Terrorist.

Rasumoff konnte sich nicht länger wehren. Er war erschöpft. Er mußte untätig zusehen, wie die wuchtige offene Hand des Rohlings nochmals

auf sein anderes Ohr niedersauste. Er glaubte, der Kopf sei ihm zersprungen, und mit einmal verstummten die Leute, die ihn hielten, vollständig, wurden lautlos wie Schatten. Stillschweigend rissen sie ihn roh empor, eilten lautlos mit ihm die Treppen vollends hinunter, rissen die Türe auf und warfen ihn auf die Straße hinaus.

Er fiel nach vorne, überschlug sich sofort hilflos und stürzte mit dem Strom des Regenwassers den kurzen Abhang hinunter. Als er wieder zu sich kam, lag er in der Gosse der Nebenstraße auf dem Rücken. Gerade über ihm zerriß ein Blitz den Himmel, ein greller, langer Blitz, der ihn völlig blendete. Er raffte sich auf und legte den Arm über die Augen, um die Sehkraft wieder zu erlangen. Kein Laut drang zu ihm. Er begann zu gehen und taumelte eine lange, leere Straße hinunter. Rings um ihn zuckten und bebten die stillen Flammen der Blitze, die Wasser des Wolkenbruches stürzten nieder, sammelten sich, fluteten los wie Nebeltreiben. In dieser überirdischen Ruhe tönten auch seine Schritte auf dem Pflaster nicht wider. Der Sturm trieb ihn vor sich hin wie einen Sterblichen, der sich in eine Geisterwelt verloren hatte, darin ein unhörbares Gewitter wütete. Gott allein weiß, wohin ihn seine lautlosen Füße in jener Nacht trugen, dahin und dorthin und wieder zurück, ohne Rast. Wir erfuhren später wenigstens von einem Ort, wohin sie ihn geführt hatten; früh am nächsten Morgen sah der Führer der ersten Elektrischen nach dem Südufer einen Menschen in schmutzigen, durchweichten Kleidern, ohne Hut, unbeholfen und mit gesenktem Kopfe die Straße hinabtaumeln. Der Führer läutete verzweifelt mit seiner Glocke, der Mann aber trat gerade vor den Wagen und wurde überfahren.

Als man ihn mit gebrochenen Beinen und einer schweren Brustwunde aufhob, hatte Rasumoff nicht das Bewußtsein verloren. Ihm war, als sei er durch seinen Unglücksfall ins Land der Stummen geraten. Schweigende Männer mit lautlosen Bewegungen hoben ihn hoch, legten ihn auf dem Bürgersteig nieder und gaben nur durch Gesten rings um ihn ihren Schreck und ihr Mitleid zu erkennen. Ein rotes Gesicht mit großem Schnurrbart beugte sich nahe über ihn, die Lippen bewegten sich, die Augen rollten. Rasumoff strengte sich an, den Sinn dieses stummen Schauspiels zu begreifen. Den Umstehenden schien es, als drückte sich auf dem Gesicht dieses schwerverletzten Fremden nichts als ein angestrengtes Nachdenken aus. Später erst sandte er ihnen einen furchtsamen Blick zu und schloß langsam die Augen. Man starrte ihn an. Rasumoff versuchte krampfhaft, sich an ein paar französische Worte zu erinnern.

»Je suis sourd«, hatte er noch Zeit zu flüstern, bevor er in Ohnmacht fiel. »Er ist taub«, riefen die anderen einander zu. »Darum hat er den Wagen nicht gehört.«

Man schaffte ihn in demselben Wagen fort. Bevor er sich in Bewegung setzte, klammerte sich eine Frau in schäbigem, schwarzem Kleide, die aus dem eisernen Tor irgendeines Privatgrundstückes an der Straße herausgestürzt war, an die rückwärtige Plattform und wollte sich nicht abschütteln lassen.

»Ich bin eine Verwandte«, wiederholte sie immer wieder in gebrochenem Französisch. »Dieser junge Mann ist ein Russe, und ich bin seine Verwandte.« Daraufhin ließ man sie gewähren. Sie setzte sich ruhig nieder und nahm seinen Kopf in den Schoß. Ihre verschreckten blassen Augen vermieden es, sein leichenhaftes Gesicht anzusehen. An einer Straßenecke am anderen Ende der Stadt kam eine Bahre dem Wagen entgegen. Die Frau folgte ihr bis zur Tür des Hospitals, wo man ihr erlaubte, mit hineinzugehen und zuzusehen, wie er zu Bett gebracht wurde. Rasumoffs neu entdeckte Verwandte vergoß keine Träne. Doch konnten die Beamten sie nur mit Mühe dazu bringen, wegzugehen. Der Pförtner sah sie lange Zeit auf der anderen Seite der Straße warten. Plötzlich lief sie davon, als sei ihr etwas eingefallen.

Die erbitterte Feindin aller Finanzministerien, die Sklavin von Madame de S., hatte sich entschlossen, auf ihre Stellung als Gesellschaftsdame bei der Egeria von Peter Iwanowitsch zu verzichten. Sie hatte ein Werk nach ihrem eigenen Herzen gefunden.

Stunden zuvor aber, während das nächtliche Gewitter noch tobte, hatte es bei Julius Laspara eine große Sensation gegeben. Der furchtbare Nikita war aus dem Vorzimmer zurückgekommen und hatte seine heisere Stimme bis zum äußersten angestrengt, um in die Gesellschaft hineinzurufen:

»Rasumoff! Herr Rasumoff! Der wunderbare Rasumoff! Der wird keinem mehr als Spitzel irgendwie nützen können. Er wird nicht schwätzen, weil·er in seinem Leben nichts mehr hören wird – keinen Ton mehr! Ich habe ihm die Trommelfelle gesprengt. Oh, ihr könnt euch auf mich verlassen. Ich kenne den Trick. Haha! Haha! Haha! Ich kenne den Trick.«

Kapitel 5

Es war fast zwei Wochen nach dem Begräbnis ihrer Mutter, als ich Natalie Haldin zum letzten Male sah.

In jenen stillen, dunklen Tagen waren die Türen der kleinen Wohnung am Boulevard des Philosophes für jedermann außer mir geschlossen. Ich stelle mir vor, daß ich irgendwie von Nutzen war. Und wenn auch nur deshalb, weil ich allein die ganze Lage bis in ihre unglaublichsten Winkel überschaute. Fräulein Haldin pflegte ihre Mutter allein bis zum letzten Augenblick. Wenn Rasumoffs Besuch irgend etwas mit Frau Haldins Ende zu tun hatte (und ich für meinen Teil bin überzeugt, daß er es wesentlich beschleunigte), so liegt es daran, daß der Mann, dem der unglückliche Viktor Haldin vorschnell sein Vertrauen geschenkt hatte, das der Mutter von Viktor Haldin nicht hatte gewinnen können. Welche Geschichte er ihr eigentlich erzählt hat, kann man nicht wissen – ich wenigstens weiß es nicht –, mir schien es aber, als stürbe sie an einer stillschweigend getragenen letzten Enttäuschung. Sie hatte ihm nicht geglaubt. Vielleicht konnte sie überhaupt niemand mehr glauben und hatte daher auch niemand etwas zu sagen – nicht einmal ihrer Tochter. Ich glaube, daß Fräulein Haldin die schwersten Stunden ihres Lebens an jenem stillen Sterbebett verbracht haben muß, und ich gestehe, daß ich eine gewisse Feindseligkeit gegen die gebrochene alte Frau empfand, die ihr hartnäckiges und stummes Mißtrauen gegen ihre Tochter mit hinübernahm.

Als alles vorbei war, half ich, so gut ich konnte. Fräulein Haldin war von ihren Landsleuten umgeben. Viele davon wohnten dem Begräbnis bei. Auch ich ging hin, hielt mich aber später von Fräulein Haldin fern, bis ich eine kurze Nachricht von ihr erhielt, die mich für meine Selbstverleugnung belohnte. »Es kommt nun, wie Sie es wollten. Ich gehe sofort nach Rußland zurück. Mein Entschluß steht fest. Kommen Sie mich besuchen.«

Ich empfand dies tatsächlich als Belohnung für meine Zurückhaltung und ging ohne Zögern hin.

Die kleine Wohnung am Boulevard des Philosophes wies die traurigen Zeichen eines baldigen Aufbruchs auf. Sie kam mir trostlos und fast schon verlassen vor.

Wir wechselten im Stehen einige Worte über ihr Befinden, über das meine, ein paar Bemerkungen über Angehörige der russischen Kolonie, und dann lud mich Natalie Haldin zum Sitzen ein und begann offen über ihre künftige Arbeit und ihre Pläne zu sprechen. Es sollte alles werden, wie ich es gewünscht hatte. Und es sollte fürs Leben sein. Wir wollten einander nie wiedersehen. Nie wieder.

Ich behielt jede Freude über meinen Erfolg für mich. Natalie Haldin schien gereift durch die äußerlichen und innerlichen Erfahrungen der letzten Tage. Sie schritt mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab und sprach langsam; ihre Brauen lagen glatt, ihr Gesicht zeigte Entschlossenheit. Sie bot mir einen ganz neuen Anblick. Und ich wunderte mich über den Ernst und die Gemessenheit in ihrer Stimme, ihren Bewegungen und ihrer Haltung. Aus alledem sprach vollendete und überdachte Unabhängigkeit. Die ganze Stärke ihrer Natur war zum Durchbruch gekommen, weil die dunklen Tiefen aufgerührt worden waren.

»Wir beide können jetzt darüber sprechen«, bemerkte sie nach einem kurzen Schweigen und trat dicht vor mich hin. »Haben Sie in letzter Zeit im Spital nachgefragt?«

»Ja, gewiß.« Und da sie mich fest ansah, fügte ich hinzu: »Er wird am Leben bleiben, sagen die Ärzte. Aber ich dachte, daß Thekla … «

»Thekla war mehrere Tage nicht bei mir«, erklärte Fräulein Haldin rasch. »Da ich ihr niemals vorschlug, selbst ins Spital mitzugehen, so glaubt sie, ich hätte kein Herz. Ich habe sie enttäuscht.«

Fräulein Haldin lächelte leicht.

»Ja, sie sitzt bei ihm so lange und so oft, wie man es irgend erlaubt«, sagte ich. »Sie sagt, sie wolle ihn nie verlassen, nie, solange sie lebt. Er wird jemand brauchen – ein hoffnungsloser Krüppel und dabei stocktaub.«

»Stocktaub? Das wußte ich nicht«, murmelte Natalie Haldin.

»Es ist so. Es scheint merkwürdig. Man hat mir gesagt, daß am Kopfe keine äußeren Verletzungen wahrzunehmen waren. Man sagt auch, es sei nicht wahrscheinlich, daß er Thekla allzulange zur Last fallen würde.«

Fräulein Haldin schüttelte den Kopf.

»Solange es noch Reisende gibt, die am Wege niederbrechen, wird unsere Thekla nie müßig sein. Sie fühlt sich unwiderstehlich zur Samariterin berufen. Die Revolutionäre haben sie nicht verstanden. Stellen Sie

sich doch vor, daß man ein ergebenes Geschöpf, wie sie, dazu gebraucht hat, Dokumente in ihre Kleider eingenäht herumzutragen oder nach Diktat zu schreiben.«

»Es gibt nicht viel Scharfblick in der Welt!«

Kaum hatte ich es ausgesprochen, da bereute ich diese Bemerkung. Natalie Haldin sah mich fest an und stimmte mit einem leichten Kopfneigen zu. Sie war nicht verletzt, wandte sich aber weg und begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. Mir schien, als entfernte sie sich weiter und weiter von mir, ins Unerreichbare, ohne aber mit der zunehmenden Entfernung kleiner zu werden. Ich schwieg, da es mir hoffnungslos schien, meine Stimme noch zu erheben. Als ich die ihre nahe bei mir wieder hörte, fuhr ich leicht zusammen.

»Thekla sah ihn, als man ihn nach dem Unfall auflas. Die gute Seele hat mir nie erzählen wollen, wie es sich eigentlich zugetragen hat. Sie versichert, daß es eine geheime Vereinbarung zwischen ihnen gewesen sei – eine Art Pakt –, daß er in jeder bittern Not, in Unglück, Sorge oder Krankheit zu ihr kommen sollte.«

»War es so?« sagte ich. »Dann war es ein Glück für ihn. Er wird die ganze Ergebenheit der guten Samariterin nötig haben.«

Tatsache war, daß Thekla aus irgendeinem Grund um fünf Uhr morgens aus dem Fenster gesehen und Rasumoff im Park des Château Borel erblickt hatte, wie er stocksteif, mit bloßem Kopf, im Regen am Fuß der Terrasse stand. Sie hatte ihn laut beim Namen gerufen, um zu erfahren, was los sei. Er hatte nicht einmal den Kopf erhoben. Bis sie sich genügend angezogen hatte, um hinunterlaufen zu können, war er weg. Sie eilte ihm nach auf die Straße hinaus und kam gerade zu der stehengebliebenen Straßenbahn und der kleinen Gruppe von Leuten, die Rasumoff aufhoben. So viel hatte mir Thekla selbst erzählt, als wir uns eines Nachmittags zufällig an der Türe des Spitals getroffen hatten. Ich fühlte aber keinen Wunsch, über die geheimen Gründe dieses merkwürdigen Geschehnisses weiter nachzudenken.

»Ja, Natalia Viktorowna. Er wird jemand brauchen, wenn sie ihn auf Krücken und stocktaub aus dem Spital entlassen. Ich glaube aber nicht, daß er die Hilfe der guten Thekla verlangen wollte, als er wie ein entsprungener Irrer in den Park des Château Borel stürzte.«

»Nein«, sagte Natalie Haldin und blieb kurz vor mir stehen. »Vielleicht nicht.«

Sie setzte sich und stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand. Das Schweigen währte mehrere Minuten. Ich erinnerte mich an den Abend seines furchtbaren Geständnisses – an die Klage, die sie scheinbar mit

letzter Kraft hervorgestoßen hatte. »Man kann nicht unglücklicher sein … « Die Erinnerung hätte mich schaudern gemacht, wäre ich nicht in Bewunderung vor ihrer Kraft und Ruhe versunken gewesen. Es gab nicht länger mehr eine Natalie Haldin, da sie gänzlich aufgehört hatte, an sich selbst zu denken. Es war ein großer Sieg, eine echt russische Selbstbezwingung.

Sie brachte mich wieder zu mir selbst, indem sie plötzlich aufsprang, wie jemand, der einen Entschluß gefaßt hat. Sie schritt zum Schreibtisch, der all der kleinen Dinge, die ihrem täglichen Gebrauch gedient hatten, beraubt und als ein totes Möbelstück dastand. Und doch enthielt er noch ein Stück Leben, denn sie entnahm einem Schubfach ein flaches Paket, das sie mir brachte.

»Es ist ein Buch«, sagte sie merkwürdig abgerissen, »es wurde mir in meinen Schleier eingewickelt zugesandt. Ich habe Ihnen seinerzeit nichts davon gesagt, nun aber habe ich mich entschlossen, es Ihnen zu übergeben. Ich habe ein Recht, das zu tun. Es wurde mir geschickt. Es gehört mir. Sie können es behalten oder vernichten, nachdem Sie es gelesen haben. Und während Sie es lesen, denken Sie, bitte, daran, daß ich wirklich wehrlos war. Und daß er … «

»Wehrlos?« wiederholte ich überrascht und sah sie starr an. »Sie werden dieses selbe Wort darin geschrieben finden«, flüsterte sie. »Nun, es ist wahr! Ich war wehrlos. – Doch vielleicht haben Sie das selbst beobachtet.« Sie errötete und wurde gleich darauf totenbleich. »Ich will gerecht sein gegen den Mann, und darum bitte ich Sie, daran zu denken. O ich war es, ich war es!«

Ich erhob mich etwas taumelnd.

»Ich werde wohl schwerlich irgend etwas vergessen, was Sie mir bei diesem unserem letzten Zusammentreffen sagten.«

Sie faßte meine Hand.

»Es ist schwer zu glauben, daß wir uns für immer Lebewohl sagen müssen.«

Sie erwiderte meinen Druck, und unsere Hände trennten sich.

»Ja. Ich reise morgen von hier ab. Endlich sind meine Augen offen und meine Hände frei. Und im übrigen – wer von uns könnte sein Ohr dem erstickten Schrei unseres großen Schmerzes verschließen? Der großen Welt mag es vielleicht nichts ausmachen.«

»Die große Welt achtet mehr auf eure Uneinigkeit. Das ist ihre Art.«

»Ja.« Sie neigte zustimmend den Kopf und zögerte einen Augenblick. »Ich will Ihnen sagen, daß ich nie aufhören werde, auf den Tag zu hoffen, an dem jede Uneinigkeit zum Schweigen gebracht sein wird.

Versuchen Sie, sich sein Dämmern auszumalen. Das Gewitter von Schlägen und Flüchen ist vorüber; alles ist ruhig. Die neue Sonne geht auf, da die müden Menschen, endlich vereint, fühlen, daß der Streit zu Ende ist; und sie werden ihres Sieges doch nicht ganz froh, weil so viele Ideen zugrunde gehen mußten, um des Triumphes der einen willen, weil so mancher Glaube sie haltlos verlassen hat. Sie fühlen sich allein auf der Welt und scharen sich eng zusammen. Ja, es muß viele bittere Stunden geben, doch endlich wird die Herzensangst ausgelöscht werden durch Liebe.«

Und nach diesem letzten Wort ihrer Weisheit, diesem Wort, das so süß, so bitter und manchmal so grausam sein kann, sagte ich Natalie Haldin Lebewohl. Es ist hart, denken zu müssen, daß ich nie wieder in die treuen Augen jenes Mädchens sehen soll. Sie hat sich einem unbesieglichen Glauben vermählt. Im Frühlenz einer Liebe, die wie eine Himmelsblume aus dieser Menschenerde gekeimt war, die mit Blut gedüngt, von Schmerzen durchpflügt, mit Tränen bewässert wird.

Ich möchte daran erinnern, daß ich zu jener Zeit nichts von dem Geständnis wußte, daß Rasumoff vor den versammelten Revolutionären abgelegt hatte. Natalie Haldin mochte erraten haben, was das »Eine« war, was ihm noch zu tun blieb; ich, mit den Augen des Westens, hatte es natürlich nicht gesehen.

Thekla, die gewesene Gesellschaftsdame der Madame de S., wich nicht von seinem Bett im Spital. Wir trafen uns ein oder zweimal vor jenem Gebäude, doch sie war bei dieser Gelegenheit nicht mitteilsam. Sie gab mir so kurz wie möglich Nachricht von Herrn Rasumoffs Befinden. Er erholte sich langsam und würde sein ganzes Leben ein hilfloser Krüppel bleiben. Persönlich suchte ich ihn nicht mehr auf: ich habe ihn nie wieder gesehen seit dem furchtbaren Abend, an dem ich als aufmerksamer, doch unbeachteter Zuschauer seinem Auftritt mit Fräulein Haldin beiwohnte. Er wurde zu seiner Zeit aus dem Spital entlassen, und seine »Verwandte« – so sagte man mir – habe ihn irgendwohin fortgebracht.

Fast zwei Jahre später erfuhr ich weitere Einzelheiten. Sicher hatte ich nicht danach geforscht; es war ein reiner Zufall, der mich im Hause eines hervorragenden russischen Edelmanns liberaler Gesinnung, der eine Zeitlang in Genf leben wollte, mit einer Frau zusammenführte, die sich in den revolutionären Kreisen hohen Ansehens erfreute.

Der Russe, von dem ich spreche, stellte einen von Peter Iwanowitsch durchaus verschiedenen Typus von Berühmtheit dar – ein dunkelhaariger Mann mit gütigen Augen, hochschultrig, höflich und von stillem, vorsichtigem Wesen. Er wählte einen Augenblick, wo niemand in der

Nähe war, und trat in Begleitung einer grauhaarigen, lebhaften Dame in roter Bluse auf mich zu.

»Unsere Sofia Antonowna wünscht mit Ihnen bekannt zu werden«, sagte er mir in seiner verhaltenen Stimme, »und so lasse ich Sie allein, damit Sie sich aussprechen können.«

»Ich hätte mich nie in Ihre Nähe gedrängt«, begann die grauhaarige Dame sofort, »wenn ich nicht mit einer Botschaft für Sie beauftragt wäre.«

Die Botschaft waren ein paar freundliche Worte von Natalie Haldin. Sofia Antonowna war eben von einem geheimen Ausflug nach Rußland zurückgekehrt und hatte Fräulein Haldin gesehen. Sie lebte in einer Stadt »im Zentrum« und teilte ihr mildherziges Werk zwischen den Schrecken überfüllter Gefängnisse und dem herzbrechenden Jammer beraubter Heimstätten. Sofia Antonowna versicherte mir, daß sie ganz ohne Rücksicht auf sich selbst nur ihrer Arbeit lebe.

»Sie hat eine gläubige Seele, einen unbeugsamen Geist und einen unermüdlichen Körper.« So faßte die Revolutionärin ihr Urteil leicht enthusiastisch zusammen.

Eine so begonnene Unterhaltung konnte begreiflicherweise unmöglich an einem Mangel an Interesse von meiner Seite scheitern. Wir zogen uns in eine Ecke zurück, wo wir ungestört waren. Während unseres Gesprächs über Fräulein Haldin bemerkte Sofia Antonowna plötzlich:

»Ich glaube, Sie werden sich erinnern, mich früher gesehen zu haben? An jenem Abend, als Natalie Haldin zu Peter Iwanowitsch kam, um die Adresse eines gewissen Rasumoff zu erfragen, jenes jungen Mannes, der … «

»Ich erinnere mich genau«, sagte ich. Als Sofia Antonowna erfuhr, daß ich durch Fräulein Haldin in den Besitz des Tagebuches jenes jungen Menschen gekommen sei, zeigte sie das lebhafteste Interesse und verbarg ihre Neugier nicht, das Dokument zu sehen. Ich erbot mich, es ihr zu zeigen, und sie willigte sofort ein, mich zu diesem Zweck am nächsten Tag zu besuchen. Sie las darin über eine Stunde und gab mir dann das Buch mit einem schwachen Seufzer zurück.

Auf ihren Wanderungen durch Rußland hatte sie auch Rasumoff gesehen. Er lebte nicht »im Zentrum«, sondern »im Süden«. Sie beschrieb mir ein kleines zweizimmeriges Holzhaus an der Grenze einer ganz kleinen Stadt, halbversteckt hinter dem hohen Plankenzaun eines Gartens, in dem Nesseln wucherten. Er war verkrüppelt, krank, wurde täglich schwächer, und Thekla, die Samariterin, pflegte ihn unermüdlich, mit

der reinen Freude selbstloser Hingabe. Das war eine Aufgabe, die ihr keine Enttäuschung bereiten konnte.

Ich verbarg Sofia Antonowna meine Überraschung darüber nicht, daß sie Herrn Rasumoff besucht habe. Ich verstand den Beweggrund nicht. Doch sie teilte mir mit, daß sie nicht die einzige sei.

»Einige von uns besuchen ihn immer, wenn sie in der Nähe vorbeikommen. Er ist klug. Er hat Ideen … Er spricht auch gut.«

Damals hörte ich zum erstenmal von Rasumoffs öffentlicher Beichte in Lasparas Haus. Sofia Antonowna gab mir eine genaue Schilderung der Vorfälle, die sich damals zugetragen hatten. Rasumoff selbst hatte ihr alles bis ins kleinste erzählt.

Dann sah sie mich mit ihren glänzend schwarzen Augen scharf an und sagte:

»Es gibt böse Augenblicke in jedem Leben. Eine falsche Vorstellung drängt sich in ein Hirn, und dann entsteht die Furcht – die Furcht vor sich selbst, die Furcht für sich selbst. Oder auch ein falscher Mut – wer weiß. Gut, nennen Sie es, wie Sie wollen. Aber sagen Sie mir, wie viele würden sich nicht lieber mit offenen Augen ins Verderben stürzen (wie er selbst in jenem Buch sagt), als weiterleben, in ihren eigenen Augen insgeheim erniedrigt? Wie viele? … Und, bitte, beachten Sie eines – er war sicher, als er es tat. Es war gerade im Augenblick, als er sich selbst sicher glauben konnte und mehr –. unendlich viel mehr –, als ihm zum erstenmal die Möglichkeit dämmerte, jenes wunderbare Mädchen könnte ihn lieben. Da erkannte er, daß sein grimmigster Spott, die zügelloseste Bosheit, alle Teufeleien seines Hasses und Stolzes niemals die Schande des Lebens tilgen konnten, das vor ihm lag. Es liegt Charakter in einer solchen Erkenntnis.«

Ich nahm ihre Schlußworte schweigend auf. Wem würde es wohl einfallen, die Gründe für Vergebung oder Mitleid erforschen zu wollen? Immerhin stellte es sich später heraus, daß die Barmherzigkeit, die die revolutionäre Partei Rasumoff, dem Verräter, erwies, zum Teil vom bösen Gewissen diktiert war. Sofia Antonowna fuhr verlegen fort:

»Und dann, müssen Sie wissen, war er das Opfer einer Mißhandlung. Es geschah ohne Autorisation. Es war noch nichts darüber beschlossen worden, was mit ihm geschehen sollte. Er hatte freiwillig gestanden, und jener Nikita, der ihm absichtlich die Trommelfelle sprengte, draußen im Vorzimmer, wie von seiner Empörung fortgerissen – nun gut, dieser Nikita hat sich später als ein Schuft der schlimmsten Sorte entpuppt – selbst ein Verräter, ein Spion, ein Spitzel! Rasumoff sagte mir, er habe es ihm in einer Art Erleuchtung angesehen … «

»Ich habe den Kerl nur ganz kurz gesehen«, sagte ich. »Aber wie irgend jemand unter Ihnen sich nur einen halben Tag lang täuschen lassen konnte, ist mir unverständlich.«

Sie unterbrach mich.

»Da! Da! Sprechen Sie nicht davon. Als ich ihn zum erstenmal sah, war auch ich erschreckt. Ich wurde niedergeschrien. Wir wiederholten uns untereinander ständig: ›Oh, Sie dürfen auf sein Aussehen nichts geben‹; und dann war er immer bereit zu töten. Darüber gab es keinen Zweifel. Er tötete – ja, in beiden Lagern. Der Feind … «

Und nachdem Sofia Antonowna das ärgerliche Zittern ihrer Lippen überwunden hatte, erzählte sie mir eine ganz eigenartige Geschichte. Es ergab sich, daß Rat Mikulin (kurz nach Rasumoffs Verschwinden aus Genf) in Deutschland reiste und zufällig mit Peter Iwanowitsch in einem Eisenbahnwagen zusammentraf. Da sie beide in dem Abteil allein waren, sprachen sie die halbe Nacht zusammen, und da war es, daß Mikulin, der Polizeichef, dem revolutionären Führer über den wahren Charakter des berühmten Gendarmentöters einen Wink gab. Es hat den Anschein, als habe sich Mikulin dieses seines merkwürdigen Agenten entledigen wollen. Vielleicht war er seiner müde geworden oder hatte Angst vor ihm bekommen. Es muß auch gesagt werden, daß Mikulin den finsteren Nikita von seinem Amtsvorgänger übernommen hatte.

Und auch diese Geschichte nahm ich ohne Kommentar entgegen, da ich mir wohl bewußt war, lediglich ein stummer Zeuge von russischen Dingen zu sein, die ihre östliche Logik vor mir, unter den Augen des Westens ausbreiteten. Doch ich erlaubte mir eine Frage: »Sagen Sie mir, bitte, Sofia Antonowna, hat Madame de S. ihr ganzes Vermögen Peter Iwanowitsch vermacht?«

»Keinen Pfennig davon.« Die Revolutionärin zuckte angewidert die Schultern. »Sie starb ohne Testament. Eine Schar Neffen und Nichten kamen von St. Petersburg herunter, wie ein Geierschwarm, und rauften sich untereinander um ihr Geld. Lauter verwünschte Kammerherren und Ehrendamen – ekelhaftes Hofgezücht. Pfui!«

»Man hört jetzt nicht viel von Peter Iwanowitsch«, bemerkte ich nach einer Pause.

»Peter Iwanowitsch«, sagte Sofia Antonowna ernst, »hat sich mit einem Bauernmädchen verbunden.«

Ich war ehrlich erstaunt.

»Was! An der Riviera?«

»Unsinn! Natürlich nicht!«

Sofia Antonownas Ton klang etwas herb.

»Lebt er denn augenblicklich in Rußland? Das ist ein großes Wagnis, nicht?« rief ich aus. »Und alles einem Bauernmädchen zulieb! Glauben Sie nicht, daß das ganz verkehrt von ihm ist?«

Sofia Antonowna bewahrte eine Zeitlang ein geheimnisvolles Schweigen und äußerte dann sachlich: »Er betet sie einfach an.«

»Tut er das? Nun, dann hoffe ich, daß sie nicht zögern wird, ihn zu prügeln.«

Sofia Antonowna stand auf und verabschiedete sich von mir, als hätte sie kein Wort meines ruchlosen Wunsches gehört; als ich sie aber hinausbegleitete, wandte sie sich im Türrahmen um und erklärte mit fester Stimme:

»Peter Iwanowitsch ist ein erleuchteter Mann.«

Sie haben dieses Buch gemocht ?
Ähnliche Benutzer haben auch heruntergeladen

Guy de Maupassant

Bel Ami

Er beschreibt den beruflichen und gesellschaftlichen Aufstieg des ehemaligen Unteroffiziers Georges Duroy im Paris des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Jules Verne

Reise um die Erde in 80 Tagen

Der reiche englische Gentleman Phileas Fogg, geradezu Exzentriker in Sachen Pünktlichkeit und täglichen Gewohnheiten und zudem ein leidenschaftlicher Whist-Spieler, wettet mit anderen Mitgliedern des Reform Club in London, dass es ihm gelingen werde, in 80 Tagen um die Welt zu reisen. Noch am selben Abend bricht er mit seinem gerade neu eingestellten französischen Diener Passepartout auf. Mit dem Zug fahren sie über Paris nach Brindisi, wo sie das Dampfschiff Richtung Bombay besteigen. In einem Reisesack hat er 20.000 Pfund Sterling dabei, die Hälfte seines Vermögens.

Fyodor Mikhailovich Dostoyevsky

Der Spieler

Die zentrale Thematik dieses 1866 erstmals erschienenen Romans kreist um zwei Pole: die zerstörerische Leidenschaft zum Spiel und die Qual einer komplizierten Liebesbeziehung. Zunächst will Aleksej Iwanowitsch am Spieltisch nur seine ruinöse Finanzlage verbessern, aber wie der berühmte Autor selbst erliegt er der Faszination des Rouletts. Als ihm schließlich seine heimliche Liebe Paulina ihre ZUneigung gesteht, kann er den eingeschlagenen Weg nicht mehr verlassen. Er verliert die Geliebte, die erkennt, dass sie gegen die »Poesie des Spiels« ohnmächtig ist.

Robert Louis Stevenson

Der Junker von Ballantrae

Sir Walter Scott

Ivanhoe

Die Geschichte thematisiert die Rivalitäten in England zwischen Angelsachsen und Normannen nach dem Sieg Wilhelms des Eroberers sowie die Spätfolgen der Kreuzzüge mit der Geiselnahme des englischen Königs Richard Löwenherz in Österreich. Ebenso sind die zur Zeit der Handlung existierenden Vorurteile

gegenüber Juden dargestellt. Robin Hood tritt unter dem Namen „Locksley“ in Erscheinung. Die normannischen Gegenspieler von Ivanhoe haben alle wohlklingende Namen, die verdeutlichen, dass der Adel Englands damals noch Französisch sprach (Brian de Bois-Guilbert, Maurice de Bracy, Philippe de Malvoisin, Ralph de Vipont, Reginald Front-de-Boeuf Herr von Torquilstone). In Abwesenheit König Richards stützt sich dessen jüngerer Bruder Johann Ohneland auf die Macht dieser normannischen Ritter und Barone. Ein interessanter Gegensatz zu der düsteren Gestalt des normannischen Tempelritters (Brian de Bois-Guilbert) findet sich einerseits in dem Helden Ivanhoe und andererseits in der tragischen Rolle der Rebekka.

Arthur Conan Doyle

Das Tal des Grauens

Das Tal der Grauens ist der vierte Roman von Sir Arthur Conan Doyle in dem die Figuren Sherlock Holmes und Dr. Watson auftauchen.

Herman Melville

Bartleby

Ein älterer Rechtsanwalt berichtet als Icherzähler von einem seiner Schreiber namens Bartleby, den er eines Tages in sein von Hochhäusern umstelltes lichtloses Büro in der Wall Street aufnimmt. Bartleby beginnt seine Tätigkeit mit stillem Fleiß und einsiedlerischer Ausdauer. Er kopiert unermüdlich Verträge, lehnt aber zur Überraschung seines Dienstherrn schon bald jede andere Tätigkeit mit den Worten ab: „Ich möchte lieber nicht“, „I would prefer not to“. Bald weigert er sich sogar, Verträge zu kopieren, wohnt aber inzwischen in dem Büro - höflich, freudlos, ohne Freunde und fast ohne zu essen. Der Rechtsanwalt kann oder will ihn nicht gewaltsam aus dem Büro entfernen lassen und auch eine großzügige Abfindung interessiert Bartleby nicht. Wegen eines unerklärlichen Einverständnisses mit Bartleby sieht sich der Rechtsanwalt am Ende gezwungen, selbst aus dem Büro auszuziehen, statt Bartleby vor die Tür zu setzen. Seine Nachmieter - weniger verständnisvoll - lassen Bartleby bald durch die Polizei abführen und in das Gefängnis The Tombs (die Gräber) bringen. Dort verweigert Bartleby sowohl alle Kommunikation und auch alle Nahrung. Der Rechtsanwalt versucht, sich um seinen „Freund“ zu kümmern, aber nach wenigen Tagen stirbt Bartleby an seiner Lebensverweigerung.

Edgar Allan Poe

Der Doppelmord in der Rue Morgue

Der Doppelmord in der Rue Morgue ist eine Kurzgeschichte des US-amerikanischen Schriftstellers Edgar Allan Poe. Sie ist die erste von drei Kurzgeschichten, die sich um den deduktiv analysierenden Krimihelden C. Auguste Dupin drehen.

Joseph Conrad

Das Herz der Finsternis

Der Flussdampferkapitän Marlow reist im Auftrag einer belgischen Handelskompanie tief in den Kongo. Auf seiner Reise erlebt er unverständliche Wirrnisse, Sinnlosigkeit und eine unvorstellbare Ausbeutung der Schwarzen. Die Reise den Fluss entlang entwickelt sich immer mehr zur Reise in sein eigenes unbewusstes Inneres. Marlow trifft auf den berühmt-berüchtigten und angeblich besonders erfolgreichen Elfenbein-Agenten Kurtz. Kurtz hat auf seinem Handelsposten, von der Handelsgesellschaft als „Leuchtfeuer auf der Straße zum Besseren“ beabsichtigt, ein Zentrum des Bösen und eine machtvolle Position etabliert. Vermeintlich unter dem schädlichen Einfluss der Wildnis hat er sich den in ihm selber existierenden Verrohungstendenzen hingegeben und geht darin unter. Marlow verfälscht seine letzten Worte („Das Grauen! Das Grauen!“), um sie Kurtz' Braut als letzten Gruß zu überbringen.

Franz Kafka

Das Schloß

Es schildert den vergeblichen Kampf des Landvermessers K. um Anerkennung seiner beruflichen und privaten Existenz durch ein geheimnisvolles Schloss und dessen Vertreter.

www.feedbooks.com
Food for the mind